



10.12.73
Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

BR 127 .F37 v.1-2
Falke, Robert, 1864-
Budda, Mohammed, Christus

Shelf



Buddha
Mohammed
Christus

ein Vergleich

der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen.

Von

Robert Falke.

Erster darstellender Teil:

Vergleich der drei Persönlichkeiten.

Zweite Auflage.



Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1898.

Das Recht der Überetzung bleibt vorbehalten.

Seinem hochverehrten Lehrer und väterlichen Freunde, dem
geistlichen Inspektor der Landesschule Pforta,

dem Herrn Professor D. Witte

in treuer Dankbarkeit

gewidmet

von seinem ehemaligen Schüler

Robert Falke,

Divisionspfarrer in Erfurt.



Digitized by the Internet Archive
in 2016

Vorwort zur ersten Auflage.

Es ist ein noch wenig bebautes Gebiet, welches ich mit dieser Arbeit betrete, zugleich schwierig wegen der Fülle des Stoffs und der Verschiedenheit der herrschenden Ansichten, aber hochinteressant und lehrreich in einer religiös unklaren und nach Wahrheit tastenden Zeit. Ich will nun nicht die Ehre für mich in Anspruch nehmen, als böte ich in diesem Werke neue und durchweg selbständig erarbeitete, wissenschaftliche Resultate; ich stehe bei der Beurteilung des Buddhismus und des Islam auf den Schultern der Männer, die hier Bahnbrechendes geleistet, auf den buddhistischen Untersuchungen Oldenbergs, Köppens, Bastians, Neumanns u. a., und auf den islamischen, die Sprenger, Weil, v. Kremer, Geiger, Pischon u. a. in ihren Werken niedergelegt haben. Das kleine Verdienst, das ich für mich in Anspruch nehmen darf, ist das, daß hier zum erstenmal in breiterer, volkstümlicher Darstellung für die Denkenden unter den Christen die drei Religionsstifter und ihre Religionen gegenübergestellt, verglichen und nach ihrem Werte abgemessen sind. Wenn überall und am Ende die Palme dem Gründer des Christentums zuerkannt wird, so mag man das nicht als eine Voreingenommenheit eines christlichen Theologen betrachten, sondern nur als die Bestätigung eines Petrinischen Wortes: „Es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“ (Act. 4, 12.)

Wöchte mein Buch in diesem Sinne Frucht schaffen!

Erfurt, zu Weihnachten 1895.

Robert Falke.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Ich bin mir immer bewußt gewesen, eine ebenso schwierige als undankbare Aufgabe übernommen zu haben, als ich, ein evangelischer Theologe, versuchte, Jesum Christum mit zwei so einseitigen und unvollkommenen Menschen, wie Buddha und Mohammed waren, in Parallele zu setzen. Man konnte dabei in den doppelten Fehler verfallen, entweder die Person Jesu durch Gleichsetzung mit den anderen zu verkleinern oder dieselbe von vornherein so hoch über die anderen zu stellen, daß eine historische Vergleichung unmöglich wurde. Ich habe versucht, die Mitte einzuhalten, indem ich den biblisch-historischen Christus, wie er uns in seiner gottmenschlichen Natur aus den Evangelien entgegentritt, ohne dogmatische Hülle mit den anderen verglich. Und wenn mir auch mannigfache Recensionen des In- und Auslandes den Vorwurf gemacht haben, entweder daß ich hier zu orthodox-engherzig, oder daß ich zu liberal-weitherzig meine Aufgabe gelöst habe, so glaube ich doch mit aufrichtigem Dank für zahlreiche gerechtere Beurteilungen an dem Selbsturtheil festhalten zu dürfen, daß ich objektiv und ohne wissentlich ungerecht geurteilt zu haben, diese Vergleichung durchgeführt habe. Man hat mir vorgeworfen, ich hätte bei Schilderung des Lebens Buddhas und Mohammeds einseitigerweise von Legenden gesprochen, von Erfindungen übertreibender Phantasie, wodurch das Leben jener idealisirt worden sei, während ich die Wunderthaten Jesu gepriesen, seine göttliche Natur anerkannt und seine Auferstehung als gewiß bezeichnet habe. Dem gegenüber erwidere ich, daß der erstere Gedanke nicht nur meine, sondern zugleich die Überzeugung der gesamten modernen Wissenschaft ist, nach welcher das Leben jener beiden Religionsstifter ohne Wunderthaten und ganz anders verlaufen ist, als es die betreffenden Religionsgemeinschaften lehren. Und was den anderen Gedanken betrifft, so verweise ich auf die Glaubwürdigkeit des Neuen Testaments, ferner auf die

Wirkungen der Persönlichkeit Jesu und seiner Religion auf ganze Völker und auf das einzelne Menschenherz, Wirkungen so wunderbarer, beseligender und erneuernder Art, daß wir einen Rückschluß auf die Person und die Thaten des machen dürfen, der diese neue Bewegung ins Leben gerufen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ (Vergleiche den 2. Band mit der Gegenüberstellung der drei Religionen!) Wir Christen allein haben, ohne anmaßend zu sein, das geschichtliche Recht, die Wunderbarkeit des Lebens und der Person Jesu festzuhalten, diejenige der anderen beiden aber zu verwerfen, denn nur Jesus konnte erlösen, die beiden anderen nicht. —

Sodann ist mehrfach der Vorwurf erhoben worden, daß „ein für seinen Glauben begeisterter Geistlicher niemals ein gerechter Richter sein könne; wer unparteiisch über die drei Religionen urteilen wollte, der müßte außerhalb der Kirche stehen.“ Ich behaupte, daß gerade der Christ am ehesten die Fähigkeit gerechter Beurteilung solcher religiös-wissenschaftlichen Fragen hat, denn sein Blick, an der Persönlichkeit Jesu geschärft, wird klarer der Menschen Vorzüge und Schwächen erkennen können, sein Verständnis für alles auch außerhalb des Christentums liegende Religiöse und Gute wird erweiterter, sein Urtheil gerechter, sein Maßstab natürlicher, allgemeiner und weniger einseitig sein, als es bei allen außerhalb der Kirche Stehenden möglich ist. Wir Christen beziehen auch für diesen Fall ein Wort Jesu auf uns: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird auch freimachen.“ (Joh. 8, 31.)

So soll denn mein Buch zum zweiten Mal in die Welt gehen um der Wahrheit willen. Der Text ist vielfach verändert und durch Zusätze erweitert worden, zum Teil auch auf Grund von Studien, wie ich sie unter anderen in Kuenens und Warnecks Werken gemacht habe. Auch sind an dem Bilde Jesu einige Züge verändert.

Erfurt, im August 1898.

Robert Falke.

Inhalts-Verzeichnis.

Erster, darstellender Teil.

	Seite
Kap. 1. Die Religions-Urkunden	1
Kap. 2. Geschichtlicher Hintergrund	26
Kap. 3. Geburt und Entwicklung	44
Kap. 4. Lehren und Ringen	63
Kap. 5. Gegenseitige Abhängigkeit	108
Kap. 6. Tod	134
Kap. 7. Die drei Charaktere	153
Kap. 8. Überblick über die Geschichte der drei Religionsgemeinschaften.	181

Kapitel 1.

Die Religions-Urkunden.

Wenn Titanen über die Erde wandeln, übermenschliche Geister, so drücken sie ihre Spuren nicht nur tief in das Menschengeschlecht, mit dem sie lebten, sondern sie üben auch auf die Nachwelt bestimmenden Einfluß; denn was sie gethan und gesagt, das pflanzt sich fort durch Wort und Schrift auf die kommenden Generationen und macht ihren Geist immer wieder unter diesen lebendig. So ist es auch vor allem mit den größten Religionsstiftern, die je die Erde getragen, mit Buddha, Mohammed und Christus. Sie gründeten die drei Weltreligionen, den Buddhismus, den Islam und das Christentum, sammelten um sich eine größere oder kleinere Anhängerschaft; aber als sie dahingegangen, lebte ihr Geist fort in den Büchern, die ihre Thaten, Worte und Absichten der Nachwelt überliefern.

Die Religionsbücher sind immer erst das dritte in der Entwicklung einer Religion. Zuerst kommt die machtvolle Persönlichkeit des Stifters, dann die Gemeinde und zu dritt der schriftliche Niederschlag dessen, was der Stifter gewesen und gethan. Urkunden nennt man diese Aufzeichnungen, weil sie für die Nachwelt die authentische Darstellung alles dessen sind, was die ersten Genossen und Jünger mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört haben. Auch Quellen nennt man sie, weil hier des Stromes Anfang liegt, und jeder, der den Meister kennen lernen will, aus diesem ersten Born schöpfen muß.

So sind uns auch die Religionsbücher der drei Weltreligionen, das Tripitaka des Buddhismus, der Koran des Islam und das Neue Testament des Christentums, Urkunden und Quellen für die Kenntniss der Begründer und deren Gedanken. Zwar hat keiner von den dreien, weder Buddha, vielleicht auch Mohammed, keinesfalls aber Jesus auch nur ein Wörtlein an den Büchern

geschrieben, aber dieselben genießen bei den einzelnen Religionsgemeinschaften doch volle Anerkennung, denn ihre Entstehung fällt zum Teil unmittelbar, zum Teil einige Zeit nach dem Tode der Stifter. Wunderbare Bücher sind es: in längst verflungenen Sprachen sind die beiden ältesten, Tripitaka und Bibel geschrieben, und gelehrte Studien erfordert es, sie im Urtext zu lesen; aber dennoch sind sie alle drei den meisten Völkern auf dem Erdenrund zugänglich, denn sie sind in alle verbreitetere Sprachen übersetzt und überall bekannt. Wunderbare Bücher sind's: wie unzerstörbare Felsen stehen sie im Völkermeere und trotzten nicht nur Jahrhunderten, sondern zum Teil schon Jahrtausenden. Stürme wüteten von rechts und links, von unten und von oben gegen sie; Völker, die an sie glaubten, gingen zu Grund, andere kamen, aber die drei Bücher blieben unverändert bestehen. Sie sind geliebt, verehrt, angebetet von Millionen, von anderen Millionen gehaßt und verfolgt, und auch in derselben Gemeinschaft erregen sie Zwiespalt und Trennung; aber nur um so größere Verehrung fällt auf sie selbst zurück, die dies alles anrichten. Noch heute sind diese Bücher die vielgelesensten auf der Erde; über dreiviertel aller Erdbewohner, gegen 1000 Millionen Menschen, hängen ihnen an und ziehen aus ihnen Kraft und Trost für Leben und Sterben.

Aber doch trägt eins von ihnen den Stempel der Wahrheit deutlicher an der Stirn, als das andere; das soll eine objektive Vergleichung an das Licht bringen.

Es war weit über tausend Jahre vor Christi Geburt, zu derselben Zeit, da man in dem auserwählten Volke Gottes, bei den Juden, die ersten Urkunden des Alten Testaments schrieb, als auch in Indien die brahmanischen Priester zu Ehren ihres Brahma dichteten und sangen. Wenn sie um den Opferealtar wanderten, wenn sie aufwärts zu den Sternen sahen und über die letzten Gründe alles Seins dachten, dann klang aus ihrem Munde das alte Lied, wohl eins der ältesten auf der Erde:

„Einst gab es weder Sein, noch gab es Nichtsein,
Nicht war der Dunstkreis und der Himmel drüber.
Bewegt sich was? und wo? in weissen Obhni?
Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund?
Nicht Tod und nicht Unsterblichkeit war damals,
Der Tag war nicht geschieden von den Nächten.
Nur eines atmet ohne fremden Anhauch
Von selbst; nichts andres gab es über diesem.

Da regte sich in Ihm zum ersten Male
Der Trieb, es war des Geistes erster Same.
Das Band des Seins entdeckten in dem Nichtsein
Die Weisen, einsichtsvoll im Herzen strebend.

Wer weiß es wohl, wer kann es uns verkünden,
Woher entstand, woher sie kam die Schöpfung,
Und ob die Götter nach ihr erst geworden?
Wer weiß es doch, von wannen sie gekommen?

Von wannen diese Schöpfung ist gekommen,
Ob sie geschaffen oder unerschaffen?

Das weiß nur der, des Auge sie bewachtet

Vom höchsten Himmel — oder weiß Er's auch nicht? —“

(Rigveden X, 129; Old. 17, 18.)

So sangen in uralten Zeiten die Brahmanen beim Opferaltar; sie suchten die Gottheit zu finden und die Entstehung alles Seins zu ergründen, aber sie blieben bei der Frage. In späteren Jahrhunderten arbeiteten sie sich hindurch zu dem Glauben an das selige, unwandelbare All-Eine, das hinter der Welt des Leidens und der Vergänglichkeit ruht. Was sie aber forschten und dachten, das legten sie in Gedichten nieder, die uns noch heute erhalten sind. Es sind die uralten Veden, die Psalmen der Inder. Die ältesten sind die Rigvedas; vom 9.—7. Jahrhundert sind dann die Brahmanas und Upanishaden entstanden; das bedeutungsvollste Buch in der ganzen vedischen Litteratur ist das „Brahmana der 100 Pfade.“

Auf diesem brahmanischen Grunde der Veden hat sich die Lehre und die Gemeinde aufgebaut, die sich nach Buddhas Namen nannte. Der Meister selbst lebte von 560—480 vor Chr. Geburt. Aber schon 80 Jahre nach seinem Tode hat man in Jüngerkreisen die ersten Aufzeichnungen von seinem Leben gemacht. Diese älteste Tradition hat sich hauptsächlich auf der Insel Ceylon erhalten und wird dort noch heute von den buddhistischen Mönchen studiert. Die Zeit also, welche diese allerältesten Berichte von dem Tode des Stifters trennte, ist nicht viel länger, als die Zwischenzeit zwischen dem Tode Jesu und der Abfassung der Evangelien. (Vgl. Oldenbergs Buddha, S. 82.) Wenn auch spätere Jahrhunderte zu diesen Erzählungen noch eine Fülle von Sagen, Wundern und Reden hinzugehängt haben und dadurch einen Schleier hüllten um den Kern der Wahrheit, so läßt sich doch von dem unbefangenen Auge leicht erkennen, wo die Geschichte aufhört und

die Dichtung einsetzt. Jedenfalls haben wir über das Leben und die Worte Buddhas eine im ganzen zuverlässige, glaubhafte Urkunde. Die größere Masse dieses Stoffes aber pflanzte sich mehrere hundert Jahre lang maulgeschriebeu fort von Geschlecht zu Geschlecht; man lernte ihn auswendig, hielt ihn mit zäher Energie und erstaunlicher Gedächtniskraft fest; als aber infolge falscher Auslegung Sekten und Parteien entstanden, ließ der König Asoka (der buddhistische Konstantin) ein Konzil nach Pataliputra berufen, und dort wurden die Worte Buddhas zum erstenmal im Zusammenhang schriftlich auf Palmblätter aufgezeichnet in der jetzigen Fassung. Das war in den Jahren 259—222 vor Chr. Geburt. Was von hier an als Kanon des Buddhismus galt, trug den Namen Tripitaka oder „Dreikorb.“ Er zerfällt in drei Teile, in das Sutta= Pitakam, die reichste und älteste Quelle des ursprünglichen Buddhismus, der hervorragendste Bestandteil des Kanons, welcher in seiner ältesten Fassung bis in die erste Zeit nach Buddhas Tod hinaufreicht, und seine Lehrreden, Predigten und Aussprüche enthält; ferner in das Vinaya= Pitakam, welches die Ordensregeln der buddhistischen Mönche aufzählt, und in das Abidharma= Pitakam, die buddhistische Metaphysik aus jüngerer Zeit. Das ist die Bibel der Buddhisten. Die Ursprache, in der dies Religionsbuch abgefaßt ist, ist das Páli, eine Tochtersprache des Sanskrit. Auch Buddha sprach in einer Páli-Mundart.

Es ist der Gelehrten übereinstimmende Ansicht, daß wir in dem Tripitaka eine zum größten Teil glaubwürdige, historische Darstellung der Worte Buddhas haben, und auch der beste Kenner dieser Litteratur, Oldenberg, sagt, daß er es nicht bezweifele, daß wir Buddhas Worte getreu überliefert bekommen hätten, vielleicht so, wie sie von seinen Lippen flossen. (S. 223.) Dahin gehören vor allem die Schlagwörter und Formeln des Buddhismus, die von Buddha tausendmal gesagt sein können, wie z. B. die kurze Zusammenfassung der ganzen buddhistischen Lehre, das uralte Glaubensbekenntnis, mit dem Buddha zuerst auftrat: „Dies, ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden; nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz, das

Dasein als Einzelwesen ist seiner ganzen Natur nach leidvoll“ u. s. w. (Vgl. Kap. 4.)

Dieses Glaubensbekenntnis, das in Siam, Barma, auf Ceylon, in Tibet und in der Mongolei noch heute jedes Kind her sagt, stammt gewiß, wie das meiste in dieser Weise zu Formeln Zusammengezogene, wörtlich aus Buddhas Munde. —

Aber so heilig diese Sammlungen den Buddhisten sind, so enthalten sie nach ihrer Meinung doch keine göttliche, unfehlbare Offenbarung. Ja, sie geben zu, daß sich viel Irrthümliches in die Bücher eingeschlichen hat. Vor allem, was über die Entstehung der Welt, über das Jenseits, überhaupt über das Metaphysische handelt, das zu glauben ist der Buddhist nicht verpflichtet. Buddha selbst hat über diese nicht direkt zu seiner Erlösungslehre gehörigen Fragen auch meist geschwiegen und die Neugierigen zurückgewiesen. Es sind daher Lücken im System, und Buddha hat viel mehr gewußt, als er seinen Jüngern zu sagen für dienlich hielt. Jedenfalls giebt es bei den Buddhisten keine Inspirationslehre. In einem der besten buddhistischen Katechismen heißt es: „daß die Wahrheit dem Begünstigten oder Begnadigten durch einen Gott oder Engel eingegeben oder geoffenbaret wird, ist eine Annahme, die der Buddhist ganz und gar verwirft. Nie haben die Menschen andere Offenbarungen empfangen, als aus dem Munde jener erhabenen Lehrer des Menschengeschlechts, die sich aus eigener Kraft zur höchsten geistigen und moralischen Vollendung emporgerungen haben, und die man daher welt-erleuchtende Buddhas nennt. Der letzte dieser Welterleuchter ist der Buddha Gotamo; was dieser geschaut und verkündigt hat, enthalten die drei Pitakas.“ (Buddhistischer Katechismus von Subhadra Bhitschu“; ¹⁾ 3. Aufl. Braunschweig 1892. S. 67.)

Wenn wir zur sachlichen Beurteilung des Inhalts und der Redeweise der heiligen Texte übergehen, so muß man sagen, daß die Darstellungsweise eine ungeheuer umständliche und eine unser Empfinden geradezu abstoßende ist. Der Stil ist monoton, mit endlosen Wiederholungen. Der Gedankenfortschritt ein ungemein langsamer, und eine Fülle von Lücken ist vorhanden; die Abschnitte

¹⁾ Dieser „Subhadra Bhitschu“ ist aber ein Deutscher und heißt Friedrich Zimmermann. Er hat das Büchlein in der Absicht geschrieben, unter den Deutschen für den Buddhismus zu werben und hat große Erfolge gehabt.

stehen in keiner Verbindung miteinander, sondern sind locker aneinandergereiht. Es fehlt vor allem der warme, herzandringende Ton, die einfache Natürlichkeit, die innige Überzeugung, die auch in andern die Überzeugung weckt. „In Buddhas Rede liegt ein Wort, ein Satz in eintöniger Ruhe neben dem anderen, gleichviel ob er das Geringfügigste oder das Bedeutendste ausspricht.“ (Vld.) Es kommen ferner wenig Erzählungen vor, statt dessen viel abstrakte, dogmatische Entwicklungen, schematisierende Einteilungen, lange Reihen von Kategorien. Nur hie und da zerstreut ein schöner Sinnspruch oder ein anschauliches Gleichnis, aber dies alles nur als Randverzierung. Im ganzen sind die Pitakas äußerst langweilig und ein rechtes Konterfei der stumpfsinnigen, jedes Leben und Geistesstreben verachtenden, toten Mönchs-Moral.

Man beurteile folgende Beispiele: die Rede über die Thorheit der Liebe und des Leids: „Wer hundertfaches Liebes hat, hat hundertfaches Leid; wer neunzigfaches Liebes hat, hat neunzigfaches Leid, wer achtzigfaches Liebes hat, hat achtzigfaches Leid,“ und so die ganze Zahlenreihe herunter in aller Vollständigkeit, bis geschlossen wird: „Wer ein Liebes hat, hat ein Leid; wer kein Liebes hat, hat kein Leid.“ Oder wie langweilig ist das folgende: „Da sprach der Erhabene zu den Jüngern: Alles, ihr Jünger, steht in Flammen. Und was alles, ihr Jünger, steht in Flammen? Das Auge, ihr Jünger, steht in Flammen, das Sichtbare steht in Flammen, das Erkennen des Sichtbaren steht in Flammen, die Berührung mit dem Sichtbaren steht in Flammen, das Gefühl, das aus der Berührung mit dem Sichtbaren entsteht, sei es Freude, sei es Leid, sei es nicht Leid noch Freude, auch dies steht in Flammen. Durch welches Feuer ist es entflammt? Durch der Begierde Feuer, durch des Hasses Feuer, durch der Verblendung Feuer ist es entflammt; durch Geburt, Alter, Tod, Schmerzen und Klagen, Leid, Kummer, Verzweiflung ist es entflammt; also rede ich. — Das Ohr steht in Flammen, das Hörbare steht in Flammen, das Erkennen des Hörbaren steht in Flammen, die Berührung mit dem Hörbaren steht in Flammen, das Gefühl, das aus der Berührung mit dem Hörbaren entsteht, sei es Freude, sei es Leid, sei es nicht Leid noch Freude, auch dies steht in Flammen. Durch welches Feuer ist es entflammt? Durch der Begierde Feuer, durch des Hasses Feuer, durch der Verblendung Feuer ist es entflammt, durch Geburt, Alter, Tod,

Schmerzen, Klagen, Leid, Kummer, Verzweiflung ist es entflammt. Also rede ich. — Der Geruchssinn steht in Flammen“ — und nun folgt zum drittenmal dieselbe Reihe von Sätzen. „Die Zunge steht in Flammen . . . der Leib steht in Flammen . . . der Geist steht in Flammen . . .“ Jedesmal ist die Ausführung unverkürzt die gleiche. Dann fährt die Rede fort: „Also erkennend, ihr Jünger, wird ein weiser, edler Hörer des Wortes des Auges überdrüssig, er wird des Sichtbaren überdrüssig, er wird des Erkennens des Sichtbaren überdrüssig, er wird der Berührung mit dem Sichtbaren überdrüssig, er wird des Gefühls überdrüssig, das aus der Berührung mit dem Sichtbaren entsteht, sei es Freud, sei es Leid, sei es nicht Leid noch Freude. Er wird des Ohres überdrüssig“ — und nun folgen nacheinander die sämtlichen Begriffsreihen wie oben. Die Rede schließt: „Indem er dessen überdrüssig wird, wird er frei von Begierde; von Begierde frei wird er erlöst; in dem Erlösten besteht die Erkenntnis: ich bin erlöst; vernichtet ist die Wiedergeburt, vollendet die Heiligkeit, gethan die Pflicht. Keine Rückkehr giebt es mehr zum Diesseits. Also erkennt er.“ — Wenn wir dieser langen Rede kurzen Sinn zusammenfassen wollen, so heißt er: alle Organe des Menschen brennen in Leidenschaft. Infolge dieser Erkenntnis muß man seiner Organe und dadurch des ganzen Lebens selbst überdrüssig werden; dieser Lebensüberdruß aber führt zur Erlösung. —

Wenig ästhetisch wirken auf uns folgende Gleichnisse: „Gleichwie ein gewandter Barbier oder Barbiergefelle auf ein Metallbecken Seifenpulver streut und mit Wasser gänzlich vermischt und verreibt, so daß sein Schaumball von Seife umgeben, von Seife durchdrungen, innen und außen mit Seife gesättigt ist, und nichts herabträufelt: ebenso auch durchdringt der Mönch seinen Körper mit Glückseligkeit, so daß kein Teil ungesättigt bleibt.“ — Oder: „Gleichwie wenn eine Henne Eier gelegt hat, 8 oder 10 oder 12, und die Henne genugsam auf ihnen gesessen und sie warm gehalten und bebrütet hat, wenn dann von dem Küchlein eines zuerst mit der Spitze seiner Krallen oder mit seinem Schnabel die Eierschale zerbricht, und glücklich aus dem Ei kriecht, wie wird man dies Küchlein nennen, das älteste oder das jüngste?“ — „Man wird es das älteste nennen, denn es ist das älteste unter ihnen.“ — „So habe auch ich,“ fuhr Buddha fort, „unter den Wesen, die im Nichtwissen leben und wie in einem Ei verschlossen und be-

fangen sind, die Eierchale des Nichtwissens zerbrochen und allein in der Welt die erhabenste, univervale Buddhafchaft erlangt. So bin ich, o Brahmane, das älteste, das edelste unter den Wesen.“ —

Nach diesen Proben erscheint uns die Klage Neumanns (Vorrede zur Anthologie, S. 14): „Manchem sagt die leidenschaftlich-unruhige, oft wilde Diktion unserer Bibel besser zu, als der einfache, gemessene, erhaben-ruhige, und dabei doch tief ergreifende Stil des buddhistischen Kanons,“ recht verwunderlich. Oldenberg, der so treffliche Kenner und milde Beurteiler des Buddhismus, schreibt dagegen richtiger: „Wo wir die christlichen Evangelien aufschlagen, finden wir überall die zartesten und tiefsten Züge des Wirkens Jesu, das sorgend, tröstend, heilend, aufbauend von Person zu Person dringt. Wie anders das Bild, das uns die buddhistische Gemeinde von dem Wirken ihres Meisters aufbewahrt hat, wie unendlich arm an jedem Zuge, der die Geheimnisse des persönlichen Lebens berührt. Das lebendig Menschliche verschwindet hinter dem Schema, der Formel; niemand, der Leidende und Traurige sucht und tröstet; das Leiden der ganzen Welt ist es allein, von dem wir immer und immer wieder hören.“ —

Die wirklich schönen Sinnprüche, Gleichnisse und Geschichten, die unseren Geschmack anmuten, sind äußerst spärlich. Schön ist folgendes Gleichnis: „Wie der Landmann seinen Acker pflügt und die Saat ausfät und Wasser hinzuleitet, wie er aber nicht Macht hat zu sagen: heute soll das Getreide wachsen, morgen soll es keimen, den nächsten Tag soll es reifen, sondern warten muß, bis die rechte Zeit kommt und seiner Frucht Wachstum und Reife bringt, so ist es auch mit dem Jünger, der nach der Erlösung trachtet: er muß seinen Wandel in strenger Zucht halten, geistlicher Betrachtung beflissen sein, die Lehre des Heils eifrig lernen; aber er hat nicht Macht zu sagen: heute oder morgen soll mein Geist von allem unreinen Wesen erlöst werden, sondern er muß warten, bis seine Zeit kommt, daß die Erlösung ihm zu teil werde.“ (Vergleiche das ähnliche Gleichnis in knapperer Form aus Jakobus 5, 7: „So seid nun geduldig, lieben Brüder bis auf die Zukunft des Herrn. Siehe, ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis er empfangen den Morgenregen und Abendregen. Seid auch ihr geduldig und stärket eure Herzen, denn die Zukunft des Herrn ist nahe.“)

Schön auch sind einige echt buddhistische Sprüche, die selbst in der Bibel stehen könnten: „Wer sich selbst besiegt, der ist der beste unter den Siegern.“ „Wer den aufsteigenden Zorn zurückhält, wie den rollenden Wagen, den nenne ich einen Wagenlenker.“ „Wie der Baum, auch wenn er geköpft ist, von neuem wächst, solange die Wurzel unverfehrt ist, so kehrt der Schmerz immer wieder, wenn nicht der Haug zur Lust ausgerottet ist.“ „Durch Nichtzürnen überwinde man den Zorn; das Böse überwinde man mit Gutem, den Geizigen überwinde man mit Gaben, durch Wahrheit überwinde man den Lügner.“

Echt poetisch sind folgende Verse:

Lang ist dem Wachenden die Nacht,
Dem müden Wandrer lang der Weg,
Lang der Wiedergeburt Qual,
Dem, der nicht schaut der Wahrheit Licht.

Gleichwie der tiefe See ruhig,
Mit reinen Wassern, spiegelklar,
Also, der Wahrheit Wort hörend,
Findet Ruhe des Weisen Herz. — u. a. —

Aber dies alles sind doch nur Lichtstrahlen; im ganzen erscheint uns die Urkunde des Buddhismus wie eine einbalsamierte, orientalische Mumie, vertrocknet, starr, ohne Leben, und darnu auch kein Leben weckend. Der Tod der Langweile und Unnatur schaut überall heraus und stößt uns, die wir uns an der Bibel des Christentums gebildet haben, zurück.

Von dem Tripitaka wenden wir uns zu dem leidenschaftlichen, lebensstrogenden Islam und dessen Koran.

Hatten wir schon beim Tripitaka die historische Treue rühmen müssen, mit der Buddhas Worte aufgezeichnet worden sind, so ist daselbe ganz besonders vom Koran hervorzuheben. Der Koran, d. h. „das zu Lesende“, „Lesung“, „Vorlesung“, ist Mohammeds unmittelbarstes Werk. Er selbst ist der Autor dieses Religionsbuches, und fast alles, wenn man einige wenige Hinzudichtungen des ersten Kalifen abrechnet, ist Wort für Wort aus Mohammeds Munde hervorgegangen, und auf seine direkte Veranlassung durch einen Schreiber zur Niederschrift gebracht worden. Die islamische Bibel enthält keine Geschichten seines Lebens, wie unsere Evangelien, sondern nur Worte, die der Prophet geredet hat. Mohammed hielt sich für inspiriert; er glaubte, daß ihm alle Offenbarungen,

die heute den Koran füllen, durch Vermittlung des Engels Gabriel direkt von Allah mitgeteilt würden. Wenn er einen epileptischen Anfall gehabt hatte und nach langer Starre wieder zu sich kam, hatte er nach seiner Angabe mit Gabriel verkehrt und jedesmal eine neue Offenbarung erhalten. Später kamen diese Offenbarungen auch dann, wenn er sie gerade brauchte, oder wenn er einen selbstfüchtigen Zweck im Auge hatte.

Die meisten Inspirationen, die im Koran stehen, sind in Reimen verfaßt, und die ältesten oft von hohem dichterischen Schwung. Er ließ sie im Gedächtnis aufbewahren. Als sie sich aber zu sehr anhäuferten, diktierte er sie einem seiner Freunde, weil er selbst im Schreiben wenig Geschick hatte. Doch von einer regelmäßigen Sammlung war anfangs keine Rede. Viele Notizen wurden ausgewaschen oder weggeworfen, wenn man den Inhalt auswendig wußte. Die Offenbarungen sollten nach der Absicht des Propheten „in den Herzen der Menschen leben,“ und durch die Zunge fortgepflanzt werden. Anfangs teilte er, der Wahrheit folgend, seine Offenbarungen noch ein in „Wiederoffenbarungen“ (Geschichten aus dem Alten Testament, Erzählungen der Schicksale anderer Völker u. s. w.) und in den „gepriesenen Koran.“ Dieser letztere enthielt Originaloffenbarungen, Mohammeds heiligste Empfindungen, und er erkannte darin selbst die unmittelbare Stimme seines Gottes. Später aber, da er auf der Höhe der Macht zum Henschler und Betrüger wurde und über Gewissenskrupel völlig hinweg war, erklärte er auch die mit klarem Bewußtsein andern nacherzählten, und von seinem Lehrer Bahyra ihm beigebrachten, mit vieler Mühe stilisierten Prophetengeschichten als direkte Eingebungen Gottes, wie z. B. die Geschichte Josephs (Sure 12) u. a., und nun fing er auch an, alles niederschreiben zu lassen, einmal zu liturgischen Zwecken, damit die Gläubigen im öffentlichen und privaten Gottesdienst Stoff zum Vorlesen hätten, und sodann, um sein eigenes Gedächtnis zu unterstützen. Ohne dies Hülfsmittel hätte er bald die nötige Kenntnis seiner eigenen Inspirationen verloren. Er drückt sich hierüber bildlich, aber doch recht verständlich aus: „Der Korankundige gleicht dem Eigentümer eines angebnndenen Kamels; wenn er es in acht nimmt, hat er es, und wenn er es los läßt, läuft es davon.“ Noch in Mekka fing er an, als er die Unterschiede zwischen „Koran“ und „Wiederoffenbarung“ verwischt hatte, die damals vorhandenen Stücke

in Kapitel, in „Suren“, einzuteilen, aber völlig regellos. Er stellte Stücke aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenem Inhalt chaotisch zusammen, und reichte, was ihm gerade in den Sinn kam, aneinander. Daher ist in den einzelnen Suren oft ein wildes Durcheinander; siehe die Mischsuren 6, 10, 11, in welche alle Abfälle hineingeworfen wurden, die irgendwo übrig blieben, und an die später immer noch neue Inspirationen angeflückt worden sind. So weit das Material reichte, wurde die Surenbildung schon in Mekka vor 622 zustande gebracht.

In Medina änderte er den Charakter seiner Inspirationen. Sie beziehen sich nur auf Tagesereignisse, enthalten Gesetze und Weisungen für Gläubige, und beurteilen den Erfolg von Schlachten und anderen Begebenheiten. „Der Koran wurde von nun an zu einer Art von Moniteur; nur schade, daß nicht jedem Artikel das Datum vorgelegt ist.“ (Sprenger, Moh. III, S. 29.) Meist ließ er seine Orakel über Tagesereignisse erst dann vernehmen, wenn sich die öffentliche Meinung schon abgeklärt hatte. Erst nachdem ein Gegenstand reiflich besprochen und die Verfügung Gottes darüber einige Zeit erwartet worden war, erfolgte die Offenbarung. Alle diese medinensischen Suren sind ohne Schwung; der Reim ist an den Haaren herbeigezogen; die Prosa matt, salbungsreiche Phrasen stereotyp. Diese Offenbarungen in Medina wurden sofort ausgezeichnet von Mohammeds Schreiber Zayd. Wenn Mohammed eine Inspiration formuliert hatte, ließ er diesen Schreiber zu sich rufen, und sagte ihm, wo er sie einschalten sollte, oder er paßte sie den vorhandenen Sätzen an, oder er stellte sie, wenn sich eine Anzahl angehäuft hatte, zu einem besonderen Kapitel zusammen. Das Chaos ward auf diese Weise immer größer.

Als Mohammed 632 starb, standen diese Aufzeichnungen auf Leder, Pergament, Schiefertafeln, Palmblättern und Kamelschultern, und lagen ohne alle Ordnung durcheinander. Da ließ sein Nachfolger Abu Bekr diesen schriftlichen Nachlaß sammeln und in Bündel zusammenbinden, denn es mußte ihm darauf ankommen, daß nichts von den heiligen Worten des Islam verloren gehe. Um aber sämtliche Sprüche Mohammeds zu besitzen, ließ Omar die Gläubigen auffordern, daß jeder, welcher weniger bekannte Teile des Koran besitze oder auswendig wisse, dieselben mitteilen solle. So gelang es, alles zusammenzuschreiben, was man überhaupt aus des Pro-

pheten Munde je gehört hatte. Zayd, der Schreiber Mohanneds, übernahm diese Aufgabe und stellte alles in regellosem Durcheinander unter die schon vorhandenen Suren oder in neue zusammen. Die Folge dieser allzuwängstlichen Redaktion war einmal die, daß sich eine Menge von Wiederholungen einschlich, und vor allem die, daß noch heute eine Fülle von Widersprüchen dieses unentwirrbare Chaos durchzieht.

In 114 „Suren“ schrieb Zayd den ganzen Stoff zusammen; manche von diesen Suren enthalten 2—300 Verse, manche nur 6—11. Jede Sure erhielt auch eine Überschrift. Diese ist aber nicht als Inhaltsangabe zu betrachten, weil sie häufig nur von einem der Anfangsworte der Sure, oder von einer einzelnen, darin erwähnten Begebenheit hergenommen ist. So heißt z. B. die zweite Sure, welche die wichtigsten Sätze des Islam enthält, die „Kuh“, weil im 66. und in den folgenden Versen von der roten Kuh die Rede ist, welche Moses den Israeliten zu opfern befohl. Andere Überschriften lauten: Die Beute, die Familie Aunrams, die Verbündeten, die zu Prüfende, die Frauen, das Erdbeben, das Eisen, der Krieg, der Donner, u. s. w.

Von Omars Nachfolger, von Othman, ist erst dieser auf Felsen und Knochen aufgeschriebene Koran zu einem zusammenhängenden Buche verarbeitet worden, im Jahre 652. Damit war der Koran zum erstenmal als Buch herausgegeben. Othman befahl, daß diese offizielle Ausgabe in Zukunft maßgebend sein, und alle auf Blätter geschriebenen Notizen verbrannt werden sollten. Zugleich ließ er mehrere Exemplare anfertigen und diese in die Hauptstädte verteilen.

Aber auch diese letzte Zusammenstellung des Koran zum Buche ist wieder mit den ungeheuersten Unordnungen verbunden gewesen. Wohl waren schließlich die einzelnen Kapitel nach willkürlicher Stoffwahl zusammengeschrieben; aber wie sollte man nun die einzelnen Suren aneinander folgen lassen? Man stellte sie nach der Menge ihrer Verszahl hintereinander, die längsten an den Anfang, die kürzeren zuletzt, und so mag es denn auf Erden kaum ein Buch geben, welches an wilder Regellosigkeit und unlogischer Reihenfolge der Gedanken und Kapitel sich mit dem Koran messen könnte. Nicht einmal der gewiegteste, mit vollkommener Sprach- und Sachkenntnis ausgerüstete Forscher findet sich in diesem Topfe zurecht.

Aber trotzdem diese Entstehung den Koran so deutlich als fehlerhaftes, unklares Menschenwerk erweist, so tritt der Islam doch mit dem Anspruch auf, daß dieser Koran ein unfehlbares, absolut vollkommenes, direkt von Gott auf die Erde gesandtes Buch sei. Ganz im Gegensatz zu Buddha, der seine Lehre keinem Gott, sondern nur sich selbst und seinem Nachdenken verdanken wollte, hat Mohammed die Behauptung gewagt, alle seine Offenbarungen durch unmittelbare Vermittlung Gottes erhalten zu haben. Es war die Ansicht einer damals in Arabien verbreiteten judenchristlichen Sekte, daß es ein im Himmel aufbewahrtes heiliges Buch gäbe, aus dem Gott seine Offenbarungen auf die Erde sendete. Mohammed wollte dieses Buch in der Nacht des Fatums selbst gesehen und darin gelesen haben, und sanktionierte die Ansicht, daß sein Koran das getreue Abbild dieses himmlischen Buches in arabischer Sprache sei, gewissermaßen eine für Menschen verfaßte, getreue Abschrift des im Himmel aufbewahrten Originals. Weil Mohammed hieran mit zäher Energie festhielt und den Gläubigen etwas absolut Unfehlbares in seinen Worten geben wollte, darum führt er immer Gott selbst redend ein und legt ihm direkt alle Offenbarungen in den Mund; an zahllosen Stellen heißt es: „Der Koran geht vom Herrn der Welten aus;“ „er ist aufgezeichnet in der Quelle der Offenbarung, d. h. im Himmel, und ist erhabenen und weisen Inhalts.“ Wenn ihm aber von Judenchristen Versehen bei der Wiedergabe der jüdisch-christlichen Geschichte nachgewiesen wurden, wenn er geradezu des Irrtums oder des Schwindels überführt wurde, wenn er z. B. eine Episode aus dem Leben Alexanders des Großen dem Moses zuschrieb, oder wenn er Jakob zum Sohne Abrahams machte, und er die Opferung, die Abraham an Izaak vollzogen, an Ismael vollzogen sein ließ, oder wenn er gar Maria, die Mutter Jesu, zu einer Schwester Moses stempelte und Maria mit Mirjam verwechselte, oder wenn er die Geschichte Jesu ganz nach Auffassung der apokryphischen Legenden darstellte, ohne Rücksicht auf die vier Evangelien, oder wenn er den Gläubigen vorlog, er habe auf einem Pferde eine Lustreise nach Jerusalem gemacht, und er dann, als die Heiden ihn auslachten und viele Gläubige von ihm abfielen, diese Geschichte schnell in ein Traumgesicht verwandelte, und er wenige Jahre später, als der Glaube an ihn festgewurzelt war, doch wieder auf seine ursprüngliche Angabe zurückkam, so wußte er sich doch

immer wieder herauszureden und sich mit der Autorität seines Prophetentums zu decken. Oft schwieg er auch, um später auf dieselben Behauptungen zurückzukommen, oder er begründete seine Korrektur, falls er sie eintreten ließ, mit dem Wort: „Allah streicht, was er will, und bestätigt, was er will.“ Mohammed besaß gar keinen Wahrheitsfimm. Sein Prophetentum hatte seine einzige Stütze in der immer wiederholten Behauptung, daß seine Worte oder sein Koran unfehlbar seien.

Dies ist auch heute noch im Islam Kirchenlehre. Der Koran ist ein abgöttisch verehrtes Buch, unfehlbar in allen Lehren und darum auch in politischen und socialen Dingen maßgebend. Er ist das Religions- und Gesetzbuch der islamitischen Völker und ist in den theokratisch regierten Staaten das Grundgesetz. Wie heilig das inspirierte Buch den Moslimen ist, geht aus folgendem, alten Glaubensbekenntnis hervor: „Der Koran ist das Wort Gottes, in den Büchern eingeschrieben, in den Herzen memoriert, von den Zungen recitiert und durch die Ohren gehört. Der Koran selbst ist aber nicht in den Büchern immanent. Dem Propheten ward er von oben herab geoffenbart; unsere Sprache, womit wir den Koran sprechen, ist erschaffen, aber der Koran an und für sich ist unerschaffen.“ Als früher einmal von der Sekte der Motaziliten eine rationelle Auffassung des Koran vertreten wurde, nach der man ihn nicht für unfehlbares Gotteswort, sondern nur für die Zusammenfassung der Predigt eines gottbegeisterten Lehrers hielt, da hat man mit Feuer und Schwert gegen diese Ketzer gewüthet und die Todesstrafe darauf gesetzt, falls jemand auch nur einen Buchstaben anzweifelte. Das gilt noch heute. Infolgedessen ist der Koran für die Massen ein zwar abergläubisch zu verehrendes, aber völlig unverständliches und mysteriöses Werk. Es fehlt ihm gegenüber das Recht der freien Meinung und Forschung. Man lernt ihn sklavisch anwendig und sagt ihn in den Gebetsstunden her. In den Herzen solcher Nachbeter aber kann ein Buch, an dem man nicht das geringste ändern darf, und dessen verworrenen Sinn man überhaupt gar nicht verstehen kann, kein religiöses Nachdenken und Leben erzeugen. Erst in uenster Zeit sind Koranübersetzungen in der Landessprache der Perser und Hindostaner erlaubt, und nicht mehr wie bisher lithographiert, sondern mit beweglichen Lettern gedruckt worden, was bis dahin für eine Verfündigung am Texte gehalten wurde. —

Treten wir nun dem Inhalt näher, so ist schon gesagt, daß derselbe ein Konglomerat von verschiedensten, unzusammenhängenden Gedanken ist. Ein deutscher Gelehrter, der beste Kenner islamischer Litteratur, Sprenger, hat in seinem großen Werke über Mohammed versucht, die Koranstellen chronologisch zu ordnen und sie nach dem Leben Mohammeds in Zusammenhang zu bringen. Es ist ihm mit unendlichem Fleiß vielleicht gelungen.

Aber auch abgesehen von der Unordnung in der Gedankenfolge ist der Koran ein durchaus langweiliges und ermüdendes Buch. Es ist ein geringer Inhalt in dem ganzen Werke enthalten. Wenn man weiß, daß Gott der einzige und ewige sei, Jesus ein Prophet, Mohammed aber von allen Propheten der erste, ferner, daß es ein Paradies gebe und daß bestimmte gute Werke nötig seien, um dahin zu gelangen, wenn man ferner von der Fülle der Streitreden gegen Christen, Juden und Heiden mit den ewig wiederkehrenden Wendungen auch nur eine einzige gelesen hat, so kennt man fast den ganzen Inhalt des islamischen Religionsbuches.

Freilich giebt es aber auch manche poetische Stelle, welche es verdient, mit den Psalmen der Bibel verglichen zu werden; z. B. Sure 6: „Gott spaltet den Samen und die Kerne, bringt Leben aus dem Tode und Tod aus dem Leben hervor. Das ist der wahre Gott, wie könnt ihr so blöde sein? Er läßt die Morgenröthe hervorbrechen, setzt die Nacht zur Ruhe ein, Sonne und Mond zur Zeitrechnung. Das sind die Bestimmungen des Erhabenen und Allweisen. Die Sterne hat er geschaffen als Leitung in der Finsternis, für das trockene Land und das Meer. Solche klaren Zeichen haben wir für Verständige gegeben. Er ist es, der euch aus einem Menschen geschaffen und der Leibesfrucht einen sichern Ruheplatz angewiesen. Die Nachdenkenden finden hierin ein klares Zeichen. Er ist es, der Wasser vom Himmel herabsendet, durch das allerlei Pflanzen hervorsprossen, alles Grün, dichtverwachsenes Korn, Palmbäume mit schwerbeladenen Zweigen, Gärten mit Trauben, mit Oliven und Granatäpfeln aller Art. Beobachtet nur diese Früchte, wie sie wachsen und hervorreifen; sie sind Zeichen genug für ein gläubiges Volk.“

Vor allem versteht es der Prophet, mit glühenden Farben die Schönheit des Paradieses zu malen, und diesen lebendigen, sinnlichen Schilderungen verdankt er eine Menge seiner Anhänger.

„Wenn der Auferstehungstag eintritt, wird ihn niemand mehr leugnen. Er erniedrigt den einen und erhebt den andern; die Erde wird erschüttert, die Berge werden zerbröckelt und zerfliegen in Staub. Die Menschen werden in drei Klassen geteilt: Gefährten der Rechten (wie selig werden die Gefährten der Rechten!), Gefährten der Linken (wie unglücklich werden die Gefährten der Linken!) und die Ersten, die allen in Gutem vorangegangen. Diese stehen Gott am nächsten in wonnevollen Gärten. Die meisten von ihnen gehören einer früheren Zeit an, wenige nur der späteren. Sie sitzen einander gegenüber auf golddurchwirkten Polstern. Unsterbliche Jünglinge umgeben sie mit Kannen, Kelchen, und Bechern voll Wein, der weder Schwindel hervorbringt, noch den Verstand trübt, mit Früchten, die ihnen am besten schmecken, und Geflügel, je nach Lust. Auch Jungfrauen mit großen, schwarzen Augen, wie verschlossene Perlen, besitzen sie zum Lohn für ihre Werke. Da hören sie weder ein schlüpfriges Wort, noch eine Klage, nichts als Heil, Heil! Und die Gefährten der Rechten, — wie selig werden die Gefährten der Rechten! — sind unter dornenlosen Lotus- und schwerbeladenen Bananenbäumen, in unvergänglichem Schatten, bei immer fließendem Wasser, nie mangelnden Früchten auf erhöhten Betten gelagert. Für die Gefährten der Rechten haben wir liebliche Huris geschaffen, die stets Jungfrauen bleiben und nie alt werden. Viele der früheren und viele der späteren Zeit gehören zu dieser Klasse. — Und die Gefährten der Linken — wehe den Gefährten der Linken! — sind in glühendem Winde, siedendem Wasser und im Schatten schwarzer Rauchwolken, häßlich anzusehen und ohne Kühlung. Denn sie haben schon vorher in dieser Welt ihren Gelüsten gelebt und sie sind in der größten Sünde verharret. Sie haben gesagt: wenn wir gestorben und nur noch Knochen und Staub sind, sollen wir dann wieder auferstehn, oder gar noch unsere ältesten Väter? Sprich: wahrlich, die Früheren und die Späteren werden an dem bestimmten Tage zusammengerufen. Dann werden die Verirrten, welche die Propheten Lügner genannt, sich vom Baum Zakum (der im Leibe brennt, wie kochendes Wasser und siedendes Öl, vgl. S. 44, 42) den Leib anfüllen und wie ein dürstendes Kamel über kochendes Wasser herfallen. Das ist ihre Bestimmung am Tage des Gerichts.“ (Sur. 56, 1 ff.)

Wenn wir auch dieser schwungvollen Schilderung eine poetische Kraft nicht absprechen wollen, so fehlt ihr doch der Stempel der

feuschen, göttlichen Wahrheit. Immer ist es die lüsterne Phantasie Mohammeds oder sein begrenzter, menschlicher Verstand, der zu uns redet; seine unvollkommene Persönlichkeit mit allen ihren Schwächen tritt uns schon im Koran offen entgegen, und alle die breiten, langweiligen Wiederholungen, dieses ewige Einerlei der Streitreden, die Fülle der Widersprüche und Fehler und nicht zuletzt die Abhängigkeit vom Judenthum lassen den Propheten als einen theologisch ungeschulten, unbedeutenden und religiös völlig abhängigen Kompilator erscheinen. Der Koran steht daher hinsichtlich der Form im ganzen nicht viel höher als das Tripitaka der Buddhisten. Beide, Tripitaka und Koran, geben uns zwar in glaubwürdigster Weise die Worte der Meister wieder; sie enthalten neben schwerverständlichen, geschraubten und gekünstelten Sätzen viele schöne Perlen; aber es fehlt ihnen beiden die göttliche Weihe, die Kraft der einleuchtenden Wahrheit, das Herz überwältigende, undefinierbare Etwas der göttlichen Offenbarung, welches lediglich zusammenhängt mit der heiligen Persönlichkeit des gottgesandten Stifters.

Von den Dreien ist das nur Einer gewesen, Jesus Christus, dessen Leben und Tod, dessen Worte und Gleichnisse die Evangelien des Neuen Testaments uns ansbewart haben.

Ist aber das Neue Testament auch glaubwürdig und giebt es uns unseres Heilandes Gestalt und Worte auch richtig wieder, ohne Übertreibung, oder hat es den Meister vielleicht idealisiert und uns ein Phantastebild aufgezeichnet, ganz anders, als die geschichtliche Person gewesen ist? Ist das der Fall, dann steht das Neue Testament nicht nur wegen seiner Unglaubwürdigkeit weit unter dem Tripitaka und dem Koran, sondern dann haben wir auch keinen Grund, uns unseres Meisters vor Buddha und Mohammed zu rühmen und unser Christentum als die einzige geoffenbarte Religion anzusehen.

Zunächst muß jeder zugeben, daß das Neue Testament von Anfang bis zu Ende in einer klaren, bald einfachen, bald gewaltigen Ausdrucksweise geschrieben ist. Überall strenger Gedankenfortschritt, überall die schlichte Sprache der Wahrheit ohne langweilige Breite, ohne Unnatur und Künsterei, ohne Wiederholungen und Übertreibungen. Die einzelnen Bücher sind alle geschlossene Ganze, und doch ergänzen sie sich, die Evangelien untereinander und nicht minder die Briefe. Es ist ein großer, einheitlicher

Gedanke, der sich ohne Widersprüche durch das ganze Neue Testament hindurchzieht, und dieser heißt: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden.“ (Apg. 4, 12.) Und wo findet man in den andern Religionsbüchern Ähnliches, wie die gewaltige zusammenhängende Bergpredigt Jesu, seine unvergleichlichen Gleichnisse, die majestätische Art seiner Rede gegen Freund und Feind, wo etwas Ähnliches, wie die unergründliche johanneische Tiefe, wie die paulinische Gedankenstärke und der paulinische Schwung; wo giebt es wieder ein Kapitel wie das 13. im Korintherbrief? wo hat man Ähnliches, wie diese objektive Geschichtsdarstellung der Evangelien? Kein buddhistisches Sutra, keine koranische Sure reicht heran an ein Kapitel des Neuen Testaments mit seiner ungeschminkten Wahrheit, seiner Schönheit und überzeugenden Klarheit. Hat man bei Betrachtung des Tripitaka und des Korans das Gefühl, als stände man vor einem Trümmerselde, dessen gewaltige Blöcke wirr und ordnungslos, mit verdeckendem Epheu übersponnen, durcheinanderliegen, so ist es bei Betrachtung des Neuen Testaments, als stände man vor einem hohen, in allen seinen Teilen harmonischen, gotischen Dome, dessen Spitze weit in die Wolken reicht und in dessen Hallen Gottes Stimme wie Orgelton uns tief in das Herz dringt.

Und daß diese Überzeugung auf Wahrheit sich gründet, das bezeugt die Geschichte der Entstehung des Neuen Testaments.

Hier ist jedoch von vornherein die altkirchliche Ansicht zurückzuweisen, in ihrer ausgebildeten Schroffheit fast der islamischen Auffassung von der Inspiration des Koran ähnlich, daß nämlich der heilige Geist den neutestamentlichen Schriftstellern die Worte in die Feder diktiert habe, so daß sie nur niederzuschreiben brauchten, was ihnen von oben eingegeben wurde. Auf Grund einer wissenschaftlichen und gesunden Kritik, der in diesen Fragen ein Recht in unserer Kirche notwendig eingeräumt werden muß, haben wir die Verbal=Inspiration mit der daraus folgenden Unfehlbarkeit aller Sätze und Gedanken zu verneinen. Wir dürfen die Bibel nicht zu unserem Gott machen und auch nicht zu einem Stein des Anstoßes für viele, die da redlich suchen und glauben. Die richtige, auf wissenschaftlichen Ergebnissen ruhende Auffassung von der Entstehung unserer Bibel bleibt vielmehr folgende: Jesus

selbst hat nichts geschrieben; der Grund hiefür liegt in äußeren Verhältnissen. Außerdem hatte er seine Religion nicht als eine Gründung neuer Dogmen aufgefaßt, sondern als heiliges, inwendiges Leben, erwachsend aus der Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater durch den Herzensglauben an ihn, und dieses neue Leben hatte er in die Jüngerherzen hineingesenkt. Als Jesus nun gen Himmel gefahren war, wurden seine Worte für die zurückgebliebenen Jünger ein Erfaß. Man hatte sie sich fest eingepägt, und immer wieder und wieder gingen die Geschichten seines Lebens und der prägnante Ausdruck seiner klaren Predigten von Mund zu Mund. Fast 30 Jahre lang hatten die Gläubigen in dieser Weise die Worte und Thaten Jesu im Gedächtnis aufbewahrt, sie mündlich fortgepflanzt, so daß sich mit der Zeit eine feste, stereotype Art der Fassung herausbildete, und man sich gewöhnte, das Leben Jesu in der von den Aposteln herrührenden, schlichten, sanktionierten Form wiederzugeben. Es bildete sich auch in dieser Zeit ein eigentümlicher Stand solcher Prediger heraus, welche, mit scharfem Gedächtnis begabt, das in den Gemeinden verkündeten, was man überhaupt von Aussprüchen Jesu und von Begebenheiten seines Lebens durch die Überlieferung der Augenzeugen besaß. Solche Erzähler hat man vielleicht mit jenem Amtsnamen der „Evangelisten“ bezeichnet, und ihnen haben sich dann bald darauf, wie einst den alten Propheten ihre schriftstellernden Namensbrüder, die schreibenden Evangelisten angeschlossen.

Als nun aber die Zahl der Augenzeugen Jesu abnahm, als ein Apostel nach dem andern in das Grab sank, fühlte die heranwachsende Gemeinde das Bedürfnis, in bleibender Form von autoritativer Seite für alle Zeiten, bis der Herr wiederkäme in seiner Herrlichkeit, alles Wissenswerte schriftlich aufgezeichnet zu sehen. Nachdem Paulus schon mehrere Sendschreiben an einige Gemeinden verfaßt hatte, griff der Apostel Matthäus zur Feder um das Jahr 60—70 und schrieb in palästinensischer Volkssprache eine Sammlung von Herrenworten nieder mit möglichster Treue und sachgemäßer Zusammensetzung. Das ist der Ur-Matthäus. Gar bald wurden diese Herrenworte ins Griechische übersetzt. Um dieselbe Zeit, vielleicht im Jahre 66, schrieb auch Markus, der Freund des Petrus, sein erstes Geschichtsevangeliem mit besonderer Hervorhebung der Thaten Jesu; das ist der sogenannte

Ur-Markus. Ein galiläischer Christ, heute uns unbekannt, stellte diese losen Einzelaufzeichnungen zu einem geordneten Evangelium zusammen noch vor dem Jahre 70; es ist dies unser Markus-Evangelium, das nach dem Jahre 70 nur noch kleine Änderungen erfahren hat. Aus diesen beiden ältesten Aufzeichnungen des Matthäus und Markus ist dann kurze Zeit vor oder nach der Zerstörung Jerusalems unser heutiges Matthäus-Evangelium zusammengestellt worden unter sachgemäßer Verbindung und kunstvoller Gruppierung der Herrenworte und der Herrenthaten. Infolgedessen heißen auch die Überschriften unserer Evangelien nicht das Evangelium „des“ Matthäus und „des“ Markus, sondern das Evangelium „nach“ Matthäus und „nach“ Markus. Eben-dieselben Quellen, und noch einige andere, uns verloren gegangene, benutzte auch nach 70 der Arzt Lukas, Pauli Begleiter, so daß also um das Jahr 80, also kaum 50 Jahre nach dem Tode Jesu, die drei ersten Evangelien in der heute uns vorliegenden Fassung existierten. Sie haben über alle anderen, noch außerdem vorhandenen und später noch in Fülle geschriebenen, den Sieg davongetragen, und schon 139 berichtet uns Justin der Märtyrer, indem er den Namen „Evangelium“ zuerst ausspricht, daß die „Denkwürdigkeiten der Apostel, die man Evangelien nennt,“ im öffentlichen, gottesdienstlichen Gebrauche seien. Er selbst zeigt sich mit diesen drei ersten völlig vertraut, wenn er auch die Citate aus ihnen mit einer gewissen Freiheit wiedergiebt. Schon ein Schüler Justins, Tatian, unternimmt auf Grund der Evangelien die Abfassung einer Evangelienharmonie, und dem Irenäus, diesem großen Träger des kirchlichen Bewußtseins gegen Ende des 2. Jahrhunderts, gilt ihre Vierzahl bereits als so vorsehungsvoll geordnet, wie die Vierzahl der Weltgegenden oder der Elemente. (Vgl. Benschlag, Leben Jesu I. S. 71.)

Als letzter von allen, aber noch vor dem Jahre 100, vielleicht um das Jahr 90, schrieb der Apostel Johannes sein „zartes Hauptevangelium,“ wie Luther es genannt hat. Vielangefochten, auch von manchen in die Mitte des 2. Jahrhunderts versetzt, wird es doch von einer Fülle von Gelehrten für echt gehalten, und es wird darauf hingewiesen, daß wir gerade dies Evangelium als den treuesten Bericht des Jüngers, der an des Herrn Brust gelegen, auffassen und demselben volle Echtheit zutrauen müssen.¹⁾

¹⁾ Hierher gehören außer Benschlag noch Luthardt, Geß, Kahnis, F. Ewald, A. Nitsch, Lobstein, Kastan, A. H. Francke, B. Weiß, u. a.

Dies Evangelium ist in der Kirche viel zu frühe bekannt gewesen und benutzt worden, es ist auch zu originell, zu gewaltig, zu tief, als daß es ein uns Unbekannter im 2. Jahrhundert könnte geschrieben haben. Während unsere heutigen Evangelien des Matthäus und Markus nicht aus der Hand der genannten Männer stammen, sondern durch Zusammensetzungen und Überarbeitungen erweitert auf uns gekommen sind, so ist das Johannes-Evangelium, abgesehen vom letzten Kapitel, ähnlich wie das Lukas-Evangelium, ein eigenhändiges Werk des genannten Autors. Wenn das Evangelium sich selbst als Werk eines Augenzeugen (1, 14; 19, 35) bezeichnet, wenn ferner das ganze christliche Altertum, mit Ausnahme einer kleinen, judenchristlichen Partei, die an der Logoslehre Anstoß nahm, dies Buch für das Werk des Apostels Johannes hielt, und schon von 150 an in den uns erhaltenen Schriften seiner Schüler und seiner Gegner Citate und direkte Berufungen auf das Johannes-Evangelium vorkommen, wenn ferner noch eine Menge innerer Gründe für die Authentizität desselben sprechen, so ist das entscheidend, und wir wiederholen die Frage Beyschlags (Leben Jesu I, S. 119): „Das zweite Jahrhundert der Kirche ist traditionell gesümt, kirchenordnungsbedürftig, asketisch gerichtet, und von alledem hat dies geistesfreie, mystische Evangelium keinen Hauch. Wer wäre der wunderbare Fremdling im zweiten Jahrhundert, der von allen Schwächen desselben unberührt, alle kirchlichen Größen seiner Zeit um eines Hauptes Länge überragt hätte, und dennoch persönlich absolut unbekannt und spurlos geblieben wäre?“

Es ist eine ganz besondere Gnade Gottes, daß wir im Johannes-Evangelium nicht nur einzelne Thaten Jesu kennen lernen, welche uns die Synoptiker nicht geschrieben haben, sondern daß wir hier Jesu einmal tief in sein Herz schauen können. Hat Johannes den ganzen Stoff auch durch seine eigene Individualität hindurchgehen lassen, so hat doch er, der am tiefsten in Jesu Seele gelesen, uns ein geschichtlich treues Verständnis von Jesu Wesen und seiner inneren Beziehung zu Gott übermittelt. Er will ihn darstellen als das fleischgewordene Wort Gottes, als Gottes fleischgewordene Liebe und seinen vollzogenen Welt-Erlösungs-Ratschluß. So ergänzt er auch hier die Synoptiker. Schön schreibt hierüber Zittel (Entstehung der Bibel, S. 179): „Wir können für diese beiden Bilder des einen Herrn und Meisters

nur herzlich dankbar sein, da wir bei den Synoptikern ein treues Abbild davon erkennen, wie sich Christus als Mann des Volkes erwiesen hat; bei Johannes, wie er, der heilige Gottessohn, himmlische Wahrheit und göttliche Liebe über die Menschheit ausströmte; dort die gewaltige Pharisäergeißel, hier die Brust, an der sich's selig ruht; dort schreiten wir mit ihm durch das rastlos bewegte Leben, hier setzen wir uns wie Maria zu seinen Füßen und lauschen seiner Weisheit, wie Nikodemus in heimlich stillem Dunkel der Nacht, da Ruhe die Erde umschattet. Dort ist er der lang erwartete „Menschensohn“, der Vollender des Judentums, hier das himmlische Gotteswort im Fleische, das Licht der Welt, das nicht von dieser Welt ist, aber in ihr scheint — wenn sie es auch gar oft verkennt und verachtet. Dort greift er gewaltig ein in das rollende Rad der Weltgeschichte, ihm eine neue Wendung zu geben, hier schaut er in elegischer Wehmut in den dem Abgrunde zueilenden Strom des Lebens, mehr der lichten Zukunft, als der dunklen Gegenwart zugewendet; dort ist mehr sein Thun, hier mehr sein Sein, dort mehr sein Wort, hier mehr sein Herz und seines Geistes innere Welt zu finden.“

Mit dieser wissenschaftlich festgestellten Auffassung von der Entstehung des Neuen Testaments hängt auch dessen Autorität auf das engste zusammen.

Wie wir im Tripitaka und im Koran eine getreue Wiedergabe der Aussprüche und des Wesens der beiden Stifter haben, so stehen wir auch im Neuen Testament auf durchaus geschichtlichem, glaubwürdigem Boden. So, wie der Heiland geschildert ist, so ist er gewesen. Dafür bürgt uns die Thatsache, daß die Verfasser nicht nur überhaupt vom heiligen Geist erfüllt, sondern auch mehr oder weniger als Augenzeugen oder als Schüler solcher in einzigartiger Weise dazu geeignet waren, die Offenbarungsthatfachen zu bezeugen. Auf Grund ihrer unmittelbaren Inspiration durch Christus oder durch seine Apostel konnten sie aus erster Hand das Gehörte niederschreiben, und da sie schon 30—40 Jahre nach Jesu Tod schrieben, war eine Legendenbildung ganz ausgeschlossen.¹⁾ Denn wenn sie wirklich Sagen und Mythen

¹⁾ Harnack schreibt in der Vorrede seiner Geschichte der altchristlichen Litteratur: „Es hat eine Zeit gegeben — ja das große Publikum befindet sich noch in ihr — in der man die älteste christliche Litteratur einschließlich des

hinzugedichtet, wäre da nicht aus den Reihen der wahrheitsliebenden Apostel Widerspruch gegen solche Unwahrheiten erhoben worden? Aber nirgends zeigt sich Widerspruch; im Gegenteil, die erste Generation nahm die Evangelien an, und wies dagegen andere, mit Legenden ausgeschmückte, apokryphische Machwerke ab. Ferner, ist es nicht auch ein Beweis der Glaubwürdigkeit, daß das Christusbild in der historischen Grundauffassung bei allen genau übereinstimmt? Dieselben Thaten, dieselben Aussprüche, dieselbe Auferstehung, vor allem dasselbe heilige, sündlose, liebevolle Wesen — diese Gleichartigkeit der Auffassungen bei Verschiedenheit der einzelnen apostolischen Charaktere und Zwecke bürgt mit Evidenz für ihre historische Thatsächlichkeit und der Apostel Glaubwürdigkeit. Wäre der Herr anders gewesen, als die Evangelien ihn schildern, so müßte das noch irgendwo hervorscheinen. Das ist aber nicht der Fall. — Sodann muß man bedenken, daß es des Heilands Pflicht war, bevor er starb, für ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild seines Lebens zu sorgen. Es wäre unverantwortlich von Jesu, hätte er seine Jünger in Wahnideen über ihn selbst herumirren lassen. Er mußte sich mit Männern umgeben, denen er ein klares, gesundes Urteil über sich zutrauen konnte, denn auf ihrer Wahrheit beruhte der Fortbestand seiner Religion. So bürgt uns denn auch die Wahrheit Jesu dafür, daß seine Jünger klare Köpfe waren, die Unterscheidungsvermögen hatten und der Wahrheit die Ehre gaben.

Und schließlich, wenn die Evangelisten es versucht hätten, einen Heiland zu erdichten, so wäre er infolge ihrer alttestamentlichen Vorstellungen ganz anders geworden, als der in den Evan-

Neuen Testaments als ein Gewebe von Täuschungen und Fälschungen beurteilen zu müssen meinte. Diese Zeit ist vorüber. Für die Wissenschaft war sie eine Episode, in der sie viel gelernt hat und nach der sie vieles vergessen muß. Die Ergebnisse aber der folgenden Untersuchungen gehen in „reaktionärer“ Richtung noch über das hinaus, was man etwa als den mittleren Stand der heutigen Kritik bezeichnen könnte.

Die älteste Litteratur der Kirche ist in den Hauptpunkten und in den meisten Einzelheiten, litterarhistorisch betrachtet, wahrhaftig und zuverlässig. Im ganzen Neuen Testament giebt es wahrscheinlich nur eine einzige Schrift, die als pseudonym im strengsten Sinne des Wortes zu bezeichnen ist, den zweiten Petrusbrief. . . . „Wir sind in der Kritik der Quellen des ältesten Christentums ohne Frage in einer rückläufigen Bewegung zur Tradition.“ —

gellen geschilderte. Ein solcher Jesus aber, wie die Evangelien ihn schildern, mit solchen Gedanken, Thaten, Wundern, mit solcher Liebe und solchem Wesen, läßt sich gar nicht erfinden; dazu ist der Christus der Evangelien zu einzigartig, zu groß, zu göttlich. Der müßte selbst ein Heiland sein, der solches zu erdichten vermöchte.

So bleibt's dabei: an Glaubwürdigkeit steht das Neue Testament durchaus nicht dem Tripitaka und dem Koran nach. In Inhalt aber und an Tiefe der Gedanken, ebenso auch in der Form der Darstellung, vor allem aber an dem ewigen Gehalt wirklich göttlicher Offenbarung ragt es ungemessen über diese Bücher hinaus, so hoch, wie des Heilands Persönlichkeit die des Buddha und Mohammed übersteigt. Unsere Bibel ist daher auch der feste Grund, auf dem unsere Kirche steht, aus dem sie Kraft zieht und Norm für Leben und Glauben. „Aus jedem kanonischen Evangelium,“ sagt Hase, „könnte noch heute das Christentum hervornachsen, oder ein verderbter Zustand der Kirche reformiert werden.“ (Geschichte Jesu, S. 112.) Sie ist und bleibt das Buch aller Bücher, aus dem nicht irrende, einseitige Menschen, wie Buddha und Mohammed es waren, zu uns reden, sondern der wahrhaftige Gott selbst, durch den Mund der von Jesu Geist erfüllten Männer.

Und schon zeigt sich's, daß die Bibel das Buch aller Bücher ist, denn schon tritt sie den Siegeszug über die Erde an und verdrängt die beiden andern. In fast 400 Sprachen, also in fast allen, die auf der Erdfugel gesprochen werden, übersetzt, wirbt sie überall Seelen für den Gottesohn und wird den Gläubigen Fußes Leuchte und Licht auf ihrem Wege. Und wenn der Heiland einmal sagte: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte nicht,“ so fällt damit auch ein verklärender Himmelsglanz auf das Buch, das diese Worte enthält. Und wenn einst die Zeit kommen wird, wo die Völker das Tripitaka und den Koran zu überwundenen Antiquitäten einer vergangenen Zeit rechnen werden, so wird die Bibel immer noch an Wert und Glanz gewinnen, weil hier allein der für alle Menschenkinder zu gehende Weg zur Gottesgemeinschaft durch die Persönlichkeit des Welterlösers uns nahe gebracht und geschildert wird. Darum gilt für unsre Bibel allein das Wort:

„Verbum dei manet in aeternum!“

Kapitel 2.

Geschichtlicher Hintergrund.

Es giebt ein altes arabisches Sprichwort, daß ein Mensch seiner Zeit mehr gleiche, als seinem Vater und seiner Mutter. Die sittlichen und religiösen Anschauungen der Gegenwart, die Höhe der Bildung, die jeweiligen geistigen Strömungen im Volksleben, das alles ist die Luft, die wir von Kindesbeinen an atmen und wodurch unser Charakter gebildet wird. Wir können uns daher von unserer Zeit nicht loslösen, und gerade die Besten eines Volks, die Führer der Nation, stehen am tiefsten im Boden ihrer Gegenwart. Sie führen nur deshalb ihre Zeit über sich hinaus, weil sich in ihnen, wie in einem Brennpunkt die Sonnenstrahlen, die Gesamtheit der Kräfte, Anschauungen und Bestrebungen konzentriert, und sie das in die That umsetzen, was als Sehnsucht und Wunsch in der Seele des Volkes geschlummert.

Nicht anders ist es auf dem Gebiete der Religion. Auch hier giebt es keine Sprünge, sondern auch hier liegt das Gesetz der Entwicklung als herrschendes zu Grunde. Die Religionsstifter loslösen wollen von ihrer Zeit, sie nicht aus dieser heraus und aus den bestehenden Religionsverhältnissen begreifen wollen als Kinder ihrer Zeit, hieße den Erdboden übersehen, auf dem diese Riesen-Bäume gewachsen. Keiner von ihnen, nicht Buddha, nicht Mohammed, selbst nicht Jesus, haben etwas durchaus Neues in die Welt gebracht. Der größte Teil des Buddhismus und des Islam, und ein großer Teil des Christentums ist schon in den ihnen vorausgegangenen Religionsstufen enthalten, und es bedurfte nur der Zusammenfassung durch die Persönlichkeiten der Stifter, um eine neue Entwicklung daraus zu schaffen. Es würden den Religionsstiftern die Anknüpfungspunkte gefehlt haben, wenn sie nicht bekannte und festgewurzelte Vorstellungen ihrer Zeit zur Grundlage ihrer Ideen hätten machen können. Und so sind denn

der Buddhismus, das Christentum und der Islam nicht als selbständige, völlig neue Mächte in die Erscheinung getreten, sondern sie stehen am Ende einer langen religiösen Entwicklung, die in ihnen als in ihrer Frucht ausläuft.

Aber auffallenderweise vollzieht sich diese Entwicklung aller drei Religionen jedesmal in gleicher dreifacher Stufenfolge: alle drei Religionen haben ihre nächsten Wurzeln in einer polytheistischen Naturreligion;¹⁾ dann wird diese zur Priesterreligion, durch diese Priester ebenso weitergebildet als auch gefesselt, bis sie nach schweren Kämpfen und großen Schwankungen, vor allem bei eingetretenem Verfall, von den drei Stiftern zu neuen Weltreligionen emporgehoben und erneuert werden.

Versuchen wir, das Bild des geschichtlichen Hintergrundes vor unseren Augen aufzurollen.

Der Buddhismus hat seinen Ursprung in einer polytheistischen Naturreligion. Lange bevor Abraham zu den Sternen aufschaute und von dorthier die Offenbarung des einigen Gottes erhielt, haben die Inder den Gott des Lichts und der Morgenröte, Varunas, verehrt und ihm geopfert. Zu diesem gesellten sich noch Indra, der Gott der Luft und des Wolkenhimmels, der mit seinem Donnerkeil in grimmigem Kampfe die Dämonenscharen zerschmettert, und Agnis, der Gott des Feuers und vor allem des Opfers. Ihnen zu Ehren ertönten die ersten Gesänge, die Opferlieder der Beden. Bei dieser Naturverehrung traten immer mehr und mehr das Opfer und die mit ihm verbundenen Ceremonien in den Vordergrund, und so wurde der ganze Kultus Opferdienst. Dem denkenden Geschlecht der indischen Priester war die Unzulänglichkeit und Unwahrheit einer polytheistischen Naturreligion bald klar geworden; man kam auf den Gedanken, daß Opfer und Gebet die Götter bezwingen können, und daß daher der Mensch selbst höher stehe, als die von seinen Opfern abhängigen himm-

¹⁾ Wollen wir freilich auf den Ur-Anfang aller Religion zurückgreifen, so stellen wir uns auf das Zeugnis der Bibel, daß die monotheistische Idee die von Gott den ersten Menschen als ein Gemeingut aller in das Herz gelegte gewesen ist. Und wenn die sich abzweigenden Völker diese Erkenntnis später vergessen haben und dem „Heidentum“ verfallen sind, so ist das ihre eigene Schuld gewesen, wie es Paulus Röm. 1, 18—31 ausgeführt hat.

lichen Wesen. Es kam dahin, daß der Kultus selbst Gottheit wurde mit seiner Opferhandlung und seinem Gebet. Infolgedessen bekam der Priesterstand, der die Opfer verwaltete, eine ungemessene Macht. Sie waren die Brahmanen, d. h. die „Väter“; sie wirkten auf den Willen der Gottheiten ein; von ihrer Opferhandlung hing daher Glück und Unglück der Gläubigen ab. Aus der Naturreligion ward infolgedessen die starkste und erdrückendste Priesterherrschaft, die je auf der Erde Menschenkinder geknechtet und geknebelt hat. Und je mehr die Menge der von den Brahmanen erlassenen Opfervorschriften und Gebete wuchs und ein sorgfältiges Studium erforderte, um so mehr wurde der Laie, der diese Satzungen nicht alle gegenwärtig haben konnte, in die Hände der Priester getrieben. Jede, auch die unwissentliche Schuld und Befleckung, solange sie nicht dem Gesetz gemäß gesühnt war, konnte Ursache werden, daß man in die Hölle hinabsank. Diese Überzeugung von der Unmöglichkeit, das Gesetz in allen Stufen zu erfüllen, die unaufhörliche Angst, in unvermeidliche Verschuldung zu verfallen, jagte und hegte den gläubigen Hindu vom Morgen bis zum Abend, und diese Angst trieb ihn in die Arme der Brahmanen, wie das Entsetzen den Vogel in den Rachen der Klapperschlange. Bei diesen gab es ja allein Sühne und Buße. Da stieg der Dünkel der Brahmanen in das Ungeheuerliche, als sie diese Wirkung ihrer Opferreligion sahen, und immer mehr und mehr schnürten sie das Leben der Gläubigen ein. Die Menge der von ihnen gebotnen Verpflichtungen wurde unzählbar, wie der Sand am Meer. Für das Essen und Trinken, Gehen und Stehen, Liegen und Schlafen, An- und Auskleiden, Grüßen und Danken, Anreden und Berühren, Baden und Salben, Kaufen und Verkaufen, Fahren und Reiten, Kinderzeugen und Gebären, u. s. w. wurden Vorschriften erlassen; es war ein geistesmörderisches Geschlecht, dieses Volk der indischen Priester. Sie hielten sich selbst für Götter, für mächtigere aber, als die unsichtbaren.

Dabei aber waren sie den Freuden des Lebens durchaus nicht abhold. Sie mußten heiraten, einen Sohn zeugen, weil ihr Stand erblich war. Erst wenn ein Brahmane die Kinder seiner Kinder gesehen hatte, durfte er Einsiedler werden. Es ist, als erhielten wir ein Konterfei der entarteten Sadducäer zu Zeiten Jesu, wenn wir im 11. Sutta des Digha-Nikaya lesen, wie die Brahmanen es zu Lebzeiten Buddhas trieben. Sie pflanzten, verwalteten große

Vorräte, hatten Freude am Theater, Vergnügen und öffentlichen Paraden, an Brettspielen, hatten hohe Lagerstätten, Divans mit langflochtigen, wollenen Decken und Matratzen; sie schmückten sich mit Schmuck, Salben, Fächern, Puder; sie unterhielten sich über Tagesneuigkeiten und Klatsch, „über das, was geschehen und das, was nicht geschehen ist.“ Sie stritten sich über eigene Weisheit und anderer Thorheit, verjahren Botendienste bei Königen und Ministern, waren Gaukler und Zeichendeuter, um Thaler auf Thaler zu häufen, weis sagten aus Opfern, besprachen Körper und Felder, gaben Mittel an gegen Sicht, machten den Leib unverwundbar, erklärten die geheimen Eigenschaften der Edelsteine, Tiere und Waffen; sie trieben auch Astronomie und machten sich Geld mit ihren Ceremonien und Quacksalbereien. Sie stifteten Heiraten, bewirkten Glück und Unglück und Unfruchtbarkeit, fragten den magischen Spiegel um Rat, spieen Feuer und waren die abgefeimtesten Ausfauger und Betrüger des Volkes. Um diese Zeit des Verfalls war es, als Buddha auftrat und seinen Kampf mit ihnen begann.

Aber diese Knechtschaft über die Geister und ihr oft entfüttlichendes Vorbild war das Schlimmste noch nicht; viel verhängnisvoller für die Zukunft der Hindus waren die eisernen Fesseln der Kasten, in die damals das Volk bis auf den heutigen Tag geschmiedet ward. War zuerst bei Eroberung der Indus- und Ganges-Länder der Gegensatz der weißen Eroberer und der schwarzen Urbewohner, der „Parias“, jener wie Tiere behandelten Menschen, hervorgetreten, so sonderten sich später unter den Indern die drei Klassen der Priester, Krieger und Ackerbauer von selbst aus, und diese Klassen machte die Hierarchie zur göttlichen Institution, zu ewig getrennten Kasten. Lange tobte der Kampf zwischen Priestern und Königen, aber die Brahmanen siegten. Fortan hing Königsmacht und Salbung von ihnen ab. Bei der Königsweihe sagten sie: „Dies ist euer König, ihr Leute; der König über uns Brahmanen aber ist Soma.“ Und im Gesetzbuch des Manu heißt es (I, § 93—101), daß Brahma aus seinem Munde den Priester, aus seinen Armen den Krieger, aus seinen Hüften den Ackerbauer und aus seinen Füßen den Indra, den Paria, habe entstehen lassen. Einer ist über den anderen erhaben. „Kraft seiner Erstgeburt, und weil er aus dem edelsten Teile Brahmas hervorging, ist der Brahmane Herr und Haupt aller übrigen Menschen und der

gesamten Schöpfung. Denn unter allen erschaffenen Dingen haben die belebten den Vorzug, unter den belebten die verstandesbegabten, unter diesen die Menschen und unter den Menschen der Priester. Alles, was die Welt in sich schließt, ist in Wahrheit, wenn auch nicht dem Anschein nach, Eigentum der Brahmanen; durch seine Erstgeburt und die Erhabenheit seiner Abkunft hat er ein Recht auf alles, was existiert. Er ist nur seine eigene Nahrung, trägt nur seine eigenen Kleider; alle übrigen Sterblichen dagegen danken alles, was sie sind und haben, selbst ihr Leben, nur dem Wohlwollen und der Großmut der Brahmanen.“ Noch heute lebt im Munde der Inder folgender Syllogismus: „Das Weltall ist in Gewalt der Götter, die Götter sind in Gewalt der Gebete, die Gebete sind in Gewalt der Brahmanen, folglich sind die Brahmanen unsere Götter.“ (Vgl. Köppen, Religion des Buddha I, S. 31.)

Durch diesen Kastenzwang haben sie die freie, geistige und sociale Entwicklung gehemmt, die Menschen entwürdigt zu ihren Sklaven und dadurch den Indern den Stempel des trägen, schwermütigen Stumpfsinns aufgeprägt, der ihnen fortan zu eigen geblieben ist und so viele entsetzliche Blüten getrieben hat. Hier ist Buddha ein wahrhafter Befreier geworden.

Aber so sehr die Brahmanen nach dieser praktischen Seite hin das religiöse und sociale Leben ihrer Völker in Fesseln schlugen, so sehr haben sie auf theoretisch=speculativem Gebiet die Entwicklung ihrer Opfer-Religion zum Pantheismus, ja in manchen Vorstellungen zum Monotheismus hinauf geleitet. Ohne daß sie es wußten und wollten, haben sie durch diese ihre Speculationen und philosophischen Neuerungen sich selbst das Grab gegraben und dem Buddhismus den Weg geebnet.

Schon als die Brahmanen von der Naturreligion zur Vergöttlichung des Opfers schritten und den Kultus zur Gottheit machten, beschritten sie den Weg, der sie zum Pantheismus führen mußte. Sie gingen weiter und schufen die Personifikation des Gebetes, das Brahma, als obersten Gott. -- Es haben also die Brahmanen ihren Namen nicht von Brahma, sondern umgekehrt; die Brahmanen, d. h. die „Beter“, sind zuerst gewesen; sie haben dann das Geschäft ihres Standes, das Gebet, zum höchsten Gott gestempelt, und dadurch die Ansicht von der allbezwingenden Macht des Opfers auf den kürzesten Ausdruck

zurückgeführt. — Die Welt des Wortes war dem Inder stets ein anderer Mikrokosmos. Jene Substanz, aus welcher das heilige Wort im Gebet sein Leben schöpfte, mußte eine besondere Kraft sein, die im Grunde aller Dinge waltete. Nicht dem Anschauen der Natur, sondern dem Dünkel der Brahmanen, vor allem dem Sinuen über die Heiligkeit des Veda-Wortes entstammt also diese Idee, die nachher das Höchste benennt, was der Geist fassen kann. Brahma blieb die Potenz, die dem Hymnus, Spruch und Lied als Kraft der Heiligkeit inne wohnt: „des Wortes Wahrheit ist das Brahma.“

Aber dieser Begriff erfuhr noch eine Erweiterung. Aus der Nebelwelt des Polytheismus waren Göttergestalten auf- und untergetaucht; aber später traten immer mehr und mehr Centralpunkte auf, die sich schließlich zur Vorstellung eines höchsten „Ich“, des Atman, verdichteten. Atman wird der Schöpfer der Wesen, der die Welten aus seinem „Ich“ hat hervorgehen lassen. „Von dem, was da wird, wird zuerst der Atman.“ Aber die monotheistische Fassung dieses Gottesbegriffs verschwand doch bald wieder hinter der pantheistischen, und es fällt das Wort: „der Atman ist das All.“ Nun standen sich Brahma und Atman gegenüber, bis sie zu einem Begriff verbunden wurden. Es entstand der brahmanische Pantheismus; aus dieser Vereinigung also erwuchs die Grundidee des Brahmanismus, die Existenz des großen Einen, „das da war, das da sein wird, das große Brahma, das Eine, Unvergängliche.“ Von ihm heißt es echt pantheistisch: „So klein, wie ein Korn Reis oder Gerste oder Hirse oder ein Hirsenkorn, also weilt dieser Geist im Ich; golden, wie ein Licht ohne Rauch, so ist er; weiter denn der Himmel, weiter denn der Äther, weiter denn diese Erde, weiter denn alle Wesen; er ist das Ich des Odems, er ist mein Ich; mit diesem Atman werde ich, wenn ich von hinnen scheide, mich vereinigen. Wer es also meint, wahrlich, da ist kein Zweifel. So sprach Candilya.“

Was diesem pantheistischen Brahma fehlt, ist die Persönlichkeit, das Selbstbewußtsein. In absoluten Wesen hört jede Wahrnehmung auf. Das Brahma ist ein Überpersönliches, die Wurzel aller Persönlichkeit; es ist nicht groß, noch klein, nicht lang, noch kurz, nicht verborgen, noch offenbar, nicht innen, noch außen. Das „Kein, Nein“ ist sein Name, weil es durch keine Bestimmungen

zu erfassen ist, und doch ist wiederum sein Abbild die Silbe der Bejahung „om“; es ist das ens realissimum. (Vgl. Oldenbergs Buddha, S. 38.)

Die Konsequenzen dieses Gottesbegriffs waren ungeheuer. Schon Hindustans Sonne allein übte auf das Gemüt der Arier einen gewaltigen Einfluß aus. Die Muskeln erschlafften, die Lust am thätigen Leben erstarb, der Hang zur Beschaulichkeit entstand, zum Brüten und Träumen, und gewann Herrschaft über die Seele. Dazu trat noch dieser pantheistische Gottesbegriff; er verlegte das Wesen der Religion in das Erkennen und Wissen. Wer das Wesen der Dinge erkannt hatte, war ja das Wesen der Dinge selbst. Wer es nicht erkannt hatte, ging fehl. Welch ein Antrieb zu neuem Brüten! — Vor allem aber war es die Beurteilung der Welt und des Lebens, die von diesem Gottesbegriff aus beeinflusst wurde. Das Brahma hatte nicht die Welt geschaffen, sondern sich zu ihr entfaltet. Es war der Grund der Welt; wie die Fäden aus der Spinne, die Blume aus dem Keime, so ging die Welt aus Brahma hervor. Brahma ist die unentfaltete Welt, sie das entfaltete Brahma. Aber — und das ist das Bedeutfame — je weiter sich die Welt von Brahma entfernt, desto schlechter wird die Brahmasubstanz. In dieser pantheistischen, freilich inkonsequenten Emanationstheorie liegen als Folgerungen jene beiden Dogmen eingehüllt, welche den innersten Kern der indischen Weltanschauung bilden und noch heute, sowohl dem Brahmanismus, wie dem hieraus hervorgegangenen Buddhismus zu Grunde liegen, die Lehre vom Leiden und von der Seelenwanderung.

Die Lehre vom Leiden ist die furchtbarste Wirkung dieser Theorie. Die Welt, das Leben, die Menschheit sind vom Brahma ausgegangen; man kann daher in dieser Welt seine wahre Heimat nicht haben. Dies Leben ist öde, langweilig; das Fleisch hemmt den Geist, der zum Brahma zurück will; Leben ist Leiden. Nur Eines ist frei vom Leiden: „wie die Sonne, des Weltalls Auge, fern und unberührt bleibt von aller Krankheit, die das menschliche Auge trifft, also bleibt das Eine, der Atman, der in allen Wesen wohnt, frei und unberührt von den Leiden der Welt.“ Wer sich in ihm auflösen könnte, würde glücklich sein für immer. Diese Gedanken wurden nachher der eigentliche Lebensnerv des Buddhismus.

Der Repulsivkraft, vermöge deren das Brahma aus sich selbst

heraustreibt und sich zur Welt erschließt, steht die Attraktionskraft entgegen, durch die es dieselbe wieder in sich absorbiert. Aus dieser Vorstellung, vielleicht auch in Verbindung mit dem sichtbaren Gesetz vom Kreislauf des Stoffes, ist die Lehre von der Seelenwanderung hervorgegangen, nicht minder furchtbar, als die erste. Die Wesen sollen heimkehren; aber diese Heimkehr vollzieht sich nicht mit einem Male, da der fleischliche Wille, die Lebenslust, sich nicht in einem Leben ertöten läßt. Die Heimkehr wird daher Reinigungsprozeß, Seelenwanderung durch verschiedene Lebensläufe hindurch, bis die Seele, von allen irdischen Banden frei, ein- und untertauchen kann in das große Brahma. „Wie er gehandelt, wie er gewandelt, so wird er: wer Gutes that, wird zum guten Wesen, wer Böses that, zum bösen; rein wird er durch reine That, böse durch böse That So, wer im Begehren befangen ist. Wer aber nicht begehrt? Wer ohne Begehren, vom Begehren frei ist, wer nur den Atman begehrt, wer sein Begehren erreicht hat, aus dessen Leib entweichen die Ddemkräfte nicht (in einen anderen Leib), sondern ziehen sich hier zusammen; er ist das Brahma und zum Brahma geht er.“ (Aus dem „Brahmana der 100 Pfade.“) Der Weg zum Heil ist also das Sichloslösen von der Welt, das sich selbst Ertöten. Buddha hat auf dieser Lehre sein ganzes System aufgebaut. —

Und noch andere Wirkungen gingen von diesen Grundvorstellungen aus, die dem Buddhismus vorarbeiteten. Durch die Lehre vom Leiden und von der Seelenwanderung ward das Opfer entwertet und die Macht der Hierarchie gebrochen. Jeder mußte nun selbst sehen, wie er die Erlösung erlangte. Es entstand das Mönchtum und die Askese. Man löste sich von allem Irdischen, von Weib und Kind, und eilte in die Einsamkeit, um als Bettelmönch nach Befreiung der Seele zu streben. Auch schlossen sich schon die Mönche zu geistlichen Ordensgemeinschaften zusammen und bildeten der Brahmanischen Hierarchie gegenüber eine feste, freie Phalanx ohne Unterschied der Kasten. Aus diesen Kreisen ging Buddha hervor: aus diesen Kreisen sind auch seine Vorläufer entsprossen.

Während Tausende von Asketen in dümpfen Brüten dahinsiechten, mit dem Almosentopf betteln gingen, sich alle erdenklichen Qualen auferlegten, haben andere von ihnen die herrschende

Philosophie weitergebildet und sind auf diese Weise auch wieder Buddhas Vorläufer geworden. Sie haben von verschiedenen Principien aus die Welt und das Verhältnis Gottes zu derselben zu begreifen versucht; sie haben Begriffe gespalten und endlich den Atheismus geschaffen. Es gingen hier zwei Strömungen nebeneinander. Während die Vedanta-Lehre (d. h. Ende des Veda) nur die Existenz des Brahma gelten lassen wollte und die Existenz der Welt leugnete, da sie nur ein Scheingebilde sei und uns täusche, ging die Sankhya-Philosophie, deren Begründer Kapila ist, von dem Gegenteil aus, nämlich von der Voraussetzung, daß Natur und Seele beide ewig und unerschaffen seien. Die Materie also und die Individualität der Seele seien das einzig Wirkliche, aber nicht Brahma. Während die erstere Lehre die Konsequenz hatte, daß man das materielle Leben, das Ich, die Individualität verachten und sich versenken müsse in das Absolute, in die Gottheit, hatte die andere mehr den Begriff des Atheismus ausgebildet, allerdings mit ähnlichen Konsequenzen, daß man sich in sich selbst zurückziehen und die Seele ertöten müsse, damit sie nicht auf der Seelenwanderung nach dem Tode wiederkomme. So ging, durch beide Schulen veranlaßt, ein tiefer Riß durch das Brahmanentum hindurch; die Autorität der Veden, des Opfers, der Hierarchie ward verworfen; die Urgottheit wurde geleugnet; das Wesen der Religion aus der Handlung in die Erkenntnis und in das Nichtbegehren, in den Willen verlegt. Ein ungeheurer Pessimismus brach sich Bahn und hatte im Gefolge Mönchtum und Askese. Die Priester-Religion war dem Verfall nahe; alles sehnte sich nach Erlösung. Da kam Buddha und faßte alle diese bestehenden Geistesströmungen in sich zusammen und wurde dadurch der Heiland seines Volks. Buddha steht also völlig in seiner Zeit und muß aus seiner Zeit verstanden werden. Es ist seine Bedeutung, daß er die Frage nach der Erlösung, die damals in aller Munde lebte, ganz im obigen Sinn zu beantworten und zunächst an sich zu verwirklichen versuchte, und sodann, daß er diese seine Lehre aus dem Kreise der Priesterschaft, aus der gelehrten Zunft, vor das Volk, vor die Masse brachte und alle, mit wenigen Ausnahmen, zur Erlösung berufen hat. —

Eine ähnliche Entwicklung läßt sich auch im Islam verfolgen, obwohl dieser mit der alten arabischen Religion in looserer

Verbindung steht und nicht in derselben Weise aus ihr hervorgewachsen ist, wie der Buddhismus aus dem Brahmanismus. Der Islam ist ein aus dem Judentum entlehntes und dem altarabischen Heidentum aufgepfropftes Reis; aber dennoch treten, wenn auch nicht so deutlich, wie vorhin, und nachher beim Judentum, die anfangs besprochenen Gesetze der Entwicklung an den Tag. — Der geschichtliche Hintergrund, aus dem Mohammeds Prophetengestalt hervortritt, ist ein einfacher und übersichtlicher.

Lange hatte das Christentum seinen Siegeszug über die Erde angetreten, hatte morsche Reiche zerfallen und neue entstehen sehen; das schöne Hellas und das starke, weltgebietende Rom standen schon unter dem Zeichen des Kreuzes Jesu, und überall wich das Heidentum dem Evangelium Jesu Christi, wie die Nebel vor der Sonne. Mitten unter diesen weltumgestaltenden Ereignissen hatte sich noch auf der Halbinsel Arabien das Heidentum erhalten und dem Christentum den Eingang verwehrt. Während man in Palästina und in den Ländern am Mittelmeer sich vor der Sonne des Heilands beugte, beteten die heidnischen Araber noch immer zur Sonne des Himmels, zum Mond und zu den Sternen, und während man sich in der damals bekannten Welt ansah, neben Gott und dem Heiland keine anderen Götter und Göttinnen zu verehren, warf der Araber sich noch nieder vor seinen Götzenbildern, vor der Göttin Dzza, die in einem Baum, vor der Göttin Manah, die in einem Felsen ihren Sitz hatte, und vor dem Götzenbild Lat. Der eine Beduinenstamm hatte diese, der andere wieder seine besonderen Gottheiten, und, um in Eintracht miteinander zu leben, erkannten sie gegenseitig ihre Götzen an. Die heidnische Religiosität der Araber fand aber vor allem ihren festen Ausdruck und Mittelpunkt im Nationalheiligtum mit den beiden darin befindlichen heiligen Steinen, in der Kaaba zu Mekka. Nach einer alten Stammessage, nach welcher die Araber von Ismael, dem Sohne des Abraham und der Hagar abstammen sollten, hatte Ismael von Gott den Befehl erhalten, an der Stelle eines vom Himmel für Adam herabgelassenen, dann wieder aufgehobenen Wolkentempels einen anderen zu erbauen, und wurde bei diesem frommen Werke von seinem Vater Abraham unterstützt. Statt des Gerüstes bedienten sie sich eines wunderbaren Steines, der sich, als sie die Mauern des heiligen Gebäudes errichteten,

mit ihnen hob und senkte. Sie legten ihn in den Mittelpunkt des Tempels hinein, und noch heute ist dieser, jedenfalls aus den Wolken gefallene Meteorstein die heiligste Reliquie des Islam, und noch heute vermag der Gläubige den Eindruck von dem Fuße des Patriarchen darauf zu bemerken. Aber noch einen anderen Stein schenkte der gütige Himmel. Während Abraham und Ismael so beschäftigt waren, brachte ihnen der Engel Gabriel einen zweiten Stein, der früher ein Engel gewesen war und der den Adam vor dem Falle im Paradiese hatte behüten sollen. Wegen seiner Unaufmerksamkeit aber wurde er in einen Stein verwandelt und vom Himmel herabgestoßen. Abraham und Ismael setzten ihn in eine Ecke der äußeren Mauer des Tempels, wo er noch heute vorhanden ist und von den Pilgern bei jedem Umgange um den Tempel fromm geküßt wird. Als er in die Mauern gesetzt wurde, war er ein blendend weißer Hyacinth, wurde aber allmählich von den Küßen der sündigen Sterblichen geschwärzt. Dieser Tempel ist die Kaaba, d. h. „Würfel“ genannt wegen seiner Quadratgestalt, ein uraltes Bauwerk, dessen Erbauung mehrere hundert Jahre vor Mohammeds Geburt fällt!

Aber so sehr auch die Anbetung dieser beiden Steine der Kaaba ein Zeichen des Fetischismus der Araber ist, so hätte die Tradition über die Entstehung des Tempels durch Abraham und Ismael doch nicht so allgemein bekannt und geglaubt werden können, wenn nicht noch andere Strömungen auf die arabische Naturreligion eingewirkt hätten. Gewiß hat auch das Judentum Einfluß auf den Glauben der Araber gehabt. Schon in früherer Zeit hatten sich jüdische Stämme in Arabien, meist in den Oasen von Syrien bis Medina, angesiedelt, und zu Zeiten Mohammeds gab es vor allem in Medina und in der Umgegend Tausende von Juden, welche den Monotheismus verbreiteten und Proselyten machten. Während ein großer Teil der nomadischen Stämme dem alten Heidentum treu blieb, nahm ein anderer, größerer Teil vom Judentum die drei Grundideen an, den einen Gott, Vergeltung und Unsterblichkeit, und auch die Notwendigkeit einer göttlichen Autorisierung dieser Wahrheiten, ohne sich jedoch von seinen alten Göttern ganz zu befreien. So wogte in Arabien Monotheismus und Polytheismus in unklarer Mischung durcheinander. Dem kriegerischen Volk, das politisch zerplittert und ebenso religiös völlig zerfahren war, fehlte ein mutiger Anführer,

der zugleich Kriegsmann und Prophet sein mußte, wenn er daselbe einigen wollte.

Und dieser Mann erstand den Arabern in Mo ham med. Zwei geschichtliche Ereignisse bestimmen seine Entwicklung und erklären uns seine Person völlig.

Während sich in Indien die Priesterkaste der Brahmanen der Religion bemächtigte und dadurch Einfluß auf die religiöse und sociale Gestaltung des Volkes gewann, läßt sich in Arabien eine ähnliche Erscheinung konstatieren. Hier waren es zwar keine Priester, die die Leitung an sich rissen, — solche Priester hat es bei dem einfachen Naturdienst der nomadischen Völker nie gegeben, — sondern eine Familie war es, die auf die religiöse Entwicklung der Araber den größten Einfluß ausübte. In der Mitte des 5. Jahrhunderts hatte sich ein Fremdling aus Nordarabien, Kusai, an der Spitze seiner Familie des Tempels bemächtigt. Er ist der Stammvater der Koreijiten, d. h. der „Gesammelten“, weil Kusai alle seine Stammverwandten um sich vereinigte. Er brachte die Kaaba, das arabische Centralheiligtum, unter die Aufsicht seines Stammes und bestimmte diesen auch, sich in dem unfruchtbaren, heißen, getreidelosen Thal anzusiedeln. So entstand damals die Stadt Mekka, deren Bewohner sich schnell mehrten.¹⁾ Aber die Familie des Kusai beherrschte nicht nur diese Stadt und hütete den Tempel, sondern sie leitete auch den Kultus und die vielfachen Ceremonien des Pilgerfestes, bei welchem die Araber zur Kaaba strömten. Sie nahmen für sich das Recht in Anspruch, den Tempel zu öffnen und zu schließen, sie bewirteten die Pilger, sie führten den Vorsitz im Rat, ja sie stellten auch im Kriege den Feldherrn und bestimmten einen der vier heiligen Monate, während deren in Arabien kein Krieg geführt werden durfte. So hatten sie die weltliche und geistliche Herrschaft über Mekka in Händen und übten dadurch auch einen ungeheuren Einfluß auf die ganze Nation aus.

¹⁾ Man schätzt die Zahl der ansässigen Bewohner Mekkas auf 100 000; die Mehrzahl stammt vielleicht aus Indien. Eine Hauptstraße durchschneidet die Stadt in ihrer ganzen Länge. Die Häuser, bis zu fünf Stockwerken hoch, sind aus Sandstein gebaut und zeigen oft eine überraschend künstlerische Architektur. Ganz besonders angenehm aber berührt die Sauberkeit, welche nicht allein in den größeren Straßen, sondern auch in den Gassen herrscht. Die Umgegend ist unsagbar öde: so weit das Auge reicht, bemerkt es von einer kleinen Dase abgesehen, kaum einen Baum oder Strauch.

Aus diesem Geschlecht der Koreisiten stammt Mohammed, und wenn auch zu seinen Lebzeiten die Hauptmacht auf Seitenlinien übergegangen war, z. B. das Feldherrnamt und die Tempelhut, so wuchs er doch als Glied dieser Familie in der Tradition auf, daß auch er durch eine jahrhundertelange Geschichte Anspruch auf die geistliche und weltliche Beherrschung seiner Landsleute habe.

Erklärt uns diese Abstammung, wie Mohammed später Prophet und Kriegermann zugleich sein konnte, so giebt uns eine andere Thatfache den Schlüssel zu seinen neuen, reformatorischen Ideen.

Nicht lange vor Mohammeds Geburt war zu den unklaren religiösen Strömungen noch ein anderes, mächtiges Element hinzugetreten, und zwar vom Christentum her, und machte sich breite Bahn. Es war aber nicht das reine Christentum Jesu und seiner Apostel, sondern die judenchristliche Mischung, welche hier die Oberhand gewann.

Schon im 2. Jahrhundert nach Jesu Geburt hatte sich eine gewaltige judenchristliche Fraktion gebildet unter verschiedenen Namen, Essener, Ebioniten, Sabier und vor allem Elkesaiten, welche unter Festhaltung des mosaischen Gesetzes und jüdischer Ceremonien und Gebräuche nur insoweit zum Christentum übergetreten waren, als sie Jesum für den Sohn Josephs und für einen Propheten hielten, auf den sich der von Adam her in den Propheten sich fortpflanzende Geist Gottes vererbt habe. Diese Sekten hatten auch in Arabien festen Fuß gefaßt, und vor allem hatten die Bestrebungen der Elkesaiten dort Wurzel geschlagen. Ihr Name bezeichnet jedenfalls den Titel eines Buches (vielleicht „verborgene Kraft“), das bei ihnen in hohem Ansehen stand. Dies Buch sollte vom Himmel gefallen oder von einem Engel geoffenbart sein. Es war ein Geheimbuch und wurde nur gegen einen Eid mitgeteilt. Vielleicht standen darin rabbinische Legenden, christliche Sagen und gnostisch-jüdische Ideen. Vom Christentum unterschieden sie sich außerdem noch darin, daß sie die Ceremonien bestimmter Waschungen für heiligend und entzündigend hielten, ferner darin, daß sie einige Teile des Alten Testaments verworfen und auch die paulinischen Briefe mit ihrer Theorie von dem Sühntode Jesu und der alleinigmachenden Kraft des Glaubens, und vor allem darin, daß sie in Jesu

nicht den Gottessohn, sondern nur einen Menschen sahen; sie glaubten, daß der Geist Gottes sich von Adam an in auserwählten Menschen fortgepflanzt habe, und daß er zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedener Gestalt aufgetreten sei, zuletzt in Christus. Aber er konnte immer noch einmal in einem neuen Propheten unter ihnen erscheinen. Außerdem verwarfen die Etschaiten die blutigen Opfer, sie verboten den Weingenuß und hatten betreffs Heilighaltung der Ehe sehr weitherzige Anschauungen.

Diese judenchristliche Sekte hatte sich zu Mohammeds Zeiten in Arabien unter dem Namen „Nakusier“ und „Hanyse“ sehr breit gemacht und war auch dem Mohammed bekannt geworden. Er hatte nicht nur den Bischof der Nakusier, Kofß, in Mekka über die Einheit Gottes und über die Auferstehung der Toten predigen hören, sondern er verkehrte auch lange mit Hanyfen, z. B. mit Waraka und Jayd. Ja, Mohammed trat ganz zu diesem Judenchristentum über und nannte sich auch noch als Prophet einen „Hanyf“ (d. h. „Keinen“). Dieser Name kommt zwölfmal im Koran vor. Und da diese judenchristlichen Sekten Abraham als ihren Gründer ansahen, nannten sie auch ihn einen Hanyf, und ebenso that es öfter Mohammed. Kor. 16, 121 ff. heißt es: „Abraham bildete, selbst als er noch, wie du, wenige oder gar keine Anhänger hatte, ein gottergebenes Volk, indem er Hanyf war, und betete kein Wesen außer Gott an . . . Wir haben uns dir geoffenbart, auf daß du der Lehre des Abraham als Hanyf folgest; er gehörte nicht zu denen, die neben Gott andere Wesen verehren.“

So gab es also lange vor Mohammed den Islam, und sein Verdienst ist es nur, diese judenchristliche Auffassung in ein Ganzes gebracht und sie, nach politischer Einigung der Stämme, zur Staatsreligion gemacht zu haben. Alles, was dieses arabische Judenchristentum kennzeichnet, die strenge monotheistische Auffassung Gottes und die Pflicht der völligen Unterwerfung unter seinen strengen Willen (Mohammed nannte infolgedessen seine Religion „Islam“, d. h. „Unterwerfung“, und die Gläubigen „Moslime“, d. h. „Unterwürfige“), ferner die Verehrung eines heiligen, vom Himmel gesandten Buches (vergl. Mohammeds Ansicht über den Koran), die Auffassung vom Prophetentum, die besondere Wertschätzung der Ceremonien und guten Werke, wie Waschungen, Gebete, Fasten, um die Gnade

Gottes zu verdienen, dies alles mit dem Verbot des Weingenußes und mit der Freiheit in sittlichen Dingen — finden wir im Islam wieder. Also auch Mohammed ist ganz ein Kind seiner Zeit und aus seiner Zeit zu verstehen.

Wie wir nun bei Buddha und Mohammed gesehen haben, daß sie beide nicht etwas positiv Neues bringen, sondern daß sie sich voll und ganz an Bestehendes und Vorhandenes anreihen, so ist es auch bei Jesus. Auch Jesus ist in gewissem Sinne ein Kind seiner Zeit und steht mit seinen Füßen im Boden seiner väterlichen Religion, wenn auch Herz und Haupt über seine Zeit und deren Religion hinausragen bis in den Himmel.

Fast zweitausend Jahre hatte die religiöse Entwicklung des Judentums schon gedauert, ehe sie in Jesu ihren Abschluß fand, viel länger, als die Zeiträume gewesen, die Buddha und Mohammed in ihren väterlichen Religionen vorausgingen. Aber wie dort, so steht auch hier die Wiege des israelitischen Gottesglaubens im Polytheismus. Abrahams Verwandte waren Götzendiener, und selbst seine Nachkommen, wie Rahel, welche ihrem Vater Laban die Götzen stahl und im Stroh versteckte, um sie mit nach Kanaan zu nehmen, ja selbst die mosaische Zeit mit der Geschichte von dem brennenden Dornbusch, von der Wolken- und Feuersäule und von den Blitzen und Donnern des Sinai, sind nicht ganz frei vom altheidnischen Wesen. Auch haben die späteren Geschlechter des jüdischen Volkes sich immer wieder und wieder zu den heidnischen Göttern hinübergeneigt, zum Baal und zur Astarte, und an diesem Götzendienste ist das Volk bei der furchtbaren Sturmflut der assyrisch-babylonischen Gefangenschaft auch zum Teil untergegangen.

Aber wunderbar, mitten in diesem polytheistischen Dunkel fällt ein Sonnenstrahl aus des Himmels Höhen in Abrahams Seele und entzündet in ihm den Glauben an Einen Gott, der allmächtig über den Sternen waltet, der treu ist und gnädig und ihm und den Seinen seinen Schutz in heiligem Bunde versprochen hat. Zwar ist auch Abrahams und seiner Nachkommen Vorstellung nicht frei von Irrtümern hinsichtlich der Leiblichkeit und des menschlichen Empfindens Gottes, aber Gottes Herz hatte sich nun einmal in heiliger Offenbarung an ein auserwähltes Volk ge-

öffnet, und von nun an ließ er immer tiefer in sich hineinschauen, bis einst in Jesu alle Nebel fallen sollten.

Größere Klarheit und gewaltigeren Einfluß auf das Leben des Volkes brachte die Zeit des Moses. Gott erhält den Namen Jehovah und offenbart seinen heiligen Willen in einer Reihe von Einzelgeboten, die fortan den politischen, socialen und religiösen Unterbau des Volkslebens bildeten und Israel zu einem theokratischen Staate umgestalteten. Was kein Buddhismus und keine andere Religion je ersann, daß der Mensch Gottes Ebenbild sei und in einem Gottesreiche auf Erden ein geheiligtes, Gottes Willen entsprechendes Leben zu führen habe, das wird hier Ereignis. Ja, es klingen in der moaischen Zeit schon die Worte durch: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen“ (5. Mos. 6, 4), und dementsprechend auch schon die Konsequenz: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; denn ich bin der Herr.“ (3. Mos. 19, 18.) Aber diese Zukunftsworte liegen im Moaismus wie vom Himmel gefallene Meteorsteine mitten auf einem Sandhaufen unher, mit denen man noch nichts anfangen konnte, bis Jesus sie zu einem Ganzen zusammenfügte und sein Christentum darauf aufbaute. Der Moaismus mit seiner strengen, äußerlichen Gesetzes-Religion, die Gottes heiligen Willen widerspiegelte, konnte es nicht zur Liebe zu Gott und zur Nächstenliebe bringen; ja selbst die Propheten, die Gott doch noch tiefer erkannten und ihn feierten als „Vater“ des Volks, wie in dem Wort: „Ist nicht Ephraim mein teurer Sohn und mein trautes Kind? Denn ich gedenke noch wohl daran, was ich ihm geredet habe: darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich seiner erbarmen muß, spricht der Herr“ (Jer. 31, 20), faßten ihn doch nur auf als Vater des Volks, aber nicht als Vater des Individuums; das letztere zu erweisen blieb erst Jesu Lehre und Leben vorbehalten.

Die Propheten hatten eine andere Mission an Israel, als Gott zu verkünden als den „Vater“; dazu war die Zeit noch nicht reif. Ihre Aufgabe war, den monotheistischen Volksglauben, welcher immer noch nicht allgemein war, zu befestigen, ferner das moaische Gesetz zu vertiefen, es aus der äußeren Erfüllung herauszuheben in die Gesinnung des Herzens, und Frömmigkeit und bußfertigen Sinn zu wecken in einer Zeit,

die haltlos hin und her schwankte zwischen Jehovah und Baal; gewaltige Männer, traten sie vor das entartete, veräußerlichte Volk hin und riefen, indem sie auf die Nichtigkeit der Ceremonien und Opfer hinwiesen: „Was soll mir die Menge eurer Opfer? spricht der Herr. Ich bin satt der Brandopfer von Widdern, und des Fetten von den Gemästeten, und habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und der Böcke.“ (Jes. 1, 11.) „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben; und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein.“ (Jerem. 31, 33.) „Ich wohne bei denen, so zer schlagenen und demütigen Geistes sind.“ (Jes. 57, 15.) Es ist der Propheten Verdienst, der innerlichen Herzensfrömmigkeit eine Stätte bereitet zu haben im jüdischen Volk. Aber ihr Verdienst ist noch größer: als das Verderben über das stolze Davidische Reich hereinbrach, und das Zehustämmereich und 150 Jahre später auch das Reich Juda dem Ansturm der assyrisch-babylonischen Despotieen erlagen, als alle politischen Hoffnungen des Bundesvolkes mit dem stolzen salomonischen Tempel in Trümmer gegangen waren, da weisagte die Schar der Propheten, voller Vertrauen auf Gottes Bundestreue, die Entstehung eines neuen Gottesreiches irdischer Art, in welchem Gott seine Segnungen über Israel und alle Völker erstrecken werde. In dieser ältesten und ursprünglichsten Reichsidee lag der unerschütterliche Glaube, daß Gott doch noch einmal ein Reich des Friedens über alle Völker ausdehnen und seinen heiligen Geist ausgießen werde über alles Fleisch. Ein Reich Gottes auf Erden mußte einmal kommen, und dann würden die Israeliten unter ihrem Feigenbaum und Weinstock sitzen und ein unsterbliches Leben führen in Glück und Bönne. Solche irdisch-sinnlichen Vorstellungen haben sich bis zu Jesu Zeit im Volke erhalten.

Aber die vom heiligen Geist erhellten Augen der Propheten schauten noch ein drittes: sie ahnten auch schon den Messias, den Reichskönig, der da kommen werde wie einst David aus dem Geschlecht Juda, aus Davids Nachkommen und aus Davids Stadt Bethlehem. Sie schauten ihn auch als großen Propheten gleich Moses und Elias; ja aus dem unschuldigen Märtyrertum des echten Israel, das in Babylon für die Sünden der anderen mit-leiden mußte, ging dem unbekanntem Verfasser des 2. Jesaias (Kap. 40—66) das Bild jenes leidenden, sterbenden und auf-

erstehenden Gottesknechtes auf, wie Jesus es nachher gewesen ist. Und je mehr Israels thatsächliche Zustände sich verwirrten und sich von der Erfüllung aller dieser Hoffnungen entfernten, um so lebendiger wurde diese Sehnsucht nach dem Gottesreich mit seinem König, und als dann das trotzigste Volk der Juden mit den weltbeherrschenden Römern in den letzten Entscheidungskampf eintrat und erlag, da mag kein Wunsch die Herzen des Volks mehr erfüllt haben, als gerade dieser. Freilich war damals das ideale Bild des Gottesreiches und seines Königs jeglicher religiös-sittlichen Färbung entkleidet und war verwandelt in das eines irdisch-sinnlichen Staates mit Herrschaft der Juden und Unterjochung der Römer. Weil die Juden an diesem Bilde mit ihrer ganzen Fähigkeit festhiengen, darum mußte Jesus sterben, aber darum mußte auch Jerusalem und das ganze Volk untergehen.

Während durch das Prophetentum das mosaische Gesetz vertieft und die messianischen Weissagungen als Erbe einer goldnen Zukunft dem Volke geschenkt wurden, ging neben dieser Strömung eine andere her, aber zum Schaden des Volkslebens. Es war die Wirkung des mosaischen Gesetzes und seiner ganzen Ausgestaltung gewesen, daß es zur Entstehung eines besonderen Priesterstandes führte, der sich, wie beim Buddhismus und ähnlich beim Islam, der geistlichen Herrschaft bemächtigte. Zwar verdankt Israel dem Priestertum vieles: es verdankt ihm die Erhaltung der heiligen Bücher und deren Zusammenstellung, ferner die Fortbildung jüdischer Theologie und Schriftgelehrsamkeit, und vor allem seit der heldenhaften Makkabäerzeit, da die Juden lieber sterben, als sich dem Heidentum ergeben wollten, den Glauben an die Fortdauer der Seele, an Seligkeit, Engel und Gericht. Und zwar waren die Träger dieses jungen Glaubens die Pharisäer, eine seit den makkabäischen Freiheitskämpfen entstandene theologische Partei, welche sich, im Gegensatz gegen die vornehmen orthodoxen Sadducäer, des Volkes annahm und die Tradition im obigen Sinne weiterbildeten. Aber der Schaden, den die Herrschaft des Priestertums brachte, war noch größer, als der sittlich-religiöse Nutzen. Eitel und hochfahrend wie die Brahmanen Indiens, heuchlerisch und habgierig, legten sie die Ketten eng um den Nacken des Volks, saugten es aus und verführten es vor allem, das Wesen der Religion nicht in Herzensfrömmigkeit und bußfertigem Sinn, sondern in äußeren Werken und Diensten

zu suchen. Sie haben die von den Propheten ausgegangene, sittlich-religiöse Entwicklung unterbunden. In diese Zeit trat Jesus ein, und er ist ein Kind seiner Zeit insofern, als er das Gesunde der jüdischen Religion in sich aufgenommen hat. Der Glaube an Einen Gott, der zwar heilig und gerecht, aber gnädig und barmherzig die von ihm geschaffene Welt lenkt, der Glaube an das Kommen des Gottesreiches mit seinem Messias, die Auffassung der Religion als Herzensfrömmigkeit und Reinheit, die Zuversicht auf ein Jenseits mit unansprechlicher Seligkeit, schließlich die Autorität einer für inspiriert gehaltenen Schrift, das alles war der mütterliche Boden, in den das himmlische Reis eingepflanzt werden und daraus es Kraft ziehen konnte. Aber die beste Kraft zog Jesus doch aus seinem einzigartigen Verhältnis zu seinem himmlischen Vater, und darum ist er auch wieder gar nicht ein Kind seiner Zeit und läßt sich aus ihr nicht erklären, weil sie hinsichtlich seiner Eigenart, seiner Liebe und seiner sündlosen Vollkommenheit gar keinen Anteil an ihm hat. Darum nimmt er auch die Wahrheiten des Judentums nicht buchstäblich in sich auf, sondern knüpft nur an ihnen an und hebt sie hoch hinaus über alle daran haftenden menschlichen Irrtümer, und macht sie zur neuen Gottesoffenbarung für alle Zeiten bis an das Ende der Welt. Während Buddha und Mohammed nur wenig Neues zu dem Vorhandenen hinzufügten, hat Jesus auch den göttlichen Kern der jüdischen Religion umgebildet und erneuert. Jene sind Kinder ihrer Zeit, Er der Herr seiner und aller Zeiten; sie sind die reife Frucht der vor ihnen liegenden, religiösen Entwicklung, Er Frucht und neuer Anfang zugleich; sie lassen sich verstehen und begreifen aus ihrem geschichtlichen Hintergrund, die Persönlichkeit Jesu aber mit allen ihren wunderbaren Geheimnissen weist über ihn hinaus in das unergründliche Geheimnis des Wesens unseres himmlischen Vaters.

Kapitel 3.

Geburt und Entwicklung.

Wo im Osten die Sonne aufgeht und mit ihr auch der Morgen der Geschichte aufgegangen ist, da sind auch die drei großen Asiaten geboren, welche der Menschheit die drei Weltreligionen schenkten, Buddha aus dem Stamm der Arier in Hindostan, Jesus und Mohammed aus dem der Semiten in Palästina und Arabien. In regelmäßigen Abständen von fast 500 Jahren (Buddha um 500 vor Christi Geburt, Christus in der Mitte, und Mohammed 571 Jahre nach ihm) kamen alle drei nicht in den Hauptstädten der damaligen Welt, sondern in entlegenen, kleinen Winkeln an das Licht, in Kapilavastu, Bethlehem und Mekka; aber als sie wieder untergingen, da ließen sie einen Lichtstreifen nach, der von Jahrhundert zu Jahrhundert an Ausdehnung und Helligkeit gewann und für Dreiviertel der gesamten Erdbevölkerung „Fußes Leuchte und ein Licht auf dem Wege“ geworden ist. Von Osten, mit der Sonne, zog ihr Glaube über die Erde; aber der Buddhismus blieb im Osten stehen, der Islam erreichte die Mittagshöhe; nur das Christentum machte ganz die Sonnenbahn mit, von Osten nach Westen, und wieder nach Osten, und umspannt nun die ganze Erde mit seinem hellen Schein. Aber trotz dieser Helligkeit wie viel Dunkel! Das Menschengeschlecht ist vergeßlich, und es läßt selbst die größten Heiligtümer in Staub und Trümmer sinken, und weiß gar bald nicht mehr, wo sie gestanden. Wo sind die Häuser, da diese Größten aller Welteroberer geboren und gewohnt, wo die heiligen Orte, da ihnen ihr Glaube zu teil ward, ja, wo sind die Städte selbst, da ihre Wiege gestanden? Kapilavastu ist vom Erdboden verschwunden, das alte Bethlehem ist in Trümmer gegangen und auch Mekka hat sich verwandelt. Wir wissen auch nicht einmal

genau das Jahr, in dem Buddha und Jesus geboren und gestorben sind, geschweige denn Monatsdatum und Tageszeit. Sogar die Gestalten der drei Religionsstifter selbst sind zum Teil in Nebel gehüllt. Wie die Dämmerung die aufgehende Sonne verschleiert, so hat sich auch die fromme Sage zunächst um Geburt und Jugendleben aller drei geschlungen und verwehrt uns den interessantesten Einblick in das Werdegeheimnis ihres jungen Lebens. Sie hat aber auch das Mannesleben mit seinen Reden und Thaten verdunkelt, so daß es geschärfter Augen bedarf, die festen Unriffe klar zu erkennen. Jesu Leben und Persönlichkeit liegt nach Abthun alles apokryphischen Beiwerks in den Evangelien am klarsten und hellsten vor uns, durchsichtiger und wahrer, als das schon der späteren Geschichte angehörige Leben des „Propheten“. Buddhas schlechte Person dagegen ist infolge der Maßlosigkeit indischer Phantasia und des Mangels an geschichtlichem Sinn der indischen Schriftsteller derartig entstellt, daß die historische Kritik nur wenig als beglaubigt annehmen kann. Wir wollen das nach den Ergebnissen heutiger Wissenschaft echt Historische im folgenden gegenüberstellen; es werden sich uns dabei die überraschendsten Ähnlichkeiten, aber auch diametrale Gegensätze ergeben. —

Aus einem alten Herrschergeschlecht, aus dem der Sakya, ist um das Jahr 560 vor Christi Geburt, südlich vom Himalaya, in Hindostan, in der heutigen Landschaft Dudd, in der untergegangenen Stadt Kapilavastu, der junge Fürstensohn Siddhattha, der spätere „Buddha“, hervorgegangen. Seine Ahnen waren zwar nicht Könige, aber große, reiche Fürsten, welche mit ihrem ganzen Stamm kurz nach Buddhas Tode dem Aufsturm des benachbarten Kosala-Reiches erlegen sein sollen. Des Prinzen Siddhattha Eltern waren Suddhadano und seine Mutter Maja, welche sieben Tage nach seiner Geburt starb. Wie alle großen Weltereignisse ihren Schlag Schatten lange vorauswerfen, so ist auch nach der späteren Sage Buddhas Leben lange vorher von Brahma vorausgesagt und vorausgeplant worden. Und als er endlich im Himmel sich entschlossen hat, zur Erlösung der Menschen auf die Erde herabzusteigen, hält er Rundschan, welcher Schoß der Weiber rein genug sei, ihn aufzunehmen. Er findet die Königin von Kapilavastu für würdig, an ihm Mutterstelle zu vertreten. Als Lichtstrahl tritt er in den Leib ein und wird somit

auf unbesleckte Weise empfangen. Sie hatte vorher noch kein Kind geboren. Seiner Geburt gehen wieder große Zeichen und Wunder voraus: ein überirdisches Licht umstrahlt die Stätte; die Welten erbeben; die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören. Als er geboren, gaben ihm die Schlangengötter das Bad der Taufe. Mit lauter Stimme verkündet der Knabe die eigene Übergöttlichkeit und nahende Erlösung. Auch dem Vater soll schon vorher eine Weissagung zu teil geworden sein: „Wenn Prinz Siddhattha den Thron besteigt, so wird er ein König der Könige, ein Weltbeherrscher werden; wenn er aber dem Thron entsagt und das Leben eines Asketen erwählt, so wird er ein Weltüberwinder, ein vollendeter Buddha werden.“ Dies alles ist natürlich nach dem einstimmigen Urteil der vergleichenden Religionswissenschaft Gebilde der Sage. Geschichtlich wird nur das an dem Jugendleben des Prinzen sein, daß er in der ganzen orientalischen Pracht und Üppigkeit eines sittenlosen Lebens aufgewachsen ist. Der Vater baute ihm drei Paläste, für jede der drei indischen Jahreszeiten, für die heiße, kalte und die Regenzeit je einen, und dort, umgeben von schattigen Gärten mit Lotosteichen, auf denen weiße Lotosblumen im Sonnenglanz strahlten und am Abend den Hain mit köstlichem Duft erfüllten, umgeben von alten Wäldern, in denen der Mangobaum wuchs und die Tamarinde, mit breit angelegten Wegen, da man auf Elefanten ritt, verlebte Siddhattha seine Jugend. Noch im Jünglingsalter nahm er eine Prinzessin zum Weibe, und ein Harem voll schöner, in Tanz und Musik geschulter Mädchen vervollständigte das häusliche Leben des sinnlichen Orientalen. Da plötzlich geht in des jungen Prinzen Seele ein Umschwung vor. In dem schwülen Einerlei kommt über ihn die Ruhelosigkeit und der Ekel am Dasein. Wie das geschehen, bleibt der Geschichte verborgen. Die Legende hat, die Wahrheit vielleicht richtig treffend, folgendes Erlebnis als Grund seiner Sinnesänderung angegeben: als er eines Tages im Parke spazieren fuhr, bemerkte er einen gebrechlichen alten Mann, auf einen Stab gestützt, mühsam dahinschleichend. Er, von dem man des Lebens Leiden bisher ängstlich fern gehalten hatte, fragte verwundert seinen Wagenlenker Tschanno, was für ein seltsames Wesen das sei, und Tschanno bemerkte, es sei ein Greis. „Wurde er in diesem Zustande geboren?“ fragte der Prinz weiter. — „Nein Herr, er war einst jung und blühend wie du.“ — „Giebt es mehr solcher

Greise?“ — „Sehr viele, Herr?“ — „Wie geriet er in diesen beklagenswerten Zustand?“ — „Es ist der Lauf der Natur, daß alle Menschen alt und gebrechlich werden müssen, sofern sie nicht in jungen Jahren sterben.“ — „Auch ich, Tschanno?“ — „Auch du, Herr.“ — Dieser Vorfall stimmte den jungen Prinzen so nachdenklich, daß er befahl, nach Hause zurückzufahren. Einige Zeit hernach erblickte er bei einer abermaligen Ausfahrt einen Ausfägigen, und als ihn auf seine Fragen Tschanno auch über diese Erscheinung aufklärte, wurde er so tief ergriffen, daß er fortan alle Lustbarkeiten mied und über die Leiden der Menschen nachzugrübeln begann. Nach Verlauf einer längeren Zeit wurde ihm die dritte Erscheinung zu teil. Er sah einen bereits in Verwesung befindlichen Leichnam am Wege liegen. Auf das heftigste erschüttert, kehrte er sofort nach Hause zurück, indem er ausrief: „Weh mir, was nützt aller Glanz und aller Genuß, wenn sie mich nicht vor dem Greisenalter, vor Krankheit und Tod bewahren können! Wie unglücklich sind die Menschen! Gibt es kein Mittel, dem Leide und dem Tode ein Ende zu machen?“ Da erschien ihm ein Asket in gelbem Gewande, dessen ehrwürdige Züge den tiefen Frieden seines Innern deutlich wiederspiegelten. Dieser wies ihn darauf hin, daß das Dasein kein wünschenswertes Gut, sondern ein Übel sei und daß man ihm entfliehen müsse. Siddhattha faßt den Entschluß, Weib und Kind und alle Pracht zu verlassen und in die Einsamkeit zu gehen. In der letzten Nacht, die er in seinem Palaste verbringt, umtanzten ihn noch einmal die Sängerrinnen und Tänzerinnen, und als er aus einem kurzen Schlaf wieder aufwacht, sieht er jene Mädchen eingeschlummert, und alle ihre Leibes-Gebrechen, die sie sonst verhüllt, entblößt. Bei diesem Anblick ist's ihm, als sei er auf einem Leichenfelde voll entstellter Leichen, als stände das Haus um ihn in Flammen. „Wehe, mich umringt Unheil,“ ruft er aus; „jetzt ist die große Zeit gekommen, den großen Gang zu gehen.“ Ehe er von dannen eilt, gedenkt er seines neugeborenen Sohnes: „ich will mein Kind sehen.“ Er geht zum Gemach der Gattin, die auf Blumen bestreutem Lager schlummert, die Hand unter das Haupt des Kindes gebreitet. Da denkt er: „wenn ich ihre Hand von seinem Haupt bewege, mein Kind zu erfassen, wird sie erwachen; wenn ich Buddha sein werde, dann will ich wiederkehren und nach meinem Sohne sehen.“ Draußen wartet sein Roß, und auf ihm flieht der Fürsten-

John, fort von Weib und Kind, das er treulos verlassen, hinaus in die Nacht, getrieben vom Ekel am Dasein und an dessen Freuden. Ekel am Dasein ist die erste Veranlassung zur Buddhajenschaft des Prinzen gewesen und die Stimmung seines ganzen Lebens geblieben. Aber hinter dem Flüchtling zieht, wie sein Schatten, Māra, der Versuchter, und wartet, ob ein Augenblick kommen werde, in dem ihm ein Gedanke der Lust oder des Unrechts, der in die ringende Seele einging, Macht über den verhassten Feind geben möchte. (Vgl. Oldenbergs Buddha, S. 114, 115.) Der Prinz war 29 Jahre alt, als er seine Buddha-Laufbahn begann.

Es folgt nun die Zeit seiner Irrfahrten, seines Fastens und Suchens nach dem Frieden. Der Rat zweier Brahmanen, daß Gebet oder mystische Versenkung den Weg zur Wahrheit erschließen, kann ihn nicht befriedigen. Bei ihnen nimmt er aber den seine Zeit beherrschenden Geist des Pessimismus und die Idee der Seelenwanderung und des Nirvana in sich auf. Vor allem befriedigt ihn nicht die furchtbare Selbstpeinigung, in die er sich nun hineinbegiebt. Sechs Jahre lang marterte er seinen Leib so, daß sein Ruhm ihm fünf Genossen zuführte; aber auch jetzt, da er, die Zunge gegen den Gaumen gedrückt, da saß, die Gedanken „festhaltend, festpressend, festquälend,“ kam ihm die ersuchte Erleuchtung nicht. Sein Leib verfiel. Da aß und trank er wieder, aber die fünf Genossen ließen ihn deshalb im Stich. Jetzt endlich tritt die Erleuchtung ein. Als er in einer Nacht unter dem Baum der Erkenntnis, unter dem Bodhi-Baum, einer Feige, saß, und noch einmal in furchtbarer Versuchung alle Gelüste nach Ehre, Macht und Königsthronen niederrang, fand er in plötzlicher Intuition den Weg zur Erlösung vom Leiden, den Kern seiner Lehre. Und doch hatte er nichts anderes gefunden, als was seiner Zeit schon längst bekannt war. Er faßte es nur zusammen zum Ganzen. Was er wirklich Neues fand, war nur das, daß er selbst berufen sei, als Buddha aufzutreten. Dieses neue Bewußtsein gab ihm aber kein Gott in das Herz, sondern es war eigenste „Erleuchtung“. „Unter Erleuchtung ist kein wunderbarer oder mystischer, durch Einfluß außerweltlicher, göttlicher Mächte herbeigeführter Vorgang zu verstehen, sondern jene unmittelbare Erfassung der Wahrheit, jener intuitive Tiefblick in die Natur der Dinge, der sich von der Intuition des künstlerischen Genius nur dem Grade, nicht dem

Wesen nach unterscheidet, nur eine höhere Stufe desselben darstellt.“ (Buddhist. Katechismus, S. 16.) Siddhatta hielt sich nun für „Buddha“, d. h. für einen, der die Wahrheit „erkannt“ hat. Das ist der Anfang des Buddhismus. Voller Jubel ruft er aus: „Da ich solches erkannte und da ich solches schaute, ward meine Seele erlöst von der Sünde der Begier, erlöst von der Sünde des irdischen Wesens, erlöst von der Sünde des Irrens, erlöst von der Sünde des Nichtwissens. Im Erlösten erwachte das Wissen von der Erlösung: vernichtet ist die Wiedergeburt, erfüllt der heilige Wandel, gethan die Pflicht; nicht werde ich zu dieser Welt zurückkehren. Also erkannte ich.“

Dieser Wendepunkt seines Lebens ist geschichtlich. — Nachdem er noch einige Tage am Fuß des Bodhi-Baumes in seliger Versenkung verbracht hatte, ging er zum Ajapala-Feigenbaum, zum „Baum der Ziegenhirten“, und dort bricht zum letztenmal die Versuchung über ihn herein. Māra, der Böse, möchte ihn bestimmen, schon jetzt dem Erdenleben den Rücken zu wenden und allein, ohne die Lehre verkündigt zu haben, in das „Nirvana“, in das jenseitige Nichts, einzugehen; dann wäre nur er allein der Macht Māras entronnen, aber nicht die ganze Menschheit. Buddha zaudert und schwankt. Er denkt über die Leiden und Anfechtungen eines Reformators nach. „Wenn ich nun die Lehre verkündige und man mich nicht versteht, brächte es mir nur Erschöpfung, brächte es mir nur Mühe.“ Es ging ihm das Wort durch den Sinn:

„Wozu der Welt offenbaren, was ich in schwerem Kampf errang?
Die Wahrheit bleibt dem verborgen, den Begehrt und Haß erfüllt.
Mühsam ist's, geheimnisvoll, tief, verborgen dem groben Sinn;
Nicht mag's schauen, wem irdisches Trachten den Sinn mit Nacht umhüllt.“

Erst als die höchste Gottheit, Brahma selbst, flehentlich bittend ihm zu Füßen liegt, mit den Worten:

„Zu Magadhalande erhob sich vordem
Unreines Wesen, sündiger Menschen Lehre.
Eröffne du, Weiser, das Thor der Ewigkeit.
Laß hören, was, Sündloser, du erkannt hast.
Wer droben steht hoch auf des Berges Felsenhaupt,
Des Auge schaut weit über alles Volk hin.
So steig auch du, Weiser, empor, wo droben
Weit übers Land ragen der Wahrheit Zinnen,
Und schau hinab, Leidloser, auf die Menschheit,

Die leidende, welche Geburt und Alter quält.
 Wohlauf, wohlauf, streitbarer Held, an Siegen reich,
 Zieh durch die Welt, sündloser Wegestüdiger.
 Erhebe deine Stimme, Herr. Viele werden dein Wort verstehen.“

da entschließt er sich zum Auftreten mit den Worten: „Geöffnet sei allen das Thor der Ewigkeit. Wer Ohren hat, höre das Wort und glaube.“ Trotz aller Anfechtungen von seiten Māras, trotz Toben der Elemente und allerlei Verführung und Einschüchterung wagt er die Verkündigung, wie man dem Leben mit allen seinen Leiden, mit seinen Freuden und seinem Glück für immer enttrinnen könne, ohne je wieder die Seelenwanderung an sich erleben zu müssen. Er verkündete die völlige Ertötung der Seele. Die ersten Gläubigen sind zwei Kaufleute, die ihm ihre Schalen mit Speise reichen. Mit abgeschnittenen Haaren, in gelbem Mantel, den Almosentopf in der Hand, ganz nach Art der brahmanischen Asketen und Mönche, zieht er nun, nachdem er seine Lehre in allen ihren Teilen ausgestaltet hat, predigend umher, oder dreht, nach buddhistischer Redeweise, „das Rad der Lehre.“ Erklärlicher Weise hat die dichtende Sage diesen Anfang des Buddhismus mit einer Fülle von Wundern bekränzt: als ein Fährmann den Buddha nicht über den Ganges setzen will, schreitet dieser über die Wellen hinüber. Als die fünf Asketen, die ihn ehemals verlassen, nicht an ihn glauben wollen, streckt er zum Zeichen seiner Größe seine Zunge so weit heraus, daß sie bis an die Ohren und Nasenlöcher reicht, und, als diese ihn mit dem Worte „Freund“ anreden, wehrt sich dagegen sein Selbstbewußtsein, und er spricht: „Sprecht, ihr Mönche, den Vollendeten nicht mit dem Namen „Freund“ an. Heilig, ihr Mönche, ist der Vollendete, der vollkommen erleuchtete Buddha. Thut auf, ihr Mönche, euer Ohr; die Todlosigkeit ist gefunden.“ (Neumann, Buddhistische Anthologie. S. 15.) Aber aus all diesem und anderem orientalisir-mystischen Beiwerk leuchtet doch in klar erkennbaren Umrissen der Werdegang des neuen Religionsstifters, der, ehemals ein sinnlicher Prinz, durch den Ekel am Leben zu seinem Prophetenberuf gekommen war.

Überspringen wir ein Jahrtausend und stellen uns die Einflüsse und Bedingungen vor Augen, unter denen Mohammeds Leben sich entwickelte, so ergeben sich eine Menge von Ähnlichkeiten. Wie Buddha, so stammt auch Mohammed aus altem, adligem

Geschlechte, aus dem der Koreischiten. Aber trotzdem waren seine Eltern, Abd-Mah und Amina, arm, und die Mutter, die bald Witwe wurde, konnte ihren Sohn nicht in der Üppigkeit aufziehen, wie die Sakya den Prinzen Siddhattha. Immerhin aber gehörte er doch nach seiner Blutsverwandtschaft zum ersten Adel des Landes. Wie der Gründer des Buddhismus seinen Namen Siddhattha später vertauschte mit dem Amtsnamen „Buddha“, so hieß auch der Prophet des Islam, als er im April 571 in Mekka geboren ward, zuerst anders, wahrscheinlich Kotham, aber diesen Namen hat er erst nach oder kurz vor der Flucht nach Medina mit „Mohammed“, d. h. der „Ersehnte“, „Vielgepriesene“, vertauscht. Er selbst jagte von sich: „Ich bin der Mohammed; ich bin der Ahmad (Paraklet), der Hadschid (Erwecker der Toten), der Mahiy (Tilger), der Chatim (Siegel), der Akib (der Letzte).“ Er gab sich demnach sechs Beinamen, von denen nach seinem Wunsche „Mohammed“ der gebräuchlichste geworden ist. (Vgl. Sprengers Moh. I, S. 155—162.) —

Auch seine Geburt hat die fromme Sage mit Wundern, Lichtglanz, Engelserscheinungen und Weissagungen umgeben, wie die Wiege des Buddha. Der Amina erschien ein Engel, der ihr zurief: „Du trägst den Herrn und Propheten deines Volkes unter deinem Herzen.“ Den Neugeborenen nahm der Großvater Abd-al-Mottalib auf seine Arme, ging in die Kaaba und dankte Gott für dieses Geschenk. Er ist der Simeon des Islam. Dann kam der Engel Gabriel, öffnete den Leib des Knaben, nahm sein Herz heraus, wusch es, und nachdem er einen schwarzen Blutklumpen weggeworfen hatte, setzte er es wieder ein und schloß den Leib. Es ist dies der Akt der Sündenbefreiung. Auch die Geschichte vom bethlehemitischen Kindermord findet sich wieder bei den Berfolgungen durch arabische Seher und Juden. Das Geschichtliche seiner Jugend aber ist nach Abthun dieses legendenhaften Stoffs, der sich immer an das Leben gewaltiger Menschen ansetzt, wie Epheu an Riesenstämme, in diesem Falle aber seinen jüdenchristlichen Ursprung offen erkennen läßt, das, daß er mit seiner Mutter ein stilles, armes, von der Welt unbeachtetes Leben geführt hat. Im sechsten Jahr verlor er seine Mutter, und den Waisenknaben nahm nun der arme Oheim Abu-Talib auf. Während Prinz Siddhattha in Jugendlust und Sinnenrausch die Genüsse wollüstigen Lebens kostete, saß Kotham auf dem fahlen

Felsen oder am Rand der Wüste und hütete die Schafe. Nur einmal, im zwölften Jahre, sah er mit leuchtendem Auge etwas von der Welt, als er mit seinem Oheim nach Bosra reiste auf den Markt. Genaueres ist uns aus seiner Kindheit nicht erhalten. Aber sein Geschick nahm bald eine Wendung. Während Prinz Siddhattha seinen Reichtum verließ, um in die Armut zu gehen, ward Kotham aus einem armen ein reicher Mann. Er ward Geschäftsführer einer reichen Witwe, Chadidja, die schon zweimal verheiratet gewesen. Geschäftsgewandtheit und kaufmännische Begabung, List und Verschlagenheit brachten ihn so hoch in der Gunst der Frau, daß er Führer ihrer Karawanen wurde und das ganze südliche Arabien bereiste. Endlich reichte die 40jährige Frau dem 25jährigen Jüngling die Hand zum Ehebunde, und Kotham trat in den Besitz eines großen Vermögens, das er später freilich wieder verlor. Aber der Vater der Chadidja war gegen die Heirat; die schlaue Witwe wußte jedoch dies Hindernis zu beseitigen. Sie machte den alten Mann betrunken und erhielt seine Einwilligung. Alles war zur Trauung bereit, und ehe er nüchtern wurde, war sie schon die Frau des Mohammed. Mit Tanz und Zimbelklang ward das Fest gefeiert. So hat, wie Buddha, auch Mohammed das Glück ehelichen Lebens genossen; seine Frau liebte ihn und ist auf die Entstehung des Islam von ungeheurem Einfluß gewesen. Er hat ihre Zuneigung erwidert, denn er hatte an ihr eine feste, sittliche Stütze. Er hatte anfangs keine Frau neben ihr, aber nach ihrem Tode verfiel der Wollüstling in die ausschweifendste Unsitlichkeit. Sechs Kinder sind dieser Ehe entsprossen; aber sie starben alle, außer Fatima, der jüngsten, durch welche das Geschlecht des Propheten fortlebt bis auf den heutigen Tag. Bis zum 40. Jahre lebte Kotham als Kaufmann und Familienvater, ohne den Gedanken, zum Religionsstifter berufen zu sein, je gehabt zu haben. Fragen wir nach den Gründen, die den Bierzigjährigen plötzlich zum Prophetentum riefen, so finden wir sie zunächst in dem Gegensatz seiner eigenen religiösen Überzeugung zu der seines Volks. Wie Buddha vorher die Geistesströmungen seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, so hatte auch Mohammed als Hanyf die Grundideen des Monotheismus sich angeeignet, und, wenn auch in unklarster Mischung, mit heidnischen Vorstellungen in sich verarbeitet. Die specielle Berufung zum Prophetentum aber hatte einen ganz eigenartigen Grund.

Buddha kam zu seinem Amt durch das Erlebnis unter dem Bodhi-Baume; Mohammed wurde Prophet infolge einer Krankheit. Es steht geschichtlich außer allem Zweifel, daß Mohammed Epileptiker gewesen ist. Schon in den ersten Jahren litt er an Krampf-Anfällen, die in seinem Mannesalter während seines Prophetentums einen immer bedenklicheren Charakter annahmen. Er fiel zu Boden, schloß die Augen, sein Angesicht schäumte, und „er brüllte wie ein junges Kamel.“ Mit dieser hysterischen Krankheit, die mehr eine Krankheit des Geistes, als des Körpers war, hängen eine Menge von Symptomen zusammen, die Mohammeds Charakter erklären. Nicht nur eine unerfättliche Wollust, sondern auch eine Anlage zur Lüge und zum Betrug ist solchen Kranken eigen. Der Hang zur Lüge wird hysterischen Personen leicht zur Gewohnheit. Dazu kommen hysterische Träume, Hallucinationen und Visionen, in denen man Engel sieht und Geister hört, eine krankhafte Steigerung der Phantasie, welche es unmöglich macht, den Irrtum von der Wahrheit zu unterscheiden. Auch Mohammed sah in seinen Anfällen Engel und hatte Offenbarungen, und hierin liegt die direkte Veranlassung zur Gründung des Islam. Harith Ibn Hisham fragte einst den Propheten: „auf welche Weise kommt dir die Offenbarung zu?“ Er antwortete: „Manchmal erscheint mir ein Engel in Menschengestalt und spricht mit mir; manchmal vernehme ich aber, ohne jemanden zu sehen, Töne wie von einer Schelle oder Glocke; da wird es mir sehr arg. Wenn der unsichtbare Engel mich dann verläßt, habe ich aufgenommen, was er mir geoffenbart.“ Ein anderer Biograph erzählt: „Wenn die Offenbarung zu dem Propheten herabkam, ward er sehr schwer; einst fiel sein Schenkel auf den meinen, und bei Gott, es giebt keinen so schweren Schenkel, wie der des Gesandten Gottes war. Zuweilen ward ihm eine Offenbarung, wenn er sich auf seinem Kamel befand; da zitterte es, daß man glaubte, es würde zusammenbrechen und gewöhnlich kniete es nieder.“

Als Mohammed sich im 40. Lebensjahre befand, fing diese religiöse Bewegung in seinem Innern an. Er wurde unruhig; sein Schlaf war von Traumgesichten erfüllt, seine Anfälle mehrten sich. Da ging er öfter auf den Berg Hira zu dem Judenchristen und Einsiedler Zayd, und dort schlug im Sommer 612 die Geburtsstunde des Islam. Bei einem Anfall sah der kranke

Mann einen Engel, der ihn dreimal aufforderte, eine Offenbarung, die er aus dem Himmel für ihn mitgebracht, zu lesen und sprach: „Sprich dich aus im Namen des Schöpfers,“ d. h. tritt auf als Prophet. Bei dem ungewissen Gefühl, ob er sich getäuscht, oder ob wirklich Gott selbst ihn habe rufen lassen, wurde der hysterische Mann fast wahnsinnig. Hatte er nur geträumt oder hatten gar böse Geister ihn zum Narren? Lange hielt er sich für besessen und trug sich mit Selbstmordgedanken. So hatte auch er, wie Buddha, seine Versuchungen durchzumachen. Beide führten einen Kampf gegen sich selbst: Buddha gegen Selbstsucht und Furcht, Mohammed gegen die Illusionen seiner Krankheit. Beide aber raugen nach ihrer Ansicht gegen Teufel und Geister. In diesem Kampf waren es seine Frau Chadidja und der Judenchrist Waraka, welche Mohammeds Selbstbewußtsein begründeten. Sie nahmen ihm die Angst, beruhigten ihn und wurden somit zugleich Begründer und erste Anhänger des neuen Glaubens. Sprenger sagt: „Chadidja glaubte gern, daß Gott, und nicht Dämonen aus ihrem Manne sprächen. Sie war die erste Gläubige; sie stand ihrem Manne wie ein schützender Engel zur Seite; sie tröstete ihn, wenn er verspottet wurde, sprach ihm Mut ein, wenn er unter Verfolgung litt, und stärkte ihn, wenn er schwankte. Ohne die Liebe und den Glauben der Chadidja wäre Mohammed nie zum Propheten geworden, und als der Tod sie ihm entriß, verlor der Islam viel von seiner Reinheit und der Koran von seiner Erhabenheit.“ (I, 355.)

Als Mohammed an seine eigene Illusion zu glauben anfing, beruhigte er sich allmählich. Die Engelserscheinungen mehrten sich und endeten mit dem Refrain: „o Mohammed, du bist in Wahrheit ein Gottgesandter und ich bin Gabriel.“ War die erste Offenbarung eine Hallucination, so waren die folgenden Wünsche seines krankhaften Innern, die sich ihm zu Engelserscheinungen verdichteten. Eine klare Lehre hatte Mohammed damals noch nicht. Während Buddha von Anfang seiner Berufung an mit einer bestimmten Predigt vor das Volk trat, tastete Mohammed noch längere Zeit unsicher hin und her, und erst nach seiner Flucht hatte er ein einigermaßen abgerundetes Lehr-System ausgebildet.

Zunächst versuchte er es, seine monotheistische Lehre in Einklang zu bringen mit den Überzeugungen seiner Verwandten.

Er wagte es nicht, die heidnische Verehrung der Kaaba anzutasten, machte sogar die abergläubischen Ceremonien des Pilgerfestes mit und bestätigte die Fetisch-Anbetung des schwarzen Steines. Ja, um seine Verwandten, die ihm feindlichen Häupter der Koreischiten, zu gewinnen, erkannte er die Göttinnen Lat, Džza und Manah an. Sprenger sagt hierüber: „Er hatte seine Anerkennung durch Aufopferung seiner heiligsten Überzeugung erkauft und seine früheren Lehren Lügen gestraft. Seine übermütigen Gegner, welche ihn, indem sie ihm huldigten, doch nur zu ihren Zwecken benutzen wollten, konnten ihn nur verachten, und seine aufrichtigen Anhänger wurden im Glauben irre.“ (II, 19.) Später hat er natürlich diese Zugeständnisse wieder zurückgenommen. Und wie er damals mit dem Heidentum paktierte, so auch mit dem arabischen Judentum und Christentum. Den Judenthümern freundlich gegenüberstehend, ja selbst einer der Ihrigen, nahm er von ihren Ceremonien und Gebräuchen eine Fülle hinüber, Gebete und Waschungen, Bezeichnungen und Namen, vor allem die „Kibla“ der Judenthümern, d. h. den Gebrauch, bei den drei täglichen Gebeten sich mit dem Angesicht nach dem Tempel in Jerusalem zuzuwenden. Auch er hat sich zuerst beim Gebet nach Jerusalem gewendet; später aber, da er mit dem Judentum förmlich brach, befahl er seinen Gläubigen, das Angesicht im Gebete gegen die Kaaba in Mekka zu richten.

Da er aber durch diese Zugeständnisse nichts erreichte, wurde er schon damals zum Lügner und Heuchler. Der Kreis der ersten Gläubigen war klein, Chadidja, Waraka, Abu-Bekr, sein Vetter Ali, der starke Omar, sodann Sklaven und Leute der niedrigsten Klassen, in den ersten Monaten gegen 100. Diese wurden von den Koreischiten gemißhandelt, die Sklaven gepeinigt; zweimal flohen Scharen von ihnen nach Abessinien in den Schutz des dortigen christlichen Königs, andere starben für den Islam den Märtyrertod; Mohammed selbst mußte viel Schimpf und Schmach erdulden, denn die Koreischiten, an ihrer Spitze Mohammeds größte Gegner, Abu Lahab und Walid, bewarfen ihn mit Kot, hielten ihn für besessen und trachteten ihm nach dem Leben. Es kam ihm aber darauf an, gerade diese Angeesehensten zu gewinnen, und nun wird seine Phantasie immer leidenschaftlicher und zügelloser. Er droht den Koreischiten mit Strafgerichten Gottes, mit Steinregen und jüngstem Gericht; er schildert die Schrecken der Hölle;

da aber dies alles nicht eintraf, verfiel er auf immer neue Ausflüchte, und wurde verlacht. Einst predigte er ihnen die Lüge, daß er in einer Nacht auf dem geflügelten Pferd Barak nach dem Tempel zu Jerusalem und von da in den siebenten Himmel in die Nähe Gottes geritten sei, wo die Patriarchen und Propheten ihn als geliebtesten Gesandten Gottes begrüßt und Gott selbst ihn als die Perle und den Zweck der Schöpfung bezeichnet habe. Die Gegner lachten, die Seinen wurden irre an ihm, manche fielen von ihm ab, bis er diese Lüge für einen Traum erklärte. Später aber ist er wieder auf die erste Behauptung zurückgekommen. So kämpften in der Seele des bedauernswerten Mannes, der jetzt von der Überzeugung seines Prophetenamtes nicht mehr lassen wollte, die widersprechendsten Empfindungen, Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge. Sprenger führt dies auf seine Krankheit zurück und schreibt: „Glühender Enthusiasmus, gepaart mit gemeiner Schlaueit, reine Anopferung für einen höheren Zweck mit niedriger Selbstsucht, Nachgiebigkeit, ja Abhängigkeit von andern mit Zähigkeit und Hinterlist, und Hingebung mit Verrat: dies sind einige der widersprechendsten psychischen Symptome der Krankheit, an der Mohammed litt.“ (I, 314.) So wenig sich sein Islam mit dem Buddhismus vergleichen läßt, da ersterer durch seine Verwandtschaft mit dem Christentum höher steht, als der Atheismus und Nihilismus des letzteren, so überragt doch Buddha den Mohammed um Hauptes Länge an sittlicher Kraft und Willensreinheit. Ein Betrüger und Lügner, wie Mohammed, ist Buddha nie gewesen. Mohammeds bisherige Entwicklung kennzeichnet ihn als einen unlautern, unbeständigen Schwärmer, und diese seine Richtung mußte ihn einmal in die furchtbarsten Thaten hineinstürzen. —

Stellen wir der Entwicklung dieser beiden Religionsstifter nun die unseres Heilandes Jesu Christi gegenüber. Hatten wir es schon bei den beiden beklagen müssen, daß wir nur einen bescheidenen Blick in das jugendliche Werden und Wachsen thun konnten, so ist das besonders bei dem der Fall, dessen ganze Persönlichkeit uns ein ewiges Rätsel und Geheimnis bleiben wird, der gar nicht aus natürlichen Gesetzen allein geworden und nach ihnen sich entwickelt hat, sondern bei dem von Anfang an Gottes wunderbare Allmacht und Liebe der bestimmende Grund gewesen ist. Jesus Christus ist gewiß auch ein Mensch

gewesen, wie Buddha und Mohammed, aber — ohne Sünde, ein Mensch, dessen Geist Gottes heiliger Geist, dessen Herz Gottes Liebes-Herz selbst gewesen ist. Das zu behaupten, ist nicht christliche Anmaßung und Voreingenommenheit; das beweist Jesu Leben und Tod, Wort und That, das beweist vor allem seine Einwirkung auf die gläubige Seele, eine Einwirkung so wunderbarer, umgestaltender und heiligender Art, wie sie von Buddha und Mohammed nie ausgegangen sind und nie ausgehen werden.¹⁾ Sie sind beide fehlbare, irrende und sündhafte Menschen gewesen, Mohammed mehr als Buddha, beide selbst erlösungsbedürftig, aber Jesus Christus ist der Sohn Gottes, der Erlöser der Welt. Seine Entwicklung war eine ganz andere, als die der beiden, und mußte es sein.

Als Gott die Zeit für erfüllt hielt, sich in seiner eigensten Art der Menschheit zu offenbaren, war es um das Jahr 4 oder 5 vor der christlichen Zeitrechnung. Armen Eltern wird ein kleiner Knabe im Stalle zu Bethlehem geboren, aber die Welt ahnte es nicht, daß mit dieser Geburt die Erlösungstunde für sie angebrochen war. Wunderbare Vorgänge im Himmel und auf Erden warfen verklärenden Glanz auf diese Krippe, wie es nachmals auch die Sage bei Buddhas und Mohammeds Geburt hat geschehen lassen. Doch ist beides nicht gleich zu messen; Gaje, der selbst die Wunder bei Jesu Geburt nicht gelten lassen will, sagt doch: „Der wunderbare Charakter dieser Erzählungen berechtigt nicht zum Zweifel an ihre Geschichtlichkeit. Man muß das Außerordentliche hier gerade für das Natürliche achten. Es wäre kein Wunder, wenn dieses Ereignis auch von der Natur und vom Geisterreich mitgefeiert wäre, falls ein solches Mitfeiern überhaupt möglich ist; und die Unmöglichkeit möchte doch schwer zu erweisen sein.“ (Leben Jesu, S. 221.) Die christliche Kirche aber hält mit Recht für Geschichte, daß Maria mit Joseph, ihrem Manne, nach Bethlehem zog und die himmlischen Heerscharen in den Wolken sangen: „Preis sei in der Höhe Gott, und auf Erden Friede unter den Menschen des Wohlgefallens“, daß Hirten kamen und das Kindlein anbeteten, daß Simeon danach den Knaben im Tempel auf die Arme nahm und im Geiste dessen Zukunft sah: „Vieler Fall, vieler Auferstehung! Vieler Gedanken werden offenbar werden, ein Schwert

¹⁾ Vergleiche den 2. Band, Kap. Erlösung.

der Mutter durch die Seele gehen," daß Weise aus dem Morgenland nach dem neugeborenen König der Juden fragten, ihn fanden, weil ein wunderbares Sterngebilde sie zum Ausbruch nach dem überall erwarteten Welttheiland veranlaßt hatte, daß der Mord drohend heranzog um des Kindes Haupt, und die Eltern es flüchtend tragen mußten nach Aegypten, und daß dort schließlich der letzte Engel herabstieg und die flüchtige Unschuld wieder heimführte in das Land der Väter, nach Nazareth in Galiläa. Bedeutamer aber noch als diese Kindheitsgeschichten ist der biblische Hinweis auf Jesu übernatürliche Entstehung. Mag man sich nun dieselbe im Anschluß an den Bericht des Matthäus und Lukas als eine direkte Zeugung Gottes ohne menschliches Zutun denken, oder mag man auch hier das Gesetz menschlicher Entstehung nicht außer acht gelassen haben wollen, wichtiger als diese uns stets geheimnisvoll bleibenden, nur das leiblich natürliche Dasein Jesu bewirkenden Vorgänge ist uns die Thatsache, daß, mochte Jesu Körper entstanden sein, wie er wollte, seine Seele, die ganze Anlage seiner sündlosen Persönlichkeit, nicht ohne unmittelbare Wunderthat Gottes geworden ist. Wenn Gott seine unendliche Liebe, seine Erlösungs- und Offenbarungs-Idee Fleisch werden lassen wollte, dann bedurfte es auch eines ganz besonderen göttlichen Eingreifens in den Entstehungsprozeß dieses „Eingeborenen Sohnes.“ Das sind aber alles Geheimnisse, deren Anfänge und Gesetze wir weniger erkennen können, als deren spätere Folgen und thatsächlich im Leben Jesu hervortretende Wirkungen. In diesen liegt auch der geschichtliche Beweis für die Thatsächlichkeit seiner übernatürlichen Abstammung. — Aus Jesu Jugendleben ist uns auch nicht vieles überliefert worden. Wie die Wiegen der beiden andern, so umschwebten auch Jesum die Geister großer Ahnen. Er stammte aus dem alten Davidischen Herrscherhaus. Zwar brauchte er keinen adligen Stammbaum, denn sein wahrer Stammbaum wurzelte im Himmel, und ein König im Reich der Geister ist immer sein eigener Ahnherr; aber wie auf Buddha und Mohammed, so hat diese Abstammung auch auf den Davidssohn seinen Einfluß gehabt. In einfachen Verhältnissen ist Jesus aufgewachsen, gleich dem Mohammed, und auch er hat die Pracht und die Üppigkeit eines Siddhattha nie gekannt, aber auch nie gemocht. Seine Eltern waren Handwerker; Joseph still, gerecht und wohlwollend; Maria

zwar keine sündlose Himmelskönigin, aber doch ein keusches Wesen, und gebenedeiet vor allen Weibern. Diese Gottesmagd steht auf einer höheren Ehren-Stufe als eine Maja und Amina, und wenn die Menschheit die Namen der beiden orientalischen Frauen längst vergessen haben wird, werden noch den Namen der Maria „selig preisen alle Kindesfinder.“ — Jesu Jugendzeit verlief ohne große Erschütterungen, gleichmäßig und still, behütet von der Liebe seines himmlischen Vaters. In seiner Brust wuchs allmählich die göttliche Seele und entfaltete sich; die Schrift sagt: „er nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“ Wenn der Vater ihm die Geschichte seines Volks und seiner Ahnen erzählte und mit klopfendem Herzen von den Weissagungen sprach, die einst von einem Messias aus Davids Stamm erfüllt werden würden, wenn die Mutter ihn beten lehrte und ihm die ahnende Seele erschloß, oder wenn er auf Nazareth's Bergen stand, in jener großen Natur, da Gott überall unmittelbar zu seinem Herzen sprach, da mag in solchen heiligen Stunden seine Erkenntnis und sein inneres Leben einen großen Schritt vorwärts gethan haben, und langsam begann die tiefverhüllte Knospe sich zu entfalten. Das ist der große Unterschied zwischen der religiösen Entwicklung Jesu und der der beiden andern, daß bei ihm von Anfang an, ohne gewaltsames Auf und Nieder, die göttliche Seele wuchs und erstarkte, sich vertiefte und klärte, während die anderen erst weit später gewaltsam auf diese Bahn gelenkt wurden, Buddha durch seine Erlebnisse, durch seine Flucht, durch sein Ringen und Finden, Mohammed durch seine Bekanntschaft mit dem Judenthum und durch seine krankhaften Visionen. Sie beide haben mit lieb gewordenen, väterlichen Religionsvorstellungen brechen müssen, Jesus niemals in dieser scharfen Weise; er wächst in gleichmäßiger Richtung weiter, wie eine von Sonnenstrahlen beschienene Blume, freilich nicht, ohne die auch auf ihn hereinstürmenden Versuchungen innerlich abzuwehren. Eine einzige uns überlieferte Geschichte aus der Jugendzeit des Zwölfjährigen, als er zum erstenmal in Jerusalems Tempel stand und betete, giebt uns Kunde von diesem stetigen Wachsen und sich Vertiefen. Sein großes Wort: „Wißt ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist,“ ist ein Beweis dafür, daß es anfängt, in ihm allmählich heller Tag zu werden. Ist auch seine Vorstellung noch kindlichster Art, indem

er meint, daß sein himmlischer Vater hier im Tempel in besonderer Weise zu Hause sei als sonst, — als Mann hat er ganz anders vom Tempel geredet und von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit — so bedeutet dies Erlebnis doch einen Abschnitt in seinem Leben, insofern er sich nun seines ganz besonderen Verhältnisses zu Gott, wie das eines Sohnes zum Vater, bewußt wird und bleibt. Das war aber keine erzwungene Intuition, wie sie Buddha unter dem Bodhi-Baume erlebte, auch kein Traum, wie ihn Mohammed hatte, sondern diese Erkenntnis war nur das natürliche Sicherschließen der von Anfang an in ihm liegenden Einheit mit Gott. —

Im stillen Frieden seines Hauses, der vielleicht nur einmal durch den Tod seines Vaters Joseph getrübt ward, wurde der Knabe zum Jüngling, zusammen mit seinen später geborenen leiblichen Brüdern und Schwestern. Wie der Sohn damals insgemein ins Geschäft seines Vaters trat, so ward auch er Zimmermann und verfertigte, wie Justin erzählt, Pflüge und andere Acker- und Hausgeräte. Aber das war seine beste Beschäftigung doch nicht. Auch er nahm die Bildung seines Volks und seiner Zeit in sich auf. In der Synagoge seiner Vaterstadt hat er lesen und schreiben gelernt, hat sich die Kenntnis der hebräischen Sprache, in der das Alte Testament geschrieben war, angeeignet; sicherlich hat er auch das Griechische verstanden. Vor allem vertiefte er sich in das Wesen seiner väterlichen Religion; er kannte die jüdische Geschichte wie der gelehrteste Schriftforscher seiner Zeit; er besaß eine Kenntnis der heiligen Schrift, welche alle Zeitgenossen in Erstaunen setzte, und kannte auch das Gesetz und seine Auslegung, die Lehrsätze und Lehrweise der Pharisäer. Sie wundern sich nachher, woher ihm diese Weisheit gekommen. Und doch ist auch er, wie Buddha und Mohammed, kein Gelehrter gewesen, und die ganze Entfaltung der griechisch-römischen Philosophie, der Kunst und Wissenschaft, ist unbemerkt an ihm vorübergegangen. Seine eigentliche Bildung ist, wie die der beiden anderen Religionsstifter, eine durchaus religiöse. Alle Beziehungen des Lebens und Denkens laufen hier, wie in einem Brennpunkt, zusammen. Sein religiöser Genius, der heilige Geist, war die dominierende Sonne in diesem wunderbaren Manne. Himmelhoch ragt er über die zwei anderen: sie beide schöpften ihre neue Religion nur zum geringsten Teil aus sich,

zum größeren Teil aus der Stimmung ihrer Zeit und Mohammed noch aus dem Judenthume; Jesus schöpft aus sich allein. Wohl übernahm er die Grundsäulen seines neuen Glaubens aus der väterlichen Religion, den Monotheismus, den Geist der Propheten, das Jenseits und die Vergeltung, die messianische Idee, das Reich Gottes und die Vorbedingungen für die Bürgerschaft darin; aber er baute hieraus mit göttlicher Schöpferkraft ein ganz neues Haus und gab diesem einen ganz anderen Grund, nämlich die Liebe Gottes zu uns und unsere zu ihm. Niemand hat ihn belehrt; er hat selbst bekannt, nur von Gott belehrt und gesandt zu sein. Und dieser Gott lebte in ihm, war sein Herz selbst, und aus diesem uner schöpfl ichen Born quollen die neuen Offenbarungen, Worte und Gleichnisse frisch und jung ohne Aufhören. Die Verstandes=Spekulationen eines Buddha und das Zusammenstückeln erlernter Lehren und Geschichten eines Mohammed hat Jesus nie gekannt und gebraucht. Sie waren die Schüler, die Handlanger; er allein war der Meister.

Während nun Buddha und Mohammed ihre Wandlungen durchmachten, heirateten, Kinder zengten, aus dem Reichtum in die Armut und aus der Armut in den Reichtum gingen, lebte der Gottessohn keusch und rein, gleichmäßig und still in Nazareth. Keine sinnliche Lust hat je seine sündlose Seele gesehelt. Keine Treulosigkeit und keinen Betrug, kein extremes und überspanntes Wesen hat man je an ihm erfunden. Die in den apokryphischen Kindheits=Evangelien erzählten Jugend=Streiche sind offenbare Legenden. Nur darin sind sich die drei gleich, daß für sie alle ein äußeres Ereignis Veranlassung zum öffentlichen Prophetentum ward. Buddha erlebte unter dem Bodhi=Baum seine Berufung; Mohammed glaubte sie zu vernehmen, als er auf dem Berge Hira in krankhaften Anfällen lag; Jesus rief Gottes Stimme bei der Taufe im Jordan zum großen Erlösungswerk. Um alle nationale und geselschliche Gerechtigkeit zu erfüllen, war er zu Johannes dem Täufer gekommen, heilige Sehnsucht und unbestimmtes Ahnen im Herzen; und hier unter der Wassertaufe seines Vorläufers wird es ihm plötzlich klar durch wunderbaren, geschichtlich nicht mehr erkennbaren Vorgang, daß seine Stunde gekommen: „Du bist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“ Der Springquell seines Herzens öffnet sich; sein messianisches Berufsbewußtsein bricht durch mit allen in ihm schlum=

uernden Gaben und Kräften, welche zur Ausübung seines Amtes gehören, mit den göttlichen Gaben der Lehre, der Weissagung und des Wunders. Bisher nur bewußter Sohn Gottes, nun auch Prophet Gottes und Gründer seines Reiches.

Sofort nach diesem entscheidenden Erlebnis tritt dieselbe Erscheinung ein, wie sie Buddha und Mohammed erfuhren, die Versuchung durch den Teufel. Buddha rang mit seiner Furcht, ob er seine Lehre dem Volk verkünden solle, Mohammed mit seinen krankhaften Zweifeln, ob Gott ihn wirklich zum Propheten berufen habe, oder ob Dämonen mit ihm ihr Spiel trieben; Jesus war über diese Bedenken völlig erhaben. Pflicht der Verkündigung und sein messianisches Selbstbewußtsein standen ihm außer allem Zweifel. Er rang mit viel Schwererem, mit den verschiedenen Wegen und Mitteln, die er zur Erfüllung seiner Aufgabe hätte anwenden können. Er hätte die ihm verliehene Kraft und sein Amt auch zu seinem Eigennutz verwenden können, wie es Mohammed gethan; aber seine Selbstlosigkeit wies solches zurück. Er hätte durch Schauwunder und großes auffallendes Gepränge Massenbekerungen vollziehen können, wie es Buddha und Mohammed pflegten, aber das wäre ein schwacher Bau seines Reichs geworden. Er sollte jede Seele durch Liebe gewinnen. Schließlic hätte er, das Schwert in der Hand, wie der Prophet des Islam, ein irdisches Weltreich gründen können; aber das wäre ein Reich des Teufels, nicht Gottes geworden. Alles dreies schwere Versuchungen, denen Buddha und Mohammed thatsächlich erlegen sind. Er aber ist siegreich daraus hervorgegangen und hat nachmals diesen inneren Kampf seinen Jüngern in Form einer Geschichte begreiflic zu machen versucht. — Wie sind die beiden andern klein gegen ihn! Wo sie gar keine Sünde empfanden, da hat er gekämpft; wo sie strauchelten, da hat er gesiegt. Aber das konnte Jesus auch, denn der Ursprung seines Wesens und seiner Kraft lag in Gott, der jener beiden andern aber in der Unvollkommenheit ihrer Mitmenschen und ihrer Zeit. —

Kapitel 4.

Lehren und Ringen.

Bricht die Knospe aus der Hülle, dann erscheint sie anfangs völlig rein und makellos, wie neugeschaffen von der Hand des Allmächtigen. Gar bald aber, wenn sie sich voll entfaltet und sich wehren muß gegen Wind und Wetter, verliert sie an Schöne und Reinheit. Stäublein setzen sich an, die Blätter verlieren die Farbe, und ehe sie verwelkt, verfällt sie oft dem nagenden Wurm zum Opfer.

Ähnlich ist es auch, wenn eine große, reformatorische Idee, geboren in der Brust des Genius und darin verschlossen, nach Gestaltung ringt. Anfangs edel und rein, will sie sich schnell verwirklichen, stößt aber auf Widerstand und Feindschaft und verliert im Kampf mit der trägen und harten Wirklichkeit gar leicht ihre ursprüngliche Reinheit. Der Wurm der Sünde setzt sich an sie an und ändert sie innerlich oft völlig um.

Diese Erfahrung hat man auch auf die drei Religionsstifter anzuwenden versucht. Bei Mohammed trifft sie zu; er ist der Versuchung erlegen. Der grausame Prophet und Beherrscher Medinas ist ein ganz anderer, als der franke Schwärmer und Prediger in Mekka. Auch Buddha machte man zum Betrüger und Heuchler, und was Jesum Christum anbetrifft, so hat noch in unseren Zeiten Ernst Renan in seinem „Leben Jesu“ ihn aus einem sittlich bedenklichen, naiven Schwärmer zu einem Demokraten und Revolutionär werden lassen, dem es im Kampfe um seine Existenz nicht immer auf die korrekte Wahl seiner Worte und Mittel ankam. Die Wissenschaft ist aber über dergleichen ungeschichtliche Erfindungen hinweggeschritten und weiß es nicht anders, als daß Buddha und Jesus gleichmäßig klar und bestimmt ihre Prophetenlaufbahn von Anfang an bis zu Ende ge-

gangen sind, ohne dabei irgend eine Wandlung zum Schlechten durchgemacht zu haben. Ihre Ideen haben im Kampf um die Verwirklichung nichts von ihrer ursprünglichen Art und Reinheit verloren.

Buddha hatte, zu Urwela unter dem heiligen Bodhi-Baum sitzend, in plötzlicher Erleuchtung den Weg zur Erlösung gefunden. Was er dort gedacht und empfunden, hat er selbst zu dem, den Kern des Buddhismus bildenden Glaubensbekenntnis von den „vier Wahrheiten“ formuliert und dadurch seiner Lehre für alle Zeiten eine unveränderliche, dogmatisch-ethische Zusammenfassung gegeben. Das buddhistische credo lautet: „Dies, ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden; nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz, das Dasein als Einzelwesen ist seiner ganzen Natur nach leidvoll. — Dies, ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit von der Ursache des Leidens: es ist der Wille zum Leben, das Trachten nach Dasein und Genuß, welches von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt und bald in dieser, bald in jener Gestalt seine Befriedigung sucht. Es ist das Trachten nach Befriedigung der Leidenschaften, das Trachten nach individueller Glückseligkeit im gegenwärtigen oder in einem jenseitigen Leben. — Dies, ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: es ist die völlige Vernichtung des Willens zum Leben, des Trachtens nach Dasein und Genuß. Man muß ihn überwinden, sich seiner entäußern, sich davon lösen, ihm länger keine Stätte gewähren. — Dies, ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit vom Wege, der zur Aufhebung des Leidens führt; es ist der von mir gefundene, erhabene Pfad, dessen acht Teile heißen: rechte Erkenntnis, rechtes Wollen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken.“ — „Diese vier Wahrheiten begreifen alles Gute in sich, wie die Fußspur des Elefanten ihrer Größe nach die aller anderen Tiere umfaßt.“

Das ist das buddhistische Evangelium von der Erlösung. Viel mehr und viel anderes, als in diesem klassisch gefaßten Glaubensbekenntnis enthalten ist, hat Buddha überhaupt nicht gepredigt. Der ganze Buddhismus besteht daher eigentlich aus

einem einzigen Gedanken, aus dem der Erlösung vom Leben und vom Tode mit den daraus gezogenen Konsequenzen und Einrichtungen; darum ist er so einfach, so klar, aber auch so furchtbar verderblich.

Nachdem Buddha seine Bedenken, ob er diese Lehre verkündigen sollte, überwunden hat, tritt er als Prophet und Reformator auf; es war um das Jahr 525 vor Chr. Geburt. Seine erste Predigt hält er in Benares jenen fünf Asketen, mit denen er einst in Kasteiungen gewetteifert, von denen er aber verlassen worden war. Voller Selbstbewußtsein, nicht als „Freund“, sondern als „Vollendeter“, tritt er ihnen gegenüber und ruft ihnen zu: „Thut euer Ohr auf, ihr Mönche, die Erlösung vom Tode ist gefunden! Ich unterweise euch, ich predige die Lehre. Wenn ihr nach der Unterweisung wandelt, wird euch über eine kleine Zeit das, um dessen willen edle Jünglinge von ihrer Heimat in die Heimatlosigkeit gehen, d. h. die höchste Vollendung heiligen Strebens, zu teil werden; ihr werdet noch in diesem Leben die Wahrheit selbst erkennen und von Angesicht zu Angesicht schauen.“ Dann folgte die Lehre von den vier Wahrheiten, von der er selbst einmal sagte, daß sie „am Anfang vortrefflich, in der Mitte vortrefflich und am Ende vortrefflich“ sei. Einer seiner Anhänger hat sie später auf eine kürzeste Formel gebracht, die lange an Stelle der größeren gebraucht ward und noch heute inschriftlich auf zahlreichen Monumenten gefunden wird: „Die Wesenheiten, die aus einer Ursache fließen, deren Ursache lehrt der Vollendete, und welches Ende sie nehmen. Dies ist die Lehre des großen Samana.“ — Jene fünf Asketen wurden seine ersten Jünger; „sie erreichten die sündlose, unvergleichliche Sicherheit, die Erkenntnis, und das Gesicht ging ihnen auf: unerschütterlich ist unsere Erlösung; dies ist die letzte Geburt; nicht giebt es ferner ein neues Sein.“ (Sutta 6; Anthol. 17.)

Bringen wir nun Buddhas Lehre mit allen seinen Reformen und Einrichtungen auf den kürzesten Ausdruck, so ist schon früher erwähnt worden, daß er die Grunddogmen des Brahmanismus, die Lehre vom Weltübel und von der Seelenwanderung, auch zu seinen eigenen Grunddogmen gemacht hat. Der Geist des Brahmanentums ist auch der Geist des Buddhismus. Das System aber, das von den Brahmanen mit so großer Konsequenz und Menschenkenntnis durchgeführt war, hat Buddha völlig ver-

worfen. Zunächst verwarf er den brahmanischen Pantheismus mit allen Naturgöttern. Für ihn gab es keinen Gott, auch kein Brahma; der Buddhismus ist ein ausgeprägter Atheismus mit dem nihilistischen Ziel, die Seele durch Erdtötung für das Nirvana reif zu machen, für den Ort des „Erlöschens“, da das Bewußtsein und jede Lebensthätigkeit aufhören. Erlösung ist der Grundgedanke des Systems, aber Erlösung nicht nur von den Leiden des Lebens, auch nicht nur von den Leiden der Seelenwanderungen, sondern vom Dasein überhaupt. Das Nichtsein ist höchste Seligkeit. — Um dies Ziel zu erreichen, muß der Mensch sich selbst von jeder Daseinsfessel erlösen. Kein Gott kann ihm dabei helfen. Der sich selbst erlösende Mensch ist sogar mehr, als die vom brahmanischen Volksglauben noch festgehaltenen Götter. Auf Ceylon ist noch jetzt der Vorrang des Priestertums vor den Göttern dergestalt anerkannte Thatsache, daß diese letzteren dort vor jeder Predigt durch eine Schelle aufgefördert werden, zuzuhören und sich zu bekehren. Später nahm Buddha selbst im entarteten Glauben seiner Nachfolger die Stellung einer Gottheit ein, eine Thatsache, die den Atheismus des Stifters völlig über den Haufen warf.

Mit den Göttern der Brahmanen verwarf Buddha auch alle ihre hierarchischen Stützen; er verwarf die Autorität der Vedas und damit zugleich die brahmanische Schulgelehrsamkeit und das Ceremonialwesen, Dogmen, Bußen, Peinigungen und Opfer. An die Stelle jener unzähligen, kleinlichen und gedankenlosen religiösen und kirchlichen Gebräuche, Formen und Satzungen, wie sie in den Vedas vorgegeschrieben wurden, setzte er seine eigene, kurze und klare Lehre mit ihrer auf wenige Gebote beschränkten Moral, und verlegte für alle, für Mönche und Laien, das Wesen der Heiligung aus der äußeren Handlung in die Gesinnung, in die Reinheit des Herzens, in das Wohlwollen, Erbarmen, in Geduld und Aufopferungsfähigkeit. Einem Brahmanen, der ihn fragte, wer denn ein rechter Brahmane sei und welche Pflichten ein solcher habe, antwortet er: „Die fern von allem Bösen sind, in steter Einsicht wandelnd hier, die Buddhas, aller Fesseln frei, die sind Brahmanen dieser Welt.“ Die guten Werke erkannte er nur als eine notwendige Bethätigung des religiösen Lebens an; so verlangte er als Opfer die Gaben an die Mönche; noch höher aber war ihm das Opfer der „Zuflucht zu Buddha, zur Lehre

und zur Gemeinde," d. h. die Hingabe an seine Religion; noch höher als dies war das Opfer des Mönchtums; am meisten giebt man hierbei hin, gewinnt aber auch zugleich dafür das Höchste, „wenn man die Erlösung erringt und die Gewißheit gewinnt, nicht werde ich wieder zu dieser Welt zurückkehren. Das ist die höchste Vollendung alles Opfers.“

Den Hauptschlag aber gegen den Brahmanismus führte er durch die Aufhebung der Kasten. Seine Religion sollte eine Volksreligion sein und alle umfassen ohne Rücksicht auf Geburt und Kaste, Nation und Alter. „Mein Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für alle.“ „Wie die vier Flüsse, welche in den Ganges fallen, den Namen verlieren, sobald sie ihr Wasser in den heiligen Strom ergossen haben, so hören auch die Befenner des Buddhismus auf, Brahmanen, Krieger, Ackerbauer und Handwerker zu sein.“ So schien die furchtbare Kette, mit der das Brahmanentum das indische Volk seit Jahrhunderten geknebelt und dessen Entwicklung gehemmt hatte, zum Heil desselben gebrochen, und Buddha wäre als der größte Volksbefreier zu begrüßen. Aber er hat diese That durch zwei Einrichtungen wieder völlig wertlos gemacht. Nahm er dem indischen Volk die eine Kette ab, so legte er ihm dafür eine doppelte, schwerere wieder auf, einmal dadurch, daß er die Erlösung vom Leiden an das Mönchtum knüpfte. Nur der Mönch konnte erhoffen, vollkommen zu werden und endlich, befreit vom Gesetz der Seelenwanderung, in das Nirvana einzugehen; der Laie war vom Gesetz der Seelenwanderung nicht befreit. Diese Laien sind nur die Upasakas, die „Dabeistehenden“, die „sich Nähernden“, die Mönche sind die Bhiksus, die „Erlesenen“, und müssen auch noch erst Arahats, „Vollkommene“, werden. So ist der Buddhismus schon von vornherein nicht für alle Menschen. Er ist einseitig, und beschränkt sich lediglich auf die Kaste der weltflüchtigen Mönche, welche Familie und Haus verlassen und in Klöstern ihre Seele allmählich ertöten können. Der Buddhismus mit dem Zwang, ein eheloser und armer Mönch zu werden, schließt die große Masse von der Seligkeit aus und läßt ihr nur einen geringen Anteil an seinen Segnungen, da nicht ein jeder ein Mönch werden kann und darf. Ja, Buddha sah sich mit Rücksicht auf die Erhaltung der bürgerlichen Gemeinschaft direkt genötigt, zu bestimmen, daß von der Aufnahme in den Mönchsstand die

Kranken, die Kinder unter 15 Jahren, die Sklaven und Leibeigenen, die Soldaten und Beamten ausgeschlossen werden sollten. Also gerade für die, die den Trost einer Religion am nötigsten hätten, die Kleinen, die Armen und die Kranken, ist der Buddhismus nicht da. Er ist eine Religion für vornehme Nichtsthuer und für solche, die ein Staatswesen entbehren kann. Wird aber der Buddhismus allen zugänglich, dann gehen Volk und Staat zu Grunde. Darum hat sich Buddha auch hauptsächlich an die vornehmen Nichtsthuer gewendet. Selbst ein Aristokrat, neigte er sich zuerst zu den Aristokraten, und die Söhne aus adligen Geschlechtern hatten bei ihm den Vorzug; nur wenig Leute geringen Standes sind als Mönche aufgenommen worden, ein Beweis, daß Buddha den Kastengeist noch längst nicht überwunden hatte. Nach seiner Überzeugung konnte ein zukünftiger Buddha nur als Adliger geboren werden, und derselbe Mann, der als Bettler von Ort zu Ort zog, hat auf die Sklaven und Gerungen herabgeschaut und sie seiner Religion nicht für würdig erachtet. Darum ist er kein socialer Reformator, und statt der alten, von ihm eingerissenen Schranken stellt er andere, schwerere auf; er ist nur ein religiöser Erneuerer, ohne weitgreifende Bedeutung für das sittlich= sociale Leben seines Volks.

Aber aus demselben Munde des Mönches, der den Atheismus, den Nihilismus des Nirvana und das Mönchtum mit seinen unnatürlichen Opfern predigte, floß liebevolle Rede über Liebe, Barmherzigkeit und Toleranz. Mitleid und Erbarmen ist der Grundgedanke seiner Moral, Zucht und Selbstbeziehung das vornehmste Gebot. Daher die Formel: „Alles Bösen Unterlassung, des Guten Vollbringung, Bezähmung der eigenen Gedanken, das ist die Lehre des Buddha.“ Ein Geist der Sanftmut, Gleichheit und Brüderlichkeit, der die Feinde zu lieben befiehlt, der die Hinrichtungen aufhebt und die Jagd und das Tieropfer verbietet, der Anstalten der Wohlthätigkeit, ja selbst Hospitäler für kranke Tiere gründete, und den Laien zu Thaten großartiger Freigebigkeit und Selbstlosigkeit anregte, ein Geist der Toleranz, der anfangs zur Ausbreitung seiner Lehre nie zu den Waffen rief, keine Ketzerverfolgungen anstiftete und noch heute keinen Haß predigt, im Gegenteil bestrebt ist, in anderen Religionen alles das, was der eigenen reinen Lehre nicht stracks

widerspricht, als Wahrheit anzuerkennen und aufzunehmen, frei von der Präension, im ausschließlichen Besitze aller religiösen Wahrheit zu sein, ein Geist der Reinheit und Mäßigkeit, dem alles darauf ankommt, das Herz von der Leidenschaft und vom Gang zur Sünde zu befreien, ein solcher Geist, im Stifter verkörpert und seine ganze Lehre durchdringend, erscheint göttlich und von weltüberwindender und die einzelne Seele umgestaltender und erneuernder Kraft. Aber das ist doch Täuschung: die Liebe und die Tugend sind nicht um ihrer selbst willen im Buddhismus oberstes Gebot, sondern nur Trainingsmittel, die eigene Seele durch die geforderte Selbstlosigkeit abzustumpfen und die Lust am Leben zu ertöten. Das ist die zweite, noch fürchterlichere Kette, mit der er die Seele des Volkes geknebelt hat. Seiner Moral liegt zu Grund die Gleichgültigkeit gegen das eigene Leben, eine Indifferenz, die den anderen Wesen auf Kosten eigener Existenz zu gute kommt.¹⁾ Der Ekel am Leben, der den Buddha in die Einsamkeit trieb und ihn zum Reformator machte, ist die treibende Kraft dieser ganzen Ethik. Eine solche Ethik ist nicht aktiv, sondern passiv, ist eine Dulder-Moral, die sich negativ im Entfagen und Leiden bewähren soll. Losgelöst vom Glauben an einen persönlichen Gott, empfängt sie keine Kraft von oben, wird durch kein Gebet gestärkt und gestützt, sondern ist lediglich Selbstthat, dem Egoismus abgerungen, ein unmögliches, grausames Gebaren. Diese Sittenlehre soll ein Menschenherz nicht stärken, antreiben, zum Höheren entwickeln; sie soll nur die Persönlichkeit abstumpfen und morden. Köppen urteilt in seinem trefflichen Werk über die Religion des Buddha (I, S. 479): „Sie lehrt leiden und dulden, doch nicht handeln und wirken. Thatkraft, persönliche Tüchtigkeit, Tugend im antiken Sinne sind ihr ein fremder Schall. Daher kann sie, wie jede andere Mönchs-Moral, in letzter Instanz nur abspannen und ermatten, lähmen und schwächen. Namentlich — und das ist vielleicht ihre schlimmste Seite — wirkt sie in politischer Beziehung vernechtend. Sie, die jedes Leiden, jedes Unrecht, jede Mißhandlung geduldig ertragen heißt, die jeden Widerstand gegen Anmaßung und Gewaltthat verbietet, sie predigt natürlich blinden, passiven, Leidenden Gehorsam gegen die Machthaber, auch gegen

¹⁾ Vgl. 2. Band Kapitel 8: Die Sittenlehre.

die wüthendste Tyrannei, und hat dadurch, trotz ihres Grundsatzes von der Gleichheit aller Menschen, überall, wohin sie gedrungen, dem Despotismus Vorschub geleistet.“ Daß der Buddhismus außerdem verweichlicht, feige und furchtsam macht, faul und arbeitsunlustig, daß er jeglichen Fortschritt socialen und kulturellen Lebens hindert, ist eine Erfahrung, die bei den nördlichen und südlichen Buddhisten Asiens offen und klar an den Tag tritt. —

Das war der Inhalt der Predigten, mit denen Buddha seine neue Kirche zu gründen unternahm. Mit Löwenstimme predigend, in der weichen und gefällig klingenden Volkssprache des östlichen Hindostan, nach unseren Begriffen freilich zu abstrakt, spitzfindige Begriffsreihen mit endlos übereinander getürmten Wiederholungen bildend, meist gravitatische, schwerfällige Lehrreden haltend mit geringer Benutzung des Gleichnisses und der Fabel, immer steif und langweilig, unnatürlich und geschraubt,¹⁾ so zog der Mönch von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, durch die Länder des östlichen Hindostan, Kosjala und Magadha. In den drei Regenmonaten blieb er in Häusern und Klöstern, Hainen und Wäldern; während der übrigen Zeit durchwanderte er das Land. Der Erfolg war ungeheuer. Durch die Macht seiner Lehre und durch seine schlichte, leutselige, imponierende Persönlichkeit gewann Buddha zahlreiche Anhänger. Aus den ersten fünf Asketen wurden bald 60 Jünger, und aus diesen eine Gemeinde von Tausenden. Wenn er in seinem prachtvollen Jetavana-Park saß, den ihm ein Reicher geschenkt hatte, unter dem Schatten der Palmen an Lotus-Teichen, oder im Gazellen-Hain, dann kamen Könige und Fürsten, Brahmanen und Wald-Eremiten zu ihm, begrüßten ihn ehrerbietig und ließen sich, an seiner Seite sitzend, belehren. Ein König Bimbisara trat zu ihm über mit großen Scharen seines Volks und ward Buddhas treuester Beschützer. „Zum Asketen Gotama,“ sagte man untereinander, „kommen die Leute durch Königreiche und durch Länder gezogen, um sich mit ihm zu befragen.“ War Buddha auf der Wanderung, dann begleitete ihn ein Haufen Volks, und manchmal erließen Fürstengeschlechter, in deren Nähe Buddha kam, das Gebot: „Wer dem Erhabenen nicht entgegenzieht, bezahlt eine Strafe von 500.“ Auch sein Weib und seinen Sohn sah er wieder. Als er in der Nähe seiner Heimatsstadt war, kam

¹⁾ Beispiele seiner Redeweise siehe Kapitel I.

sein Vater zu ihm hinaus mit allen Verwandten. — Als man ihn im Gewande des Bettelmönchs erblickte, schämte man sich seiner, und der Vater sprach: „Mein Sohn, warum thust du mir solche Schmach an, gleich einem Bettler nach Gaben zu heischen?“ Er aber tröstete sie mit seiner Lehre und nahm seinen Sohn Rahulo in die Mönchsgemeinschaft auf; dann zog er wieder von Vater und Gattin von dannen zu neuer Befehrungsarbeit.

Die Befehrungen tragen alle dasselbe Gepräge. Da der Buddhismus vornehmlich eine Lehre mit bestimmten Vorschriften und der Grund alles Leidens das Nichtwissen dieser Lehre ist, durch welche allein das Leiden und das Leben aufgehoben werden kann, so bestehen die Befehrungen lediglich in der äußeren Annahme der Lehre. Sie treten daher alle merkwürdig schnell ein und haben niemals eine Umwandlung des Charakters zur Voraussetzung oder zur Folge. Die bloße Annahme und das Fürwahrhalten machte zum Jünger Buddhas, und die übliche Formel, mit der der Übertritt vollzogen ward, lautete: „ich nehme meine Zuflucht zum Buddha, zur Lehre und zur Gemeinde.“ Auch hat er seine Jünger auf Missionsreisen ausgesandt; als er die ersten 60 entließ, sagte er ihnen: „Geht nicht zu zweien denselben Weg. Predigt, ihr Jünger, die Lehre, die da am Anfang herrlich ist, die in der Mitte herrlich ist, deren Ende herrlich ist; verkündet den ganzen und vollen, reinen Wandel der Heiligkeit. Es sind Wesen, die sind rein vom Staub des Irdischen; aber wenn sie die Predigt der Lehre nicht hören, gehen sie zu Grunde; die werden Erkenner der Lehre sein!“ Gewalt hat Buddha zur Ausbreitung seiner Lehre nicht angewendet, auch mit Thaten und Wundern hat er sie nicht bekräftigt. Die ungeheuerlichen Wunder, die man ihm nacherzählt, die Bändigung des Schlangenkönigs, des wütenden Elefanten, das Wandeln auf dem Meere u. s. w. sind Erfindungen übertreibender Phantasie.

Der Schlüssel zu seinen schnellen Erfolgen lag nicht nur in seiner Persönlichkeit und seiner Redekraft, sondern auch in der Treue und Tüchtigkeit seiner zahlreichen Jünger. Meist aus adligen Kreisen hervorgegangen, standen diejenigen, die um seiner willen alles verlassen und als äußere Kennzeichen das gelbe Mönchsgewand, die Tonsur und den Almosentopf trugen, mit dem sie sich die tägliche Speise erbettelten, mit dem Meister in herzlichstem, innigstem Verhältnis. Wenn Mönche kamen, ihn zu besuchen,

pflegte er zu fragen: „Geht es euch wohl, ihr Mönche? Findet ihr zu leben? Habt ihr in Frieden und Eintracht und ohne Streit die Regenzeit wohl zugebracht und keinen Mangel an Unterhalt gelitten?“ Die Jünger verehrten ihn wie einen Gott. An einem Vollmondsabend, bei der alljährlichen letzten Zusammenkunft der Jünger vor der Wanderzeit saß der Erhabene, umgeben von seiner Gemeinde, unter freiem Himmel. Er sah über die schweigende Mönchsgemeinde hinweg und sprach: „Wohlan, habt ihr etwas an mir zu mißbilligen in Thaten und in Worten?“ Darauf erhob sich Sariputta, der buddhistische Petrus, und sprach: „Nein, du bist der Eröffner des unbekanntes Weges, und wir wandeln in deiner Fährte. Aber hast du etwas an mir auszusetzen?“ — „Nein“, sagte Buddha zu Sariputta, „du bist weise; groß ist deine Tugend. Du lenkst das von mir gegründete Reich der Wahrheit mit mir zusammen.“ — „Hast du aber an diesen 500 etwas zu mißbilligen?“ Auch das hatte er nicht. Da erhoben die Mönche den Lobgesang: „Alle sind Söhne unseres Herrn; bei ihnen hört man kein Geschwäg; ihn, der den Daseinstrieb bezwang, den hehren Meister, grüße ich.“ (Neum. Anthol. S. 158.) Es giebt auch einen buddhistischen Johannes, den Ananda, aber auch einen buddhistischen Judas, den Devadatta. Aus Neid über Buddhas Erfolge, wohl auch in Manchem anderer Ansicht als der Stifter, simt er finstere Anschläge auf das Leben des Feindes. Aber alles ist vergebens; Buddha entkommt aus allen Gefahren unverfehrt, und Devadatta nimmt ein furchtbares Ende. Aber nach seinem Tode gab es noch viele Jahrhunderte hindurch Klöster, welche die strengere Regel Devadattas befolgten und den Buddha Sakjamuni nicht anerkannten. —

Die furchtbarsten Feinde hatte Buddha natürlich unter den Brahmanen und Asketen, deren Herrschaft und Ansehen durch die neue Lehre untergraben wurde. Aber auch ihnen gegenüber war der Sieg nicht schwer. Es fehlte dem Brahmanentum jede geschlossene Organisation. Sekten über Sekten standen nebeneinander und befehdeten sich. Auch war ihr Ansehen beim Volk erschüttert. „Von dem großen Brahmanen, der als hochgestellter Beamter das Volk im Namen des Königs drückte und dann wieder den König betrog, bis hinab zu den kleinen Pfaffen, die, wenn man ihnen eine Mahlzeit gab, durch unpassendes Benehmen bei Tisch unliebsam auffielen, forderte ihre Persönlichkeit und ihr Lebenswandel zur

Kritik heraus, und man hielt mit dieser Kritik nicht zurück.“ (Oldenberg B. 183.) Daher ist ein Kampf im großen Stil gegen diese Gegner von Buddhas Seite aus nicht gekämpft worden. Er hatte das Volk, das nur anfangs einmal gemurrt hatte: „Der Asket Gotama ist gekommen, Kinderlosigkeit zu bringen; der Asket Gotama ist gekommen, Witwentum zu bringen; der Asket Gotama ist gekommen, Untergang der Geschlechter zu bringen,“ und das ihm den Spottvers nachgesungen hatte: „Gezogen kam der große Mönch zu der Magadhya Bergesstadt; die Sanjaya (einen Bettelmönchsorden) befehrt er all; wen er wohl heut' befehren wird?“, später doch für sich gewonnen und zahllose Klöster unter demselben aufgerichtet.

Die Asketen waren ihm deshalb feind, weil er ihre Kasteiungen verwarf. Da waren vor allem die Jaina-Mönche unter ihrem Haupt Nataputta, die am Tag, starr wie eine Säule, das Antlitz nach der Sonne gerichtet, auf einem dem Sonnenbrand ausgesetzten Platze sich brennen lassend, zusammenkauerten. Sie hielten den Buddha, gemessen an ihren übertriebenen Peinigungen, für einen genußfüchtigen und weltlichen Menschen und spotteten:

„Des Nachts auf weichem Lager ruhn,
Einen braven Trunk des Morgens thun,
Zu Mittag speisen, zur Nacht dann trinken,
Zuckerwerk essend in Schlummer sinken, —
Zum Schluß ist dann die Erlösung gewonnen:
So hat sich's der Satjasohn erfonnen.“ (Old. 190.)

Buddha aber machte ihnen gegenüber mit Recht darauf aufmerksam, daß eine Laute, deren Saiten zu lose oder zu straff gespannt seien, keinen rechten Laut gebe, und empfahl das innere Ebenmaß und das Gleichgewicht.

In dieser Weise ward der Buddhismus gegründet in vierzig-jähriger Arbeit des Meisters. Einfach und verständlich von Anfang an, getragen von einem Stifter, der fern von aller Unwahrheit und Heuchelei, mit Milde und Sanftmut seine Lehre vertrat und verbreitete, gewönne der Buddhismus auch unsere Sympathie, wenn er nicht den nach Gott und Erlösung sich sehenden Menschen auf die eigene schwache Kraft zurückschleuderte, ihm Gott und Jenseits raubte und ihm eine Moral auferlegte, unter der die Seele notwendig ersticken muß. —

Der Islam steht, nach seinem religiös-sittlichen Gehalt

gemessen, höher als der Buddhismus; hinsichtlich seines Begründers und seiner ganzen Entstehung und Ausbreitung aber weit, weit unter ihm.

Mohammed hatte in schwerer körperlicher und geistiger Krankheit sich seine Berufung zum Propheten eingebildet und war von seiner Frau und dem Judenthristen Waraka in seinem Wahn bestärkt worden. In langen Kämpfen mit seinen Verwandten hatte er den jüdenchristlichen Glauben an die Stelle der arabischen Naturreligion setzen wollen, hatte Lügen und Ausflüchte gebraucht, und nichts erreicht. Die Feindschaft der Koreischen wuchs von Tag zu Tag; er und die Seinen waren des Lebens nicht sicher. Im Jahr 619 verlor er noch seine treueste Stütze, die Gattin Chadidja, die ihm zum prophetischen Selbstbewußtsein verholfen hatte, und seinen Onkel Abn-Talib, dem er viel Schutz und Sicherheit verdankte. Mohammed schien verloren und seine Religion dem Untergang geweiht, wenn nicht Hülfe kam. Sie kam aus Medina.

Bei den Pilgerfesten an der Kaaba Mekkas strömten aus ganz Arabien die Scharen der Gläubigen herbei, und dies hatte sich Mohammed zur Ausbreitung seiner Ideen zu Nutzen gemacht. Er besuchte die einzelnen Stämme in ihren Lagerplätzen und sagte: „O Menschen, sprecht nur die Worte nach: Es giebt keinen Gott außer Allah, und ihr werdet gedeihen, und durch dies Glaubensbekenntnis werdet ihr über die Araber herrschen und die Ausländer demütigen. Wenn ihr glaubt, seid ihr Könige im Paradiese.“ Aber er hatte anfangs wenig Erfolge. Auf dem Pilgerfest von 621 jedoch gewann er sechs Medinenser, denen er Stücke aus seinen Offenbarungen vorgetragen hatte. Ihre Befehrung bestand, wie sämtliche Befehrungen im Islam, darin ganz dem Buddhismus gleich, nur in der verstandesmäßigen Zustimmung und im Nachsprechen der Glaubensformel ohne jegliche Gemütsänderung. Einer der Sechs überliefert, daß sie dem Propheten außerdem noch folgendes Gelöbniß hätten nachsprechen müssen: „Wir wollen Allah kein Wesen gleichstellen, wir wollen nicht stehen, wir wollen nicht Unkeuschheit treiben, wir wollen unsere Kinder nicht töten, wir wollen auf niemanden einen Verdacht werfen, den wir willkürlich erdichtet haben und wir wollen deinen Befehlen in billigen Dingen nicht zuwider handeln.“ Was aber diese Medinenser zur Annahme des islamischen Glaubensbekenntnisses trieb, waren zwei gänzlich

egoistische Gründe, wie denn überhaupt der Egoismus vor Gott und Menschen von Anfang an, von Mohammed bis auf unsere Zeit, ein Grundzug des Islam gewesen und geblieben ist. Die Medinenser hatten in ihrer Stadt eine Fülle von Juden, von denen sie von einem Messias gehört hatten, der die Heiden vernichten sollte. Als nun Mohammed von seiner göttlichen Mission sprach, sagten sie untereinander: „Es ist kein Zweifel, daß dies der Messias ist, mit dem die Juden uns drohen. Sie sollen uns aber nicht zuvorkommen,“ und darum erkannten sie ihn als ihren Propheten an. Der andere Grund war ebenfalls ein politischer. Das arabische Volk war ein durch Zwietracht getrenntes. Unter der Fahne einer National-Religion war die Einheit möglich, und darum sagten sie zu Mohammed: „Wir wollen heimgehen, dort die Religion zu verkünden, zu der wir uns soeben befehrt haben. Wenn es gelingt, durch dich Einheit zu stiften, so bist du der größte Mann.“ (Sprenger II, S. 524.) Also politischer Egoismus, nicht religiöses Verlangen, hat der Lehre Mohammeds Verbreitung verschafft, und im Islam sind von da an immer Politik und Religion auf das innigste verbunden gewesen zum furchtbaren Bunde nach innen und nach außen.

Mohammed sandte nun einen Jünger nach Medina, und bald gab es dort wenig Häuser, in denen nicht einige Gläubige waren; in Mekka trat daher der Prophet kühner auf, als je. Im Frühling 622 erschienen 72 Medinenser zum Pilgerfest zur politischen-religiösen Verschwörung mit Mohammed. Er verlangte Unterwerfung unter Gott, Gottesfurcht, Ausdauer im Unglück, Gebet und Almosen und seine eigene Vorsteherchaft über die ganze Gemeinde. Die Anwesenden legten das Glaubensbekenntnis ab und riefen: „Wir nehmen den Propheten auf und sind bereit, Gut und Blut für ihn zu opfern.“ Mohammeds Partei wurde zu einer politischen Macht. Die Mekkaner merkten die Gefahr, heftige Kämpfe standen bevor; Mohammed kam mit den Medinensern noch einmal zusammen und beschloß, nach Medina überzusiedeln. In kleinen Gruppen verließen seine Anhänger Mekka, im ganzen gegen 100 Männer. Noch waren Mohammed, Abu-Bekr und Ali zurückgeblieben, da beschloßen die Koreischten, ihn zu töten. Nur schnelle List konnte den gefährlichen Revolutionär retten, des Nachts floh er mit Abu-Bekr in eine Höhle des Berges Thawr. Abu-Bekrs Tochter brachte jeden Abend Lebensmittel. Nach drei

Tagen ritten sie nach Medina ab. Gewaltige Wunder begleiteten sie der Sage nach auf dem Wege; man dichtete von einem Stern, der ihnen vorausgelenchtet habe, und von vielen wunderbaren Errettungen. Im September 622 erreichten sie Koba, ein Dorf nahe bei Medina. Dort erwarteten ihn die Seinen, er hielt seine erste Predigt und zog in Medina ein. — Das war die Hedjra, die Flucht, von der die Moslime die Jahre zählen, der Wendepunkt im Leben des Propheten. Bis dahin ein unsicher tastender, schwärmerischer Prediger, wird er nun, nachdem er mit seiner Vaterstadt und seinen Verwandten gebrochen hat und an die Spitze einer starken, ihm folgenden, von ihm theokratisch regierten Bürgerschaft gestellt ist, ein selbstbewußter, rücksichtsloser Prophet und Feldherr, dem kein Mittel zu schlecht ist, um sich auf seiner Höhe zu erhalten. Ohne Medina kein Islam, und ohne die Gewaltthaten und Frevel des Propheten kein Erfolg. Als Mohammed in einem Gehege seinen ersten Tempel gebaut, ähnlich der Laubhütte des Moses, und an die östliche Seite neun Hütten für seine Haremsfrauen angegeschlossen hatte, war der Islam festhaft geworden und konnte nun seinen bluttriefenden Siegeszug durch Arabien antreten.

Doch ehe wir diese Greuel schildern, die einen ungeheuren Abstand zwischen dem sanften, duldsamen Buddhismus und dem schwertgezügten, grausamen Islam aufdecken, wollen wir die Lehre zusammenstellen, die so entsetzliches verschuldet.

Diese Lehre leidet von vornherein, auch darin vor dem originellen Buddhismus zurückstehend, an zwei großen Fehlern. Einmal ist sie nicht originell, sondern ein Gemisch aus Heidentum und Judenthum; das letztere überwiegt und zwar besonders das jüdische Element. Sodann ist der Prophet bei Verkündigung seiner Offenbarungen äußerst unzuverlässig gewesen. Er paßte seine Aussprüche und Einrichtungen der jedesmaligen politischen Stimmung der Meffaner an, und war daher bald mild, bald streng, tolerant und intolerant, wie es sein Vorteil gerade erheischte. Infolgedessen war er gezwungen, später manches wieder zurückzunehmen, was schon als göttliche Offenbarung aus seinem Prophetenmunde geflossen war. Trotz seines starren Monotheismus hatte er anfangs die drei Göttinnen der Meffaner und die Dschinnen (Engel) anerkannt, dann aber verworfen. Ebenso war es in seinem Verhältnis zu Juden und Christen. Er hatte zuerst

gar nicht die Absicht, eine dem Judenthume widersprechende Religion zu gründen. Hätte er das gewollt, dann hätte er nicht die Kibla (die Gesichtszwehung beim Gebet) nach Jerusalem richten lassen und auch nicht so engen Anschluß an die Geschichten des Alten Testaments und an die Person Jesu gesucht. Erst nachher, als die Juden und Christen in ihrer Opposition verharrten, hat er sich ihnen in intolerantester Weise gegenübergestellt, hat die Kibla nach Mekka wenden lassen, ihnen die Seligkeit abgesprochen, den Moslimen die Annäherung an sie verboten und mit Feuer und Schwert gegen sie gewüthet. Einen Unterschied zwischen jüdischer und christlicher Religions-Auffassung hat er überhaupt nie machen können und hat sich stets über das bestehende Zerwürfniß der beiden Religionen gewundert. Mohammed war ein großer Volksführer, aber er war kein Theologe. Er hat sich selbst einmal mit Recht „ungelehrt“ genaunt, und diesen Stempel des Schwankenden, Unfertigen, Abhängigen trägt der Islam noch heute unverkennbar auf seinem Angesicht. —

Dem atheïstischen Buddhismus steht der starre Monotheismus des Islam diametral gegenüber. Allah, d. h. der Gewaltige, (vgl. 2. Band. Kap. 1) ist der einzige Gott. „Er ist der Gott, der in sich selbst abgeschlossene Gott; er hat nicht gezeugt und ist nicht gezeugt worden, und nie hat es ein ihm verwandtes Wesen gegeben.“ (Sur. 112, 1—4.) Darum wird die Trinität des Christentums verworfen: „Diejenigen, die sagen: Gott ist der dritte der drei, sind Ungläubige. Es giebt nur einen Gott.“ Jesus (Jsa ben Maria) ist nicht Gottes Sohn; er ist „nur ein Knecht, dem Gott seine Gnade erteilte,“ ein großer Prophet und Vorläufer Mohammeds. Zwar hat ihn Maria, die auserkorene Jungfrau, ohne Zuthun eines Mannes empfangen und vom Engel Gabriel die Vorherverkündigung erhalten, zwar hat der neugeborene Knabe Jesus schon sprechen und genau seine Stellung und seine Aufgabe vorausgewußt, hat aus Lehmvögeln lebendige gemacht, ist nicht gekreuzigt worden, sondern „Gott bediente sich der List, denn er übertrifft alle an List“ (Sur. 3, 47), und hat durch eine Verwechslung einen anderen kreuzigen und Jesum eines natürlichen Todes sterben lassen, um ihn dann ins Paradies zu entrücken, aber der Sohn Gottes ist er doch nicht. „Wer Gott einen Genossen giebt, den schließt er aus dem Paradiese aus und die Hölle wird seine Wohnung.“ — Auch den heiligen

Geist kann er nicht unterbringen. Er hat diesen zuerst für einen persönlichen Engel gehalten, dann für eine unpersönliche Kraft, und schließlich ist derselbe mit Gabriel identifiziert worden.¹⁾

Dieser eine, starre Gott trägt dieselben Eigenschaften, wie der Jehovah der Juden. Er ist allgegenwärtig, allweise, allwissend, barmherzig, vor allem aber treten seine strengen Eigenschaften in den Vordergrund. Der Gott des Islam ist ein orientalischer Despot, zu dem man keine Liebe, sondern vor dem man nur Furcht haben kann. Unterwerfung unter seinen Willen, d. h. „Islam“, ist die ganze Religion; die solches thun, sind die „Moslime“, d. h. die Ergebenen. Mit unerbittlicher Strenge bestimmt Allah im voraus der Menschen Geschicke: „Er, der Allmächtige, quält, wen er will, und ist gnädig, gegen wen er will, aber ihr werdet einst alle vor ihm erscheinen müssen. Ihr könnt ihm nicht widerstehen weder auf Erden noch im Himmel, denn außer Allah habt ihr keinen Beschützer und keinen Retter.“ (Sur. 29, 20.) Und an einer andern Stelle: „Wir haben einem jeglichen Menschen seinen Vogel an den Hals gebunden“ (d. h. die Richtung seines Geschicks bestimmt. Sur. 17, 14). Kommen auch Sprüche vor, welche die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen betonen, so ist der Fatalismus doch orthodoxe Staatslehre, und hat sich gegen die freiere Auffassung einiger Sekten siegreich behauptet. —

Heißt der erste Teil des Glaubensbekenntnisses: „Es ist kein Gott außer Allah,“ so heißt der darauf folgende zweite Teil: „und Mohammed ist Allahs Prophet.“ (La ilah il Allah; Mohammed resoul Allah!)

Daß er bei epileptischen Anfällen seine Berufung zum Propheten vernahm und in schweren Zweifeln und trotz Selbstmordgedanken von seiner Frau in diesem Wahn bestärkt wurde, und sich endlich zum Glauben an sich durchrang, ist früher schon geschildert worden. Welche Auffassung hegte er nun über sein Prophetentum? Buddha, sich selbst zum Reformator machend, fand seine Aufgabe in der stillen Verbreitung seiner neuen Wahrheiten; Mohammed aber hat von seinem Amt einen ganz eigenartigen Begriff. Nach

¹⁾ Vergl. die genaueren Ausführungen Kapitel 5: Gegenseitige Abhängigkeit.

seiner, wohl von einer judenchristlichen Sekte ausgegangenen Meinung ist ein Prophet ein solcher, dem der Inhalt eines im Himmel aufbewahrten Buches, welches der Urquell aller Wahrheit ist, durch göttliche Erleuchtung bekannt geworden ist. Von diesem, im Himmel aufbewahrten Urtext hat Gott einigen Auserwählten Offenbarungen gemacht, und diese dadurch zu Leitern und Führern der Menschheit erhoben. Es ist eine hohe Würde, ein geistlicher Adel mit dieser Erwählung verbunden, und es ist das Vorrecht dieser Propheten, über die Laien geistliche Herrschaft zu üben. Der Reihenfolge nach sind als Propheten ihm vorausgegangen: Abraham, Jsaak, Jakob, David, Salomo, Hiob, Joseph, Moses, Aaron, Zacharias, Johannes, Jesus, der gleich nach seiner Geburt ausrief: „Ich habe das Buch erhalten und bin zum Propheten ernannt worden“ (19, 30—31), Ismael, Elisa, Jonas, Lot, und — Mohammed. Früher hielt er den Noah für den ersten Propheten und für den Begründer des Monotheismus; als er aber die schönen Geschichten von Abraham kennen lernte, war ihm dieser der Stifter der Urreligion, der Hanyferei, zu der sich Mohammed selbst offen bekannt hatte. Schließlich machte er den Abraham auch zum Erbauer der Kaaba, zum Gründer des Gottesdienstes in Mekka, zum Stifter der Ceremonien, Pilgerfahrten und Reinigungen. Sprenger (II, S. 279) bemerkt zu dieser Erfindung: „Die biblischen Geschichten, welche das einzig Körperliche sind, was die Lehre des Mohammed bis zu dieser Erfindung besaß, hätten allein den Islam nimmer vor dem Schicksal von Philosophemen retten können. Aber durch diese Lüge hat Mohammed dem Islam alles gegeben, was der Mensch bedarf, und was Religion von Philosophie sondert: Nationalität, Ceremonien, geschichtliche Erinnerungen, Mysterien, Mittel, den Himmel mit Gewalt zu erringen und sein eigenes Gewissen und das anderer zu betrügen.“ Unter der Reihe der genannten Propheten fühlte sich Mohammed als den größten; sein Koran war ja die getreue Kopie des himmlischen Buches, und wurde ihm durch den Engel Gabriel direkt bei seinen Visionen mitgeteilt. Darum beginnt auch der eigentliche Koran mit dem Wort (Sur. 2, 1): „Hier ist das Buch, über dessen Vorhandensein kein Zweifel obwaltet, zur Leitung der Frommen.“ Durch diese Identifizierung seines Koran mit dem himmlischen Buch gab er dem ersteren die Würde der Infallibilität und der göttlichen Inspiration.

Auf doppelte Weise war er zur Kenntniss der biblischen Geschichte und der judenchristlichen Ideen gelangt. Mohammed konnte lesen und schreiben (vgl. Sprenger II, S. 400), obwohl er selbst es ablegnete (29, 47), und hat in einem Buche gelesen, welches die biblischen Geschichten enthielt. Vielleicht hieß das Buch „Die Märchen der Alten,“ oder es waren die „abrahamitischen Rollen.“ Als die Gegner ihm vorwarfen, sie kennten die Geschichten schon, mag er das Buch vernichtet haben. Die sichere Quelle aber, aus der er seine Kenntniss der Bibel schöpfte, war die Persönlichkeit des judenchristlichen Asketen Bahyrä. Dieser Mann wird hinter den Coulissen thätig gewesen sein. Dieser Lehrer Bahyra hat ihm den biblischen Stoff mitgeteilt, und Mohammed hat ihn prophetisch verarbeitet und als neue Offenbarung verkündet. Waren diese Wiedergaben oft auch ungetreu und falsch, er behauptete doch, diese Geschichten wären ihm „wieder offenbart“ worden, und wagte zu sagen: „Wer ist ungerechter, als derjenige, welcher auf Allah eine Lüge erdichtet oder behauptet, es werde ihm offenbart, wenn ihm nichts offenbart ist!“ (6, 93.) Bahyra hat den Besessenen in den Propheten umgewandelt. (Vgl. Sprenger II, S. 366.)

Aber diese Offenbarungen alter und neuer Geschichten oder neuer Gesetze, zu deren Verkündigung er den Engel Gabriel immer zur Verfügung hatte, genügten den Meffanern nicht als Beweis für sein Prophetentum. Sie wollten Wunder sehen; sie verlangten, er solle mit den Toten sprechen, den Hügel Safa in Gold verwandeln, eine Quelle aus dem Sand hervorprudeln lassen und sich einen Garten zaubern voll Palmen und Bächen; oder Gott möge bei hellem Tage durch zwei Engel das Buch auf seinen Propheten herabsenden, u. dgl. Er entschuldigte sich damit, daß sie auch den Wundern nicht glauben würden. Aber seine Feinde schwuren, sie wollten an ihn glauben, wenn er eins thäte. Da hat er ihnen oft mit Strafgerichten gedroht, mit Steinregen und Höllestrafen; aber als auch diese Strafgerichte ausblieben, konnte Gott selbst seinem Boten keinen anderen Rat geben, als „geduldig zu sein.“ (38, 15.) Oft dachte er nach solchen Mißerfolgen daran, früh zu sterben. „Entweder werden wir dich die Erfüllung eines Teils dessen, was wir ihnen gedroht haben, erleben lassen, oder wir lassen dich früher dahinscheiden. Deine Aufgabe ist bloß, die Botschaft zu überbringen. Die Rechnung abzuschließen liegt uns ob.“ (13, 40.) Hatte er anfangs fest an seine Wunderkraft

geglaubt, so kommt er nun nach eben diesen Blamagen zu der Überzeugung, daß er keine Wunder thun könne, und legt, ebenso wenig wie Buddha, auf dieselben Wert. Er behauptete nur noch, eine göttliche Erleuchtung zu besitzen, aber über diese gehe sein Wissen und Können nicht hinaus. Er hielt seine Offenbarung selbst für das größte Wunder, und an diese hat er geglaubt bis an sein Ende, wenn er auch seine Prophetenbahn mit Lug und Trug, mit Mord und Frevel besleckt hat. Die Lebendigkeit seiner eigenen Überzeugung war ihm die Bürgschaft für sein Prophetentum, und wenn er einmal in gedrückter Stimmung war und seine eigene Mission bezweifelte, ließ er sich von Gott zurnen: „du bist wirklich ein Prophet; sei nicht einer der Zweifler.“ So hat er sich seine von ihm selbst gegebene centrale Stellung im Islam bewahrt mit Wahrheit und Betrug. Das ist der zweite große Unterschied zwischen dem atheïstischen Buddhismus und dem monotheïstischen Islam, daß Mohammeds Persönlichkeit einen Bestandteil seiner Religion selbst bildet, da durch ihn der Islam seinen offenbarungsmäßigen Charakter erhalten hat, während die Fortexistenz und Wahrheit des Buddhismus mit der Person Buddhas nichts zu thun hat, und auch ohne ihn weiterbestehen könnte, da derselbe als reine Ethik einer Offenbarung nicht bedarf und auch keinerlei jenseitige Verheißungen als Lock- oder Zuchtmittel kennt.

Nehmen wir zum Gottesbegriff und Prophetentum des Islam noch die Lehre vom himmlisch-sinnlichen Paradies und von der furchtbaren, brennenden Hölle, ferner die Vorschriften des Fastens, der pflichtmäßigen Gebete mit der Kibla nach Mekka, der Pilgerfahrten zur Kaaba, der Almosen, des Weinverbots, und der mancherlei Reinigungen und Ceremonien, dann haben wir den ganzen Inhalt des Islam, wie ihn Mohammed selbst einmal in die kurzen Worte gekleidet haben soll, als er in Medina einzog: „Preis sei Gott und Lob; bei ihm suche ich Hilfe; ihn fleh ich um Gnade an; ich glaube an ihn und erkläre mich als Feind aller derer, die ihn leugnen. Ich bekeune, daß es nur einen Gott giebt, der keinen Gefährten hat. Mohammed ist sein Diener und Gesandter; er bringt euch Leitung, Licht und Belehrung, nachdem lange kein Prophet erschienen ist, die Erkenntnis des Wahren abgenommen, der Irrthum sich verbreitet und der Untergang der Menschen sich genähert hat. Ich weiß euch aber nichts fleißiger zu predigen, als Gott zu fürchten und für jenes Leben zu sorgen.

Wer mit reinem Herzen im verborgenen und öffentlich nach Gottes Willen lebt, der findet jetzt schon Hilfe bei ihm und einst reichen Vorrat. Vertraut auf Gott, der von sich selbst sagt: „Bei mir wird das Beschlossene nicht mehr abgeändert, und ich thue meinen Dienern kein Unrecht.“ Sündigt nicht! Gott hat euch seinen Pfad geleitet und sein Buch gelehrt, um zu unterscheiden den Wahrhaftigen vom Lügner. Seid wohlthätig, wie er es gegen euch ist und entfernt euch von seinen Feinden. Kämpfet eifrig für die Sache Gottes, der euch durch den Namen Moslim ausgezeichnet hat, vor denen, die seine Zeichen nicht erkennen und sich ins Verderben stürzen. Es giebt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen. Denket stets an Gott und arbeitet für jenes Leben, das diesem irdischen vorzuziehen ist. Es giebt keinen Schutz und keine Macht, außer bei ihm.“ So lassen sich beide, Buddhismus und Islam, in wenige Sätze zusammenfassen, ein notwendiges Erfordernis einer Weltreligion.

Der sittlich-religiöse Wert des Islam liegt nicht nur darin, daß er die zersplitterten Stämme Arabiens zu einem großen, mächtigen Volke unter der Fahne einer National-Religion einigte, sondern vor allem darin, daß er den Glauben an einen Gott in ein dem Heidentum ergebenes Volk verpflanzte und damit zugleich eine sittliche Reinigung unter demselben hervorrief, wie sie nur im Gefolge des Monotheismus möglich ist. Der Sonnenstrahl göttlicher Wahrheit fiel in das Dunkel des arabischen Polytheismus und schaffte Licht. Aus der heidnischen Naturreligion ward die Ergebung in Gottes Willen, die Heiligung des Wandels nach göttlich autorisierten Geboten, ward die islamische Ethik mit den Geboten des Fastens, Almosengebens und Betens; statt der früher geltenden Sitte, neugeborene Töchter zu ermorden, vom Nas und Blut zu genießen, Glücksspiel zu treiben und Zinsen zu nehmen, statt mancherlei Laster und Greuel trat die Selbstzucht und die Pflicht der Nächstenliebe, wenn auch beschränkt auf die Glaubensgenossen. Außerdem gab Mohammed den Seinen den Koran, das göttliche Buch, das ihnen für alle Zeit Trost und Wegweiser sein sollte, ein sicheres Unterpfand der Nähe Gottes. Vor allem aber öffnete er ihnen die Aussicht auf das Jenseits mit seinem Paradies und seiner Hölle, und stellte dadurch das irdische Leben unter das Licht der Ewigkeit. Der Buddhismus mit seinem Nir-

vana, in dem die Seele erlischt wie eine Flamme, dem der Brennstoff ausgegangen, bindet den Menschen an die Erde, von der er sich so gern befreien möchte; der Islam mit seiner Ewigkeitshoffnung möchte die Seele erheben aus den Banden des Irdischen, sie zur göttlichen Vollkommenheit führen und ewig beseligen.

Aber darin liegt eben der **Mangel** des Islam, daß er das nicht kann. Denn zu dem Gott des Islam kann man keine Liebe haben, sondern in Folge seiner Unnahbarkeit, Abgeschlossenheit und Strenge nur Furcht. Darum bringt die Religion den Menschen doch nicht in eine das Herz umgestaltende Gemeinschaft mit ihm, sondern man bleibt in äußerem Verhältnis, in Opfern, Leistungen und guten Werken hängen. Wohl wird durch solchen Gottesbegriff der Mut erzeugt, auch die Standhaftigkeit im Leid, welches Gottes unabänderlicher Wille beschlossen hat, und welches einst im Paradiese aufgehoben wird; aber die Demut, die Glaubensinnigkeit, das Bewußtsein der Sündenvergebung bei sittlicher Erneuerung — sind dort völlig fremde Erfahrungen. Der Mensch bleibt, wie er ist; ja, er wird gar noch hochmütig und selbstgerecht, kommt aber nie zur bußfertigen Erkenntnis seines sündlichen Wesens und zur Erfahrung der Wiedergeburt. Der Islam bleibt eine Religion für den äußeren Wandel, aber nicht für das innere Leben. Rechnet man noch dazu das schlechte Vorbild des unsittlichen, unwahren Propheten, die langweilige Öde des Koran mit seinen tausend Wiederholungen, die zur Heuchelei oder zur religiösen Abstumpfung treibende Fülle gesetzlicher Vorschriften, die Intoleranz der Theokratie, welche die freie Entwicklung unmöglich macht, und schließlich die Erlaubnis der die Sittlichkeit und das Familienleben untergrabenden Vielweiberei, und die furchtbare Schmach der Sklaverei, — dann wird es schwer zu entscheiden, welche der beiden Religionen den höheren Wert beansprucht. Denn niedrig stehen sie alle beide, und keine vermag das in den Menschen hineingeschaffene Ebenbild Gottes zur Gestaltung zu bringen. —

Diese Religion führte er in sein Volk ein. Um eine Religion auszubreiten, ist zunächst eine machtvolle Persönlichkeit des Stifters erforderlich. Die Persönlichkeit des Stifters ist das lebendig schlagende Herz, von dem das erste Leben ausgeht.

Mohammed war trotz seiner Fehler eine machtvolle Persönlichkeit, wie Buddha. Energisch, kraftvoll, zielbewußt setzte er alles, Leben und Gut, an die Durchführung seiner Ideen, und scheute sich nicht, die bedenklichsten Mittel hierbei anzuwenden. Von Gott zum Propheten ausersehen, hielt er sich aber doch nicht für vollkommen; er ließ sich von Gott offenbaren: „du mußt dich nicht übereilen und etwas als Koran betrachten, ehe die Inspiration vollständig ist. Du hast aus Vergeßlichkeit einen Mißgriff gemacht; bitte daher zu Gott, daß er deine Kenntnis vermehre. In Bezug auf deine Vergeßlichkeit sei nicht zu ängstlich. Schon Adam hat einen Fehler begangen und wir haben ihn verziehen.“ (13, 113 bis 114.) Auch blieb er selbst auf der Höhe seines Ruhmes bei unermesslichen Reichtümern, die ihm als Beute zufielen, ein einfacher und schlichter, genügsamer Mann. In ärmlichen Hütten, bei einfachster Kost lebte der große Prophet mit seinen Weibern, schlief auf ledernen, mit Palmfibern gefüllten Matratzen; im Winter hüllte er sich in eine grobe, wollene Decke. Man bot ihm bessere Möbel an, aber er verschmähte sie. Während andere sich bereicherten, ist Mohammed, darin dem Buddha völlig gleich, anspruchslos und bescheiden geblieben, obwohl sie beide die reichsten Herren der Welt hätten werden können. Geld und Gut haben beide nicht gelockt. Aber trotz dieser Schlichtheit, vielleicht gerade infolge derselben war Mohammeds Persönlichkeit eine ungeheuer anziehende und imponierende; das läßt sich schon aus dem Einfluß erkennen, den er anfangs auf seine Verwandten und ersten Anhänger gehabt hat. Der verfolgte Schwärmer in Mekka bot zuerst seinen Gläubigen gar keine Zukunfts-Garantien; und doch hat Abu-Bekr für ihn sein ganzes Vermögen geopfert, und als Mohammed bei einer anderen Gelegenheit ihn fragte: „Was hast du denn deiner Familie gelassen?“, antwortete er: „Gott und seinen Gesandten.“ Auch die anderen haben Schmach und Verfolgung, ja den Tod für ihn gern erlitten. Es wäre eine geschichtliche Unwahrheit, wollten wir die Ausbreitung des Islam lediglich den kriegerischen Erfolgen und der Aussicht auf Beute zuschreiben, und nicht in erster Linie der kraftvollen, von sich überzeugten, machtvollen Persönlichkeit des Propheten. Freilich dürfen wir die Schattenseiten nicht außer acht lassen, welche diese Lichtseiten verdunkeln. Sprenger faßt sie in die schroffen, aber wahren Worte zusammen (III, Einl. 14): „Die hysterischen An-

lagen stempelten den Mohammed nicht nur zum Propheten, sondern sie gaben ihm andere Eigenschaften, welche unter den obwaltenden Umständen einem Führer sehr nützlich, fast unentbehrlich waren; aber wohl gemerkt: diese Eigenschaften sind meistens negativ. Der hysterische Prophet unterschied sich nur wenig von einer gewissen Klasse von hysterischen Frauen. Seine Begriffe waren weder klar noch scharf bestimmt, flossen aber alle aus einer Idee oder vielmehr aus einem Gefühle. Diese Idee erfaßte er mit Wärme und sprach sie mit weiblicher Überschwenglichkeit und prophetischer Verwirrtheit aus. Er war so zäh, aber auch so abhängig von seinen Freunden, wie eine Frau, und infolge der divinatorischen Empfindsamkeit, welche der Hysterie eigentümlich ist, nahm er den leisesten Hauch der öffentlichen Meinung wahr; dazu kamen die Selbsttäuschung und die damit verwandte Verstellungsgabe und Gewandtheit in Ausflüchten. Ein passenderer Führer für eine Gemeinde voll Thatkraft und ein geeigneteres Organ für die zeitgemäße Gestaltung und Verkörperung der national-religiösen Gefühle ist nicht denkbar. Wenn der Geist der Araber der Vater des Islam ist, so ist Mohammed die Mutter. Seine Größe liegt in seinen Schwächen.“ —

Das zweite Mittel, welches ein Religionsstifter zur Ausbreitung seiner Lehre verwendet, ist die Macht des gesprochenen Wortes. Auch diese Kunst hat Mohammed meisterhaft verstanden. Er predigte anfangs auf dem Boden stehend, den Rücken an einen Palmbaum gelehnt, später vor größeren Massen auf einer Erhöhung von drei Stufen. Seine Worte waren zuerst schwülstig und phantastisch, aber doch von großer poetischer Kraft und in kurzen, gereimten Sätzen zusammengefaßt. Den Endreim hat er immer beibehalten. Als er aber das Haupt einer großen Partei geworden war, wurde der Ton ruhiger und prosaischer. Die prophetische Kraft schwand, und wenn er sich über das Gewöhnliche erheben wollte, mußte er seinen Worten eine künstliche Belebtheit verleihen. Seine Offenbarungen sprudelten nicht mehr aus einem warmen Herzen, sondern waren Erzeugnis seines kalten Verstandes. „Jetzt konnte er, aus Furcht, sich selbst zu verraten, nicht nur, wenn er positive Gegenstände behandelte, sondern selbst, wo er auf frühere Themata zurückkam, nicht mehr den Eingebungen des Gemüths folgend, seiner Rede ihren natürlichen Lauf lassen;

jetzt mußte alles vorher überdacht und berechnet werden, denn er war nicht mehr vom Geiste Gottes, sondern von seinem eigenen Ich getrieben. Wir bedürfen, um dies zu behaupten, nicht der Koranverse, die er im Namen des Himmels verkündet, um die Unschuld seiner Gattin (Mifcha) zu beweisen, um die entlassene Frau seines Adoptivsohnes zu heiraten, um seinen Harem nach Belieben zu vergrößern, oder um einen größern Anteil an der Beute zu haben. Der erste Blutstropfen, der in seinem Namen in heiligen Monaten vergossen ward, bezeichnet ihn als einen Menschen, in welchem irdischer Schlamm die heilige Flamme des Prophetentums erstickt.“ (Weil. „Moh.“ 392.)

Ein anderes Kennzeichen seiner Redeweise ist die starke Benutzung biblischer Geschichten. Aber darin zeigt sich ganz sein unhistorischer, unkritischer Sinn, daß er diese Geschichten, so wie man sie ihm erzählt oder wie er sie gelesen hatte, ohne wirkliche Kenntnis des biblischen Originals wiedergab, oder daß er sie frei veränderte, indem er sie geschickt seiner Situation anpaßte und das hineinslocht, was er selbst den Feinden zu sagen hatte. Oft wies man ihm geschichtliche Irrtümer nach. Anfangs ward dadurch der Glaube an seine Mission erschüttert, aber er tröstete sich bald mit der Versicherung, daß Gott dennoch aus ihm rede, und er nahm zum Gebet seine Zuflucht. Noch unverzeihlicher aber ist es, wenn er diese gelernten Geschichten als von Gott ihm gesandte „Wiederoffenbarungen“ ausgab. Es ist bei ihm hier, wie überall, unmöglich, die Grenze zwischen grober Selbsttäuschung und absichtlichem Betrug zu ziehen.

Auffallend sind in seiner Redeweise die vielen Drohungen mit zeitlichen und ewigen Strafen. Buddha ist langweilig durch die Unnatur seiner geschraubten, abstrakten Sätze, Mohammed ist noch langweiliger durch die Häufung der Strafreden und Drohungen. Da er anfangs mit der Prophezeiung ewiger Höllestrafen, die er auf das lebhafteste ausmalte, nichts ausrichtete, drohte er zeitliche Strafen an, wie die über Sodom gekommene, von der er übrigens achtmal erzählt hat. Diese Worte machten einen tiefen Eindruck, und viele Meffaner waren in Angst. Unter den Gläubigen schlug die Furcht so tiefe Wurzeln, daß sie selbst nach seinem Tode bei Gelegenheit wieder auftauchte. Als aber die Strafgerichte nicht eintrafen, und die Feinde bei ihrer Widerspenstigkeit verharrten, verlegte er dieselben wieder auf den jüngsten

Tag. Sprenger bemerkt hierzu: „Es ist kein Zweifel, daß, wenn er sich ernsthaft fragte, ob er die Wahrheit oder eine Lüge sage, er sich des Betrugs hätte beschuldigen müssen. Aber die Eigentümlichkeit aller Frömmuler und anderer in Schafshäute gehüllter Schurken, selbst wenn sie nicht geistig krank sind, besteht gerade darin, daß sie sich ganz in die einmal gewählte Rolle hineinleben.“ (I, 504.)

Für die schnelle Ausbreitung seiner Lehre war es günstig, daß er sich, wie Buddha, die Befehrung äußerst leicht machte. Niemals kam es den beiden auf die innere Umgestaltung des Herzens an, nirgends merkt man ein persönliches Nachgehen einer Seele, um sie für sich zu gewinnen, auch nirgends die Erscheinung, weder bei den Stiftern, noch bei den Anhängern, daß sie durch ihre eigene Religion sittlich besser geworden wären; sondern es bestand bei beiden der Übertritt zu ihrer Religion nur in der Annahme des Glaubensbekenntnisses. Mohammed las den Leuten einige Suren vor und verlangte sofort ihren Übertritt. So geschah es bei den Pilgerfesten, bei der Verschwörung mit den Medinensern und bei Eroberung Mekkas. Wer das Schibboleth des Islams nachsprach, „es giebt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist Allahs Prophet,“ und sich den äußeren Geboten und Verboten unterwarf, der war ein Moslim, mochte er in seinem Herzen denken, was er wollte. Darum gab es im Islame, wie beim Buddhismus, die Möglichkeit der Massenbefehrungen.

Und doch wäre der schnelle Sieg Mohammeds unmöglich gewesen, wenn ihm nicht treue und starke Jünger zur Seite gestanden hätten. Verräter hat Mohammed unter seiner Schar nicht gehabt. Da war zunächst Abu-Bekr, d. h. „der Vater der Jungfrau“ Aischa, der Lieblingsfrau Mohammeds. Ein kleiner, magerer, grauer Mann, war er von ruhiger Überlegung und klarer Einsicht, von aufrichtigem Glauben und selbstlosester Hingabe an den Propheten. Durch seine schöne und kluge Tochter Aischa hat er auf den alten Wollüstling großen Einfluß gehabt und ist auch sein erster Nachfolger geworden. — Neben dem Schwiegervater Mohammeds stand der Schwiegersohn des Propheten, der schöne, lebenslustige, leichtsinnige Othman. Er war kein Held in der Schlacht, aber ein Günstling der Frauen. Als Kalif wurde er ermordet. — Gewaltig war Omar, von großer Körperkraft, ein echter Held, tapfer, oft gewalthätig, aber dabei schlicht, selbstlos

und von edelsten Absichten befeelt. Es war die Überlegenheit des religiösen Genies Mohammeds, welche ihn anzog; aber in anderen Dingen bewachte und leitete ihn Omar wie eine Mutter ihr Kind. Er ist der Petrus des Islam. — Der bedeutendste dieses Jüngerkreises war Ali, eine jener edlen Naturen, die kein Falsch kennen, erhaben in seinen Ideen, großmütig, warm und treu in seiner Liebe, rasch mit der That, aber unerfahren im alltäglichen Leben, unpraktisch und ohne Welt-Klugheit. Er hat dem Islam unberechenbare Dienste geleistet. Immer die Hand am Schwert, schente er keine Gefahr, und die von seiner Hand Erschlagenen zählen nach Duzenden. Als Kalif ermahnte er die Moslime zu inniger Frömmigkeit. Aber es brach noch zu seinen Lebzeiten die Eifersucht aus zwischen seiner Partei und der des Abu-Bekr. Es kam zu Bürgerkriegen, in denen die Partei des Ali unterlag und sich von der islamischen Kirche trennte. Heute bilden die Anhänger des Ali unter dem Namen Schiiten, zum größten Teil in Persien sesshaft, gegenüber den Verehrern der Tradition und des Abu-Bekr, den Sunniten, die zweite große Hälfte des Mohammedanismus.

Es bleibt noch ein Mittel übrig, wodurch einer Religion Eingang in die Völker verschafft werden kann, das ist der Krieg, die Gewalt des Schwertes. Buddha hat dieses verschmäht, Mohammed verdankt ihm seine Größe. Der Feldherr Mohammed ist größer als der Prophet. Es macht die Persönlichkeit dieses Mannes so verächtlich, so klein, daß er sich nicht gescheut hat, wie der gewöhnlichste Verbrecher zu morden, zu vergiften, zu betrügen und zu lügen, und das alles im Dienste Gottes und unter dem Deckmantel der rettenden Liebe. Unter seinem Prophetenkleide verbarg sich der reißende Wolf.

Kaum war er nach Medina gekommen, da begann er als Anführer einer Banditenbande sein Räuberhandwerk. In den Schluchten der Wüste stand der „große“ Prophet, und lauerte wie ein Strachdieb auf Beute, Rache gegen seine mekkanischen Verwandten im Herzen. Wenn die Karawanen der Kaufleute vorüberzogen, dann brach er hervor, und diese Raubzüge nahmen, weil sie äußerst erträglich, ungeheure Ausdehnung an. Was sollte jetzt noch die Geduld und die Demut? Solange er zu schwach war, hat er sie gepredigt als die schönste Zierde eines Gläubigen. Als er aber in Medina ein politischer Machthaber geworden war, ließ

er sich offenbaren: „Denjenigen, welche kämpfen wollen, weil sie mißhandelt sind, ist die Erlaubnis dazu erteilt.“ (22, 40.) Als aber die Moslime unter seiner Führung anfangs wenig Glück hatten, faßte er den scheußlichen Entschluß, während des heiligen Monats, wo die Kriege aufhören mußten und die Meffaner ohne Vorichtsmaßregeln ihre Geschäfte betreiben zu können hofften, die Karawanen zu überfallen, um reiche Siegesbeute nach Medina zu bringen. Er übergab den Befehl einem andern, und dieser überfiel vier koreisithische Kaufleute. Dieser in den Augen der Moslime ungeheure Frevel machte einen solchen ungünstigen Eindruck, daß er die Gefangenen losließ und die Beute zurückerstattete. Später kam es auch zu größeren Schlachten. Mit einer Schar von 300 Männern wollte er im Jahre 624 eine Karawane von 70 Mann überfallen. Aber diese bekam von Meffa eine Unterstützung von 900 Streitern, von denen nach Abzug einiger Familien noch immer 600 übrig blieben. Die Leute Mohammeds fürchteten sich zuerst, aber der Prophet wußte sie zu beruhigen. Bei Badr kam es zum Treffen. Nach einigen Zweikämpfen gingen die Moslime am Abend zum Kampfe vor, und schlugen die disciplinlosen und unentschlossenen Meffaner, die kaum Widerstand leisteten, völlig in die Flucht. Mohammed hatte währenddes hinter den Reihen gestanden, und war, da seine Nerven zu schwach waren, in Krämpfe verfallen; nachdem er sich erholt hatte, betete er in großer Bewegung. Nach diesem Siege herrschte er über Medina mit despotischer Gewalt und Grausamkeit. Der erste Gebrauch, den er von seiner Macht machte, war der, einige, welche seine Lehre zu verspotten gewagt hatten, aus dem Wege räumen zu lassen. Das erste Opfer war eine Frau. Ein Anhänger Mohammeds führte die That aus. Er schlich sich in ihr Haus, nahm ihr den Säugling aus dem Arm und stieß ihr das Schwert durch den Leib. Am folgenden Morgen verrichtete er das Frühgebet mit dem Propheten und drückte seine Besorgnis aus, daß ihm, dem Mohammed, dieser Mord einmal Gewissensbisse bereiten könnte. Dieser antwortete: „Es werden sich nicht zwei Ziegen darob stoßen.“ Diese Äußerung wurde zum Sprichwort. Bald darauf ließ er einen Greis ermorden. Einen jüdischen Stamm, mit dem er einen Bündnisvertrag geschlossen hatte, ließ er, weil dieser ihn nicht als Propheten anerkennen wollte, vertreiben. Von einem in Medina selbst lebenden, in einer Vorstadt wohnenden jüdischen Stamme ließ er

einmal 600 Männer töten, weil sie sich nicht bekehren wollten. Das Schlachten dauerte einen ganzen Tag. Überhaupt wütete er gegen die Juden furchtbar. Er vertrieb sie aus ihren Sizen, verbrannte — damals ganz wider das Völkerrecht — ihre Dattelanpflanzungen und verteilte ihre Güter unter seine Leute. — Durch die fortgesetzten Raubzüge waren die Meffaner immer mehr in die Enge getrieben; sie mußten entweder siegen oder ihren Handel aufgeben. Sie rüsteten ein Heer von 3000 Mann und zogen im Jahre 625 nach Medina. Mohammed stellte sich ihnen mit 700 Mann entgegen, und am Berge Dhod kam es zur Schlacht. Die Frauen, die mit den Meffanern gezogen waren, sangen das Schlachtlied:

„Von einem Stern entsprossen,
Auf Folster hingeossen,
Umarmen wir die Krieger,
Die vorwärts gehn als Sieger,
Verlassen stüchtige Memmen
Voll Haß und ohne Gramen.“

Aber die Moslime stürmten mit solcher Wut auf die feindlichen Reihen, daß die Meffaner die Schlacht für verloren hielten. Mohammeds weiße Fahnen — seine eigene war schwarz und bestand aus einem Shawl der Mische — drangen immer weiter vor; da brach ihnen plötzlich die feindliche Reiterei in den Rücken und hieb sie nieder. Die Schlacht endete für Mohammed auf das traurigste, und er selbst erlitt mehrere Verletzungen. Ein Pfeil verwundete seine Unterlippe, er verlor einen Zahn; Ringe seines Visiers wurden ihm in die Backen getrieben, und endlich versetzte ihm ein Feind einen so heftigen Säbelhieb, daß er in eine Grube stürzte. Mit einer Quetschung am Kinn kam er davon, und dann brachte man ihn in Sicherheit. Statt aber diesen Sieg auszunutzen, zogen die Meffaner ab unter gegenseitigem Schimpfen. Mohammed hatte 75 Mann verloren. Diese Niederlage gab seinem Ansehen in Medina einen empfindlichen Stoß. Er aber rechtfertigte sich damit, daß er sagte: „Gott hat sein Versprechen gehalten und die Gläubigen haben den Sieg erfochten, aber wegen ihrer Gier nach Beute haben sie ihre Vorteile verloren.“ Noch einmal verbündeten sich im Jahre 627 seine Feinde gegen ihn und belagerten Medina; aber bald zogen sie unverrichteter Sache ab, unentschieden und zaghaft wie immer. Mohammeds Macht wuchs statt dessen von

Jahr zu Jahr, und immer mehr Araber unterwarfen sich dem Schwerte des Islam. Nun wagte er es auch, Mekka zu gewinnen, und zwar zuerst auf friedlichem Wege. Als 628 das Pilgerfest nahte, entschloß sich der Prophet, es als frommer Pilgrim mitzufeiern. Mißtrauisch beobachtet, nach langen Unterhandlungen, in denen er hie und da auch seine Gelüste, Mekka durch einen Handstreich zu erobern, kund gab, und schließlich nach einem für ihn demütigenden Vertrag, den er in einem Augenblick der Abspannung geschlossen hat, zog er in Mekka ein; zum Tempel aber wurde er nicht zugelassen. Diese Pilgerfahrt hatte für ihn den Nutzen, daß die Einwohner Mekkas den Propheten wiedersehen und hörten, und es bekehrten sich viele zu ihm. Zwei Jahre später aber fiel Mekka durch Gewalt in seine Hand. Mit 10 000 Mann rückte er an (630), und versprach den Mekkanern völlige Sicherheit, wenn sie sich ergäben; nur sechs persönliche Feinde sollten ausgehoben sein. Die Mekkaner vermochten dem Feldherrn Mohammed nicht zu widerstehen und unterwarfen sich; ohne Blutvergießen zog er auf einem Kamel in die Vaterstadt ein. Er ritt siebenmal um die Kaaba herum und begrüßte jedesmal den schwarzen Stein mit dem Stocke, den er in der Hand hatte. Dann stieg er ab, ließ die Thür des Tempels öffnen und trat in das Innere mit den Worten: „Es giebt keinen Gott, als Allah, den einzigen. Er hat keinen Genossen. Er hat sein Versprechen gehalten, seinem Knechte den Sieg verliehen und die Heiden in die Flucht geschlagen.“ Dann ließ er einige Gözenbilder zerschlagen und befahl den Mekkanern, ihre Hausgötter zu zerstören. Sie thaten das. Nun stand der Prophet auf dem Gipfel seines Ruhmes. Mekka und Arabien waren sein; eine große Heeresmacht verbündeter Beduinestämme wurde mühelos in die Flucht geschlagen und unermessliche Beute fiel in seine Hände. Er hat Mekka nur noch ein einziges Mal wiedergesehen, im Frühling 632, wenige Monate vor seinem Tode. Er zog dorthin aufs Pilgerfest, aufs „Abchiedsfest“, wie es die Moslime nennen. An der Spitze einer ungeheuren Menschenmasse und in Begleitung aller seiner Weiber verließ er Medina, festlich geschmückt, Schulter und Lenden umhüllt von einem kostbaren Tuche, die Haare gesalbt. Auf jeder Station, wo die Karawane ausruhte, hatten die Bewohner einen Betplatz errichtet, auf welchem er vorbetete. Seine Fahrt glich einem Triumphzug. In Mekka ging er um die Kaaba, besuchte

alle heiligen Stätten und beobachtete alle festlichen Gebräuche. Er schlachtete mit eigener Hand 63 Kamele und ließ das Fleisch an die Armen verteilen. Danach ließ er sich den Kopf rasieren und sich salben. Das Fest ward hiermit beschloffen, man gab sich dem Genuße hin, und nachdem er noch einige Friedenstöne angeschlagen und einige milde Anordnungen erlassen hatte, zog er wieder heim, um in Medina zu sterben. Blutig rot war sein Stern aufgegangen; vom milden Abendrot verklärt, ging er unter. Schwer war der Anfang gewesen, groß die Qualen und die Schmach, aber das Schwert hatte ihm die Bahn gebrochen und hatte sein Prophetentum in ganz Arabien zur Anerkennung gebracht. Und nächst dem Schwerte lag das Geheimnis seiner Erfolge im Geld und in der Beute. Die vielen erfolgreichen Raubzüge übten einen unwiderstehlichen Zauber auf Abenteurer aus und sie strömten von allen Seiten nach Medina. Selbst Verbrecher fanden es bequem, das Glaubensbekenntnis abzulegen. Es tilgte ihre früheren Vergehen, und schützte sie vor Verfolgung; sie trieben ihr Räuberhandwerk im Namen Gottes und seines Boten. Mohammed selbst wußte seinen Reichtum auf treffliche Weise zu seinen Zwecken zu benutzen. Da ihm die unterworfenen Völker den zehnten Teil des Bodenertrags geben mußten und ihm außerdem der fünfte Teil der Kriegsbeute vertragsmäßig zufiel, so konnte er sich den Glauben einflußreicher Männer durch ungeheure Geschenke erkaufen und auf eigene Kosten eine Armee von Abenteurern unterhalten. Durch solche Mittel gelang es ihm wehr, als durch seine Offenbarungen, den Islam zur herrschenden Religion in Arabien zu machen. Eine fürchtbare Religion; trotz des Monothetismus und der Jenseitshoffnungen nicht viel höher als der seelenmordende Buddhismus, kalt und hart, wie das Schwert, mit dem sie gegründet und durch das sie sich bis heute erhalten; ohne Liebe und Leben weckende Wärme, dem Halbmond gleich, ihrem Symbol, der seinen bleichen, toten Schein wirft auf die Erde; auch darin dem Halbmond gleich, daß sie nichts Ganzes ist, weder Judentum, noch Christentum, noch Heidentum, sondern alles dreies miteinander. So hat sie der Prophet auf Gottes Zulassen hin gründen dürfen und gründen sollen, nicht damit sie die Welt beherrsche, sondern damit sie ein Strafgericht vollstrecke an der verfaulenden christlichen Kirche der damaligen Zeit, vielleicht auch, daß sie einige Völker zur formalen Geseglichkeit erzöge als Vorarbeit für das nachfolgende Christentum.

Wenn wir **Jesum Christum**, sein Lehren und Thun diesen beiden Männern gegenüberstellen, so ist es uns, als müßten wir unser Auge, das bisher nur Unvollkommenes, ja Frevelhafes zu betrachten sich gewöhnte, besonders schulen und bilden, daß es wieder lerne, aus dem Schatten in die leuchtende Sonne zu schauen. Seine Lehre, seine Mittel, diese Lehre auszubreiten, seine ganze Persönlichkeit — alles dies ist so völlig anders, als es bei den zweien gewesen, so unendlich reiner, so viel höher, als der Himmel über der Erde ist. Es bleibt bei ihm immer etwas zurück, was wir gar nicht vergleichen können.

Raum hat er sich in schwerem Kampfe mit dem Versucher in der Wüste durchgerungen und ist sich über Mittel, Art und Ziel des Gottesreiches, das zu gründen er sich von Gott gesandt fühlt, klar geworden, da tritt der schlichte und stille Zimmermann von Nazareth an die Öffentlichkeit, nun der gewaltigste Prophet, den je die Erde getragen. Wie Buddha durch den Brahmanismus, Mohammed durch die arabische Naturreligion, so war er bisher durchs Judentum hindurchgegangen, doch mit dem großen Unterschied, daß er sich nicht in schweren inneren Kämpfen, nach langen Irrwegen, davon loszureißen brauchte, sondern sein Sinnen und Fühlen hatte sich auf dem Boden echter jüdischer Religiosität, nach allmählicher Abstreifung alles irdischen Beiwerks, entwickelt und brach langsam hervor, wie die Knospe aus der Hülle. Nun war er fertig; der Vater hatte ihn gerufen; da gab es kein feiges Schwanken, wie bei Buddha, keinen Zweifel an sich und keine Selbstmordgedanken, wie sie im Gehirn des kranken Epileptikers Mohammed entsprangen; da zeigt die ganze Gestalt, jedes Wort, jede That die klare Sicherheit des gottgesandten, zielbewußten Propheten. Mit einer kurzen Parole tritt er vor das Volk; der indische Asket rief: „Die Erlösung vom Tode ist gefunden“, der arabische Prophet: „Es giebt nur einen Gott, und Mohammed ist Allahs Prophet;“ Jesu frohe Botschaft lautete: „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Aber sein Auftreten ist so ganz anders, als das der beiden; da ist nichts zu merken von auffallender, anspruchsvoller Armut und Bettelei des indischen Büßers, den die Massen anstaunten und begleiteten, auch nichts von den Zutriegen und Listen, von den Verschwörungen und Händeln eines Mohammed; fröhlich und ernst, am Hochzeitsmahl teilnehmend und selbst am Tisch seiner Gegner, aufrichtig und wahr, jedes mehrliche

Mittel verschmähend, in majestätischer Hoheit, so tritt Jesus seine Bahn an. Geflohen ist er nicht, nicht von Weib und Kind, nicht aus Vaterhaus und Vaterstadt; er hat vielmehr in seiner Heimat zuerst seine Lehre verkündet und ist immer wieder dahin zurückgekehrt. Aber die Feindschaft und Ungläubigkeit seiner nächsten Verwandten traf ihn ebenso, wie die beiden anderen. Die Wahrheit seines eigenen Wortes, daß kein Prophet geehrt sei in seinem Vaterlande, ist von allen drei Religionsstiftern bestätigt gefunden. Nachdem sich Jesus seine ersten Anhänger erworben, zieht auch er umher durch das Land, bald durch die heimatlichen Fluren Galiläas am schönen See Genesareth, bald in der Hauptstadt des Landes mitten unter den Gegnern, bald durch Samaria pilgernd oder durch die Städte der Heiden. Einen besonderen Lieblingsaufenthalt, wie Buddha einen solchen hatte in seinem eigenen Parke Jetavana, Mohammed in seiner von ihm beherrschten Residenz Medina oder in den Hütten seiner Weiber, hat Jesus nicht besessen; er hatte überhaupt kein Eigentum. Er sagte: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.“ Er hat gewiß seine Vaterstadt Nazareth geliebt, noch mehr Jerusalem mit seinem Tempel, das Haus seines Freundes Lazarus in Bethanien, den Olivengarten Gethsemane, aber das alles hat ihm nicht gehört und hat ihm auch nur vorübergehenden Aufenthalt gewährt. Er ist äußerlich, hinsichtlich des weltlichen Glückes und der weltlichen Güter, der am wenigsten Begünstigte. Reichtum ist ihm nie zu gefallen; er hat ihn, darin dem Buddha ähnlich, auch nie gesucht. Auch seine Erfolge stehen hinter denen der anderen weit zurück. Drei kurze Jahre waren ihm zu seinem Werke gelassen, dem Buddha 40, dem Mohammed 20. Seine Feinde waren die furchtbarsten, die es geben konnte, auf der einen Seite der weltbeherrschende Römer, auf der anderen die harten, stolzen Nacken der fanatischen Pharisäer. Seine Befehrungsart und deren Mittel waren außerdem so ganz anders, er verlangte keine Massenbefehrungen, kein schematisches Annehmen und Hersagen kurzer Glaubensformeln, keine Waffen und keine Armeen, sondern er selbst gab nur persönliche Liebe, und als Gegenleistung forderte er die Überzeugung eines nengewordenen Herzens. Das war unendlich schwer und erforderte Zeit, viel mehr, als die oberflächliche Gewinnung von gezwungenen und nachplappernden Anhängern. Seine Bürde ist die drückendste

gewesen, aber er hat seine Aufgabe glänzender und vollkommener gelöst, als die anderen, wenn auch bei seinem Tode seine Jünger kaum nach Duzenden zählten, während die Gräber der beiden anderen Tausende umstanden.

Was nun die Zusammenfassung seiner Lehre anbetrifft, so unterscheidet Jesus sich schon in einem äußeren Faktum von den anderen. Sie beide haben ihre Lehre auf eine heilige Formel gebracht und damit für alle Zeiten der religiösen Fortentwicklung unübersteigliche Schranken gezogen, zugleich auch die ganze Religion an die Annahme dieser Glaubensbekenntnisse gebunden. Jesus hat seine Lehre nicht zu einem Glaubensbekenntnis formuliert und hat sich überhaupt gehütet, irgendwelche bindenden politischen, socialen oder religiösen Einrichtungen zu treffen, an die sich die kommenden Geschlechter mit ihren stets wechselnden Bedürfnissen und Verhältnissen entweder hätten stoßen, oder vor denen sie sich, verzichtend auf jede geistliche und ethische Entwicklung, sklavisch hätten beugen müssen. Auch darin war er der Begründer nicht einer National-Religion, sondern einer Weltreligion. Er wollte überhaupt nicht zunächst eine neue Lehre verkündigen, wie es die anderen gewollt, sondern einen neuen Geist wecken, der als heiliger Gemeingeist ein Reich religiöser Gemeinschaft begründen sollte. Nicht Lehre war Jesu die Hauptsache, sondern Leben, nicht Satzungen, sondern heilige Gesinnung.

Versuchen wir es, seine Lehre auf einen kurzen Inhalt zu bringen, so kann man, wie Buddha von „vier Wahrheiten“ geredet hat, bei ihm fünf aufzählen.

1. Es lebt ein einziger Gott, der alte Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs; er ist ein heiliger Gott und verlangt Ehre und andächtiges Herzensgebet von den Menschen; er ist vor allem ein barmherziger, gütiger Gott, der dem Gebet Erhörung verheißt und den Frommen alles giebt, dessen sie bedürfen. Besonders durch die Sendung Jesu hat er allen Menschen das Heil der Erlösung im neuen Himmelreich angeboten. Er ist der **himmlische Vater**, nicht des jüdischen Volks allein, sondern jedes einzelnen Menschen, der zu ihm gehört. Daß Gott ein „Vater“ sei, war auch dem Alten Testament nicht neu, aber daß er ein Vater nicht des ganzen Volks allein, sondern des Einzelnen sei, das war neu, und das erhob den Menschen aus der Furcht in das kindliche

Vertrauen, aus der äußeren Stellung in die innige Herzengemeinschaft, aus der Verkettung in die Leiden und Sünden der Welt zu der freien Herrscherstellung über alles Irdische und Unvollkommene. Dem Buddhisten ist das Leiden ein Übel und Eckel, dem Moslim fatalistische Schickung, dem Christen Gottes Fügung, um uns zu erziehen und zu läutern. Der Atheismus des Buddhismus, der Fatalismus des Islam wird hier freie fröhliche Hingabe an einen persönlichen, liebenden Vater.

2. Aber zu diesem himmlischen Vater tritt Jesus selbst in ganz besondere Beziehung. Er nennt Gott niemals „unseren“ Vater, sondern „seinen“ eigenen Vater. Er ist der **Sohn Gottes**, nicht nur deshalb, weil er von Gott selbst gezeugt sei, oder deshalb, weil er dieselben metaphysischen Eigenschaften habe, wie er, sondern besonders deshalb, weil sie beide miteinander durch ein ganz besonderes Verhältnis der Liebe verbunden sind. Der Vater ist in ihm, und er ist im Vater. Darum stellt sich auch Jesus in den Mittelpunkt seiner Religion und macht die Stellung der Menschen zu Gott abhängig von der Stellung zu ihm. „Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch ihn. Alle Dinge sind ihm übergeben von seinem Vater, und niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren.“ Alle Wahrheit, alle Liebe Gottes, alles Heil, alle Seligkeit kommt durch ihn; und wer ihn aufnimmt, der nimmt Gott selbst auf. Wie Jesus haben Buddha und Mohammed nie von sich geredet! Jesus beanspruchte darum eine ganz besondere Würde und Verehrung. Er ist erhaben über das Königtum und Prophetentum des Alten Bundes; er ist größer als David, größer als der Tempel. Alle Pietätspflichten müssen hinter der Pflicht gegen ihn zurückstehen; ihn muß man mehr lieben, als Vater und Mutter. „Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert, und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden.“ Aber auch in die Ewigkeiten richtet sich sein Blick, und er verheißt den Seinen seine göttliche Allgegenwart und seine Hülfe. Einst wird er, wenn er durch den Tod und die Auferstehung hindurch zu seinem Vater aufgefahren sein wird, mit großer Macht und Herrlichkeit wiederkommen, um das Weltgericht zu vollziehen, und Engel werden seine Begleiter und Boten sein. „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf

Erden.“ Aber dennoch stellt er sich nicht Gott gleich; hat er Wunder gethan, so rühmt er sich deren nicht; es sind Werke, die Gott für ihn gethan hat und für die er Gott gepriesen haben will; er erbittet sie von seinem Vater und dankt ihm für den geschenkten Segen. Er hütet sich, die Wunderkraft zu mißbrauchen. Auch für allwissend hat er sich nicht gehalten. Er kann sich wundern, er kann sich irren, im Feigenbaum, an dem er Früchte suchte und keine fand, in Judas, der ihn verriet, und er bleibt sich der Schranken seines Wissens stets bewußt. (Mark. 13, 32.) Seine Persönlichkeit ist und bleibt aber das volle Abbild seines himmlischen Vaters, soweit derselbe überhaupt in sichtbar irdischer Gestalt darstellbar ist, und die Bedeutung Jesu liegt darum weniger in seiner Lehre, als in seinem Leben, weniger in den Selbstaussprüchen, als in den Thaten, in denen er das Recht seiner centralen Stellung erweist. —

3. Jeder Religionsstifter will die Menschen beglücken. Buddha brachte einigen Auserwählten die Verheißung, sich selbst erlösen zu können von der lästigen Fessel dieses und des zukünftigen Lebens auf dem Wege des Wissens und der Befolgung der „vier Wahrheiten“; Mohammed pries den irdischen Lohn Allahs und seines Propheten und in glühenden Farben den himmlischen Lohn im Paradies, den man sich durch die Zugehörigkeit zum Islam und durch Beten, Fasten und Almosen verdienen könne; Jesus brachte das **Reich Gottes** als der Menschen höchste Seligkeit, und verstand darunter nicht ein irdisches Reich mit irdischem Lohn, sondern eine innige, immer wachsende und heiligende Herzensgemeinschaft der Kinder Gottes mit dem Vater, ein Reich, das sich über alle Menschen ohne Ausnahmen erstrecken will und das seinen höchsten Lohn in sich selbst trägt, ein Reich, das hier beginnt und im Jenseits sich auf das vollkommenste vollendet. Aber die Zugehörigkeit zu diesem Reich Gottes ist nicht abhängig von Leistungen und vom Fürwahrhalten irgendwelcher Lehren, es kann auch niemand mit Gewalt dazu gezwungen werden, sondern sie ist abhängig von gewaltigen inneren Erlebnissen und Empfindungen.

An diesem Reich Gottes nimmt teil, wer sich bekehrt hat, sich sittlich erneuert hat. Da alle von Natur böse, so ergeht Jesu Ruf zur Sinnesänderung an alle. Dieser Ruf ist die

Seele seiner Predigt. Abwendung von der Sünde ist Hinwendung zu Gott, ist der Anfang eines neuen Lebens.

Diese Befehring ist an zwei Merkmalen erkenntlich. Zunächst an der Gerechtigkeit, das ist die Erfüllung des im Gesetz und in den Propheten offenbarten göttlichen Willens. Diese Erfüllung des Gesetzes wird aber aus der äußeren Vollstreckung in die Gesinnung verlegt, und das Gesetz dadurch, daß Gottes Wille des Menschen eigenster Wille geworden, zugleich aufgehoben und erfüllt. Jesus hebt das Leben unter dem Gesetz empor zu einem Leben in der Freiheit. Alles äußerlich Bindende, alles Nebenjächliche, und sollten es alte, geheiligte Einrichtungen sein, muß fallen. Jesus stellt daher die barmherzige Liebe über die Opfer, die Pflicht, sein Unrecht wieder gut zu machen über die Befolgung der Gottesdienstordnung, die Reinigung von der Sünde höher als die äußere Reinheit nach den Vorschriften des Gesetzes, die sittliche Pflicht der Nächstenliebe höher als den Sabbath, den Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit höher als das ganze Tempelinstitut. Die gottähnliche, heilige Gesinnung ist überall das allein entscheidende; darum übertritt das fünfte Gebot schon der, der seinen Bruder haßt und beschimpft, das sechste schon der unsittliche und unzüchtige Gedanke. Andere Gesetze hebt Jesus völlig auf: die Ehe, nach jüdischem Gesetz auflöslich, erklärt er für unauflöslich, falls nicht offener Ehebruch vorliegt; den Eid hält er für eine Einrichtung, welche die sündhaften Zustände des Lebens veranlaßt haben; statt dessen „Ja“ oder „Nein“; statt der Vergeltung die Vergebung, statt der Unterwerfung unter das Ceremonialgesetz die sittlich-religiöse Freiheit des in Gott gebundenen Gewissens. Buddha und Mohammed legten neues Gesetzesjoch an Stelle des aufgehobenen alten, Jesus hat den Menschen über das Gesetz erhoben zur freien Kindschäftsstellung, indem er die Gesinnung als das allein gültige betonte, und darum konnte er von sich behaupten, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen.

Das andere Merkmal der Zugehörigkeit zum Reiche Gottes ist die Liebe. Er faßte selbst einmal den Inhalt seiner Religion in die Worte zusammen: „du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst.

Zu diesen zwei Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten.“ Neu sind diese Worte nicht, sofern der erste Satz 5. Mos. 6, 5, und der zweite 3. Mos. 19, 18 steht, aber neu daran ist das, daß er auf diese beiden Fundamente seine Kirche aufbaute und das Gebot der Nächstenliebe dem Gebot der Gottesliebe völlig gleichwertig an die Seite stellte. Aber diese Liebe ist nicht passiv duldend, wie Buddha sie predigte, nicht selbstsüchtig und auf die Volksgenossen beschränkt, wie sie der Prophet einzuführen versuchte, sondern diese Liebe zu Gott und Menschen ist aktiv, selbstlos und demütig. Sie bewährt sich im Leiden ebenso, wie im Glück, den Feinden gegenüber ebenso, wie den Angehörigen. Sie gewährt jedem das, was das eigene Herz verlangt. Ihre Größe zeigt sich im Dienen, Tragen und Vergeben. Durch diese Zurückführung der Liebe auf die selbstlose Demut hat Jesus sie als eine ganz eigenartige gekennzeichnet und sie weit über alle buddhistische und islamische Ethik erhoben.

4. Diesem Trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit muß alles andere Trachten weichen, und selbst die edelsten Güter müssen, wenn sie daran hindern, aufgeopfert werden. Aber aus eigener Kraft ist dazu ein Mensch nicht imstande; er kann sich selbst nicht erlösen. Die Sinnesänderung muß von einer höheren Macht in uns gewirkt werden, und das ist nun das Größte in der Lehre Jesu, daß er diese Sinnesänderung nicht nur fordert, sondern selbst **bringt**. Er ist selbst der **Erlöser**, und seine ganze Sendung hat den Zweck zu **erlösen**, freizumachen von dem widergöttlichen Willen und uns zu erfüllen mit dem göttlichen. Buddha will vom Leiden und von der Existenz erlösen, Mohammed von Gottes Strafe und Hölle, Jesus von der Sünde. Und diese Wirkung auf das Menschenherz, dieses Wunder, das weder der Buddhismus noch der Islam kennt und auszuführen imstande ist, diese Wiedergeburt der Seele wird vollzogen einmal durch die bloße Verkündigung der vergebenden Liebe Gottes, denn dieses Evangelium trifft das Herz jedes Sünders. Jeder bußfertige Mensch soll vom Vater Vergebung und Gnade erhalten, und gerade die elendesten, ärmsten und kleinsten, die Buddha zurückstieß und die beim Islam zu kurz kommen, hat Jesus am dringendsten gerufen. Im Evangelium selbst liegt daher schon eine befreiende, tröstende Macht. — Größeres sodann für die Erlösung wirkt die Persönlichkeit

Jesu selbst. Sie zeigt den Menschen den Vollzug der Herzengemeinschaft mit Gott, die völlige Freiheit von der Sünde und die Seligkeit und Hoheit einer mit Gott eins gewordenen Seele. Daher ist Jesu ganzes Verhalten im absoluten Sinn vorbildlich; kein Mensch ist ihm zu vergleichen. Dieses fleischgewordene Ebenbild Gottes zieht den Menschen empor, vor allem dann, wenn es sich in Liebe uns zuneigt. Liebe erweckt Gegenliebe. Seine Persönlichkeit erlöst, d. h. zieht aus der Sünde hinauf zur Gemeinschaft mit Gott. — Den allmächtigsten Antrieb zur Erlösung wirkt aber Jesu Tod. Er ist von den dreien der einzige, der für die Seinen das Leben gelassen hat. Sein Tod ist für alle schuldbeladenen Gewissen der sichere Trost, daß Gott sie trotz ihrer Sünde nicht verstoßen wird, sondern daß er sie um des Opfers Jesu willen als gerechtfertigte Sünder annehmen will, die kein anderes Lösegeld zu zahlen brauchen, als die Hingabe ihres ganzen Herzens. Sodann aber bleibt der Tod Jesu als der mächtigste Erweis seiner Liebe die stets wirksame Kraft, die Gegenliebe zu ihm zu erwecken und dadurch die Versöhnung mit Gott anzubahnen. Der Tod Jesu ist darum die Spitze seines Werks für ihn und für uns; das Kreuz daher das Sieges- und Erlösungszeichen für die ganze Welt!

Buddha und Mohammed haben in ihren Religionen nur Forderungen aufgestellt, aber beide haben ihren Gläubigen nichts gegeben und nichts hinterlassen, was die Erfüllung dieser Forderungen leichter machte. In ihren Religionen kam sich daher nur die Quantität vermehren, niemals die Qualität; diese bleibt immer, wie sie ist. Das Göttliche des Christentums liegt aber darin, daß es nicht nur das Höchste und Seligste verlangt, was es überhaupt giebt, die Erneuerung und Erlösung der Seele, sondern daß es dieses Wunder möglich macht durch Jesum Christum. In der **Persönlichkeit** Jesu und in seiner **herzernuernden** Wirkung auf den Menschen liegt der Beweis von der ewigen Wahrheit und Superiorität des Christentums über Buddhismus und Islam.

5. Die Spitze dieses gewaltigen, von Jesu geschaffenen Gebäudes, welches unsichtbar im Himmel endigt, bildet die von ihm verheißene, durch seine Auferstehung erwiesene, und von jedem gläubigen Herzen als Gewißheit empfundene **Auferstehung** nach

dem Tode zu einem ewigen seligen Leben. Buddha brachte den Tod, Jesus das Leben. Sein Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen; zu ihm ging er, den Seinen die Stätte zu bereiten, und wo er war, da wollte er, daß auch seine Diener weilten. Das Vaterhaus im Himmel ist der Lohn der auf Erden ringenden und fallenden, aber sich nach Gott sehnenenden und Erlösung begehrenden, unsterblichen Seele. Wie es aber eine ewige Seligkeit giebt, so auch eine ewige Verdammnis, in der die Seele ausgeschlossen ist vom Anschauen Gottes. Zwischen der Ede des die Seele vernichtenden Nirvana und dem sinnlich ausgemalten, weltfröhlichen, mohammedanischen Paradiese hält das himmlische Vaterhaus Jesu die Mitte, wie die feuchte Wahrheit stets die Mitte hält zwischen Unwahrheit und Übertreibung. —

Um eine solche Offenbarungs-Religion zu verbreiten, dazu gehörten notwendig göttliche Mittel. Ohne Jesu sündlose, reine Persönlichkeit hätte das Christentum keinen Glauben gefunden; es hätte der Bestätigung entbehrt. Er steht viel mehr im Mittelpunkt seiner Religion, als Buddha und Mohammed in der ihrigen; diese können auch existieren und existieren auch thatsächlich, ohne daß von den Gründern Lebenskräfte auf die Gläubigen ausströmten. Aber Jesu Religion hängt so sehr mit der Göttlichkeit seiner Person zusammen, daß sie mit ihm steht oder fällt. Er selbst war und bleibt das mächtigste Mittel, seine Liebe der Magnet, dadurch die Menschen zu Gott gezogen werden, bis heute. Dieses Wunder seiner Person ist weit wichtiger als seine Wunderthaten. Man mag über Jesu Wunderthaten kritisch urteilen und eins oder das andere auf Rechnung der frommen Sage oder des Mißverständnisses setzen, das wird die historisch-kritische Betrachtung nicht anzweifeln, daß Jesus überhaupt Wunder gethan hat. Zwar sind sie zu unserer Seligkeit nicht nötig, aber damals waren sie nötig, waren Zeugnisse seiner Macht, waren Belohnung des Glaubens, waren vor allem auch Sinnbilder seiner rettenden, über Natur, Krankheit und Tod triumphierenden Liebe. Vor den Wundern Buddhas und Mohammeds mag der Zweifel berechtigt sein, vor den Wundern Jesu muß er verstummen; sie sind Geschichte.¹⁾

¹⁾ Vgl. mein Buch über „Die geschichtl. Thatfachen des Lebens Jesu und ihre religiöse Bedeutung.“ Gütersloh, Bertelsmann. 1,50 M.

Diese beiden Mittel haben Buddha und Mohammed nicht zur Verfügung gehabt. Ihre Persönlichkeiten reichen nicht heran an den, der da sagen konnte: „Wer mich siehet, siehet den Vater,“ und von ihren Wundern haben sie selbst nie geredet. Die Macht des Wortes war ihre schneidigste Waffe. Auch sie hat Jesus gehandhabt. Es ist eine müßige Frage, welcher von den dreien der gewaltigste Redner gewesen, da jeder in seiner Art groß war und auf seine Zeitgenossen Eindruck machte, aber es giebt doch, wie es für alle Zeiten gültige Regeln des Schönen giebt, auch eine für alle Zeiten geltende Redeweise, an der sich die Menschheit bis ans Ende der Tage erbauen kann, und eine solche Redeweise ist nicht die langweilige, unnatürliche, abstrakte und geschraubte Art Buddhas, auch nicht die breite, schwülstige, sich wiederholende Art Mohammeds, sondern allein die gewaltige Beredsamkeit dessen, der die Ewigkeits-Religion verkündete. Jesus redete gewaltig, als der „die Vollmacht dazu hatte;“ er redete so gewaltig, daß Tausende über seinen Worten in der Wüste Hunger und Durst vergaßen, und daß die rohen Soldaten, ausgeschildt, ihn zu fangen, von Bewunderung hingerissen wurden und ihre Rückkehr mit den Worten entschuldigten: „es hat nie ein Mensch also geredet, wie dieser Mensch.“ Seine Reden sind frei von jeder Rhetorik, durch und durch praktisch, anschaulich, nüchtern, aber trotzdem sie sich nicht reimten wie Mohammeds sämtliche Offenbarungen, manchmal von größerem poetischen Gehalt, als diese. Ohne Sophisterei und dialektische Kunststücke behält seine Redeweise ein durchaus volkstümliches Gepräge. Er will Klarheit, Überzeugung wecken, und hierzu verwendet er mit Vorliebe die Parabel, die durch Ausmalung von tief erdachten, schlicht und natürlich erzählten Geschichten Verständnis für eine noch nicht begriffene Wahrheit, für einen grundlegenden Gedanken seines Heilandswerks erwecken soll. Buddha hat die Parabel mit wenig Geschick verwendet, Mohammed hat sich auf die Wiedergabe alttestamentlicher Geschichten beschränkt, Jesu Gleichnisse vom Reich Gottes, vom barmherzigen Samariter, vom verlorenen Sohn, vom reichen Mann und armen Lazarus werden ihre Bedeutung behalten, solange überhaupt Menschenkinder über Gottes Liebe und Offenbarungen nachdenken.

Wegen ihrer knappen, die Aufmerksamkeit anregenden und leicht behaltbaren Form hat Jesus auch die Sentenz reichlich benützt. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet;“ „bittet,

so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan;" „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Hierher gehören ferner die kurz gefaßten Seligpreisungen. Er schent sich auch nicht, um seinen Gedanken die allergrößte Prägnanz zu geben, die schroffsten Gegensätze zu verwerten, z. B. um die Pflicht der weitgehendsten Nächstenliebe zu betonen, sagt er: „So dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar, und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel, und so dich jemand nötigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei.“ Charakteristisch für Jesu Absicht, bestimmend auf das Menschenherz einzuwirken und klare Überzeugung zu wecken, ist auch die Anwendung der Paradoxieen, dieser anscheinend widerspruchsvollen Wendungen. „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen;" „die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten werden die Ersten sein," u. a. In eine Monotonie der Redeweise, wie die beiden anderen, ist Jesus nie verfallen. Je nach der Zuhörererschaft nimmt sie einen anderen Charakter an, weil es ihm immer auf die persönliche Überzeugung der Menschen ankam. Spricht er zu seinen Jüngern, wird der Ton lehrhaft; kurze, klare Sätze reihen sich aneinander und werden leicht behalten. Redet er zum Volk, dann klingen seine Worte holdselig, wie wenn ein Hirte die verirrtten Schäflein lockt, oder ernst und warnend, wenn die Tauben nicht hören und die Blinden nicht sehen wollen. Wendet er sich aber zu den Pharisäern, dann ist's, wie wenn ein Gewitter sich entladet. Wie rollender Donner geht seine Rede daher und seine Worte schlagen wie zündende Blitze in die verstockten Herzen. Er nennt sie Heuchler, Otterngesücht, übertünchte Gräber und deckt schonungslos ihre ganze Blöße auf. Selbst die Fronie kommt ihnen gegenüber zur Geltung: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken; ich bin nicht gekommen, Gerechte zur Buße zu rufen, sondern Sünder.“ Seine Redeweise ist das Spiegelbild seiner Persönlichkeit, immer edel, rein, heilig, gewaltig in Liebe und Zorn, ein mächtiges Anziehungsmittel, und wenn Himmel und Erde vergehen, so werden die Worte nicht vergehen, die der Gottessohn auf der Menschenerde geredet hat.

Wie Buddhas und Mohammeds Werk von einer treuen Jüngerchar unterstützt ward, so hat sich auch Jesus mit Mit-

arbeiteru umgeben, und hier, wie jene beiden, die richtige Auswahl getroffen. Es waren unbescholtene, redliche, gesunde Menschen, kühn und verzagt, gläubig und ungläubig, wie es die Umstände mit sich brachten, Handwerker, Fischer und Zollbeamte. Treu haben sie am Meister gehangen, und sind wahrscheinlich alle, mit einer Ausnahme, den Märtyrertod für ihn gestorben. Eine solche Probe ihres Glaubens haben die Jünger der beiden anderen Meister nicht zu bestehen brauchen. Wie aus deren Mitte einige besonders hervorragten, so auch hier: Petrus, bald stark, bald schwach, hier mit dem Schwerte dreinschlagend, dort den Herrn verleugnend, aber nach der Auferstehung der tapfere, gewaltige Führer der ersten Christengemeinde, ist der Fels geworden, auf den der Heiland seine Kirche gebaut hat. Weicher, tiefer angelegt als er, als Jüngling freilich oft unduldsam und zornig, mit dem Herrn inniger befreundet, Johannes, der Adler- und Donnersohn. Liebe war der Grundzug seines Wesens, und darum hat er auch in das Liebesherz Jesu einen tieferen Blick thun dürfen, als die anderen Apostel. Der Teufel der Jüngerschar ist Judas, ein geiziger, leidenschaftlicher Mann, der lieber Jesum verriet, als daß er seine Hoffnungen auf die Gründung eines irdischen Messiasreiches mit einer besonderen Bevorzugung seiner Person aufgegeben hätte; er hat diesem Zukunftstraum seinen Meister zum Opfer gebracht.¹⁾ Es war die furchtbare Tragik des Lebens Jesu, daß es durch den Verrat seines Jüngers zum jähen Abschluß gebracht wurde. Buddha und Mohammed sind nicht so gehaßt und betrogen worden von einem ihrer Anhänger, wie Jesus; freilich sind sie auch nicht so geliebt worden. Für die innere Ausgestaltung und Entwicklung ihrer Religionen haben deren Jünger längst nicht die Bedeutung, welche die Zwölf-Apostelschar für das Christentum des Heilands hat. Die anderen Religionen waren hauptsächlich Form und Regel, That und Leistung, von den Meistern selbst festgesetzt für alle Zeiten, und darum von den Jüngern nur treu zu bewahren und auf viele auszudehnen; das Christentum war gar nicht in Formen gefaßt, war keine Doktrin, keine Verfassung, es war Geist und Leben, und darum haben die Jünger Jesu eine viel schwerere, selbst-

¹⁾ Es reicht zur psychologischen Erklärung des Verrates durchaus nicht hin, nach den Andeutungen der Schrift (Joh. 12, 6; Matth. 26, 15) allein den Geiz des Judas als Triebfeder seines Handelns anzusehen.

ständigere Aufgabe zu lösen gehabt, als die der anderen. Sie haben aber alle ihre Sendung vollkommen erfüllt, und die Weltgeschichte verdankt auch ihnen ihre Umgestaltung.

Anderer Mittel hat der Heiland nicht zur Verfügung gehabt, als die eben besprochenen. Er hat auch keine anderen gewollt. Mohammeds Weltreich und Waffenthaten hätte er für Teufelswerk gehalten und hat ähnliche Gedanken als eine dämonische Verjuchung zurückgewiesen. Buddhas Massenbefehrungen waren ihm nichts nützlich, da er jede Seele durch Liebe gewinnen und Herzenshingabe an Gott erwecken mußte. Seine Arbeit war die schwerste, seine Mittel rein geistig, seine Arbeitszeit die kürzeste. Als er starb, schien sein Werk gescheitert, aber sein Geist hat die Welt überwunden und wird allein herrschen, wenn Buddha und Mohammeds Werk längst untergegangen sein werden. — Werfen wir einen Blick zurück: Der Buddhismus ist gar keine Religion, er ist auch keine Philosophie, sondern er ist nur eine seelenmörderische Ethik von radikalem Nihilismus. Er ist nichts als eine rein passive, alle Lebensfreude ertötende und allen Fortschritt wie alle innere Entwicklung vernichtende Duldermoral, die nur zuläßt, aber nicht aus Liebesabsicht handelt, nicht rettet, nicht tröstet. Brütender Stumpfjinn ist die sittliche Frucht dieser Moral. Eine sittliche Erneuerung kann von ihr nicht ausgehen. Damit hat sich der Buddhismus selbst das Urtheil gesprochen.

Buddha verlegte das Wesen der Religion nach innen, Mohammed mehr in das äußerliche Thun. Buddha will die Seele ertöten und den Menschen von seinem Ich befreien; Mohammed führt im Gegentheil die Seele erst recht in die Fesseln des Lebens hinein. Es fehlt hier völlig die innere Erlösungs-Möglichkeit. Der Gottesbegriff ist zu starr; die Ethik eine Fülle unzusammenhängender Gebote, die die Weihe des göttlichen Geistes durchaus vermissen lassen. Die bestehende Haremswirtschaft mit der Herabwürdigung des Weibes, die trotz Staatsverbot doch offen betriebene Sklaverei, der Despotismus der Machthaber, der Fanatismus der Massen und die überall hervortretende, hochmütige Werkgerechtigkeit lassen deutlich erkennen, wie wenig der Islam imstande ist, seine Anhänger sittlich umzubilden. Es fehlt ihm das streng sittliche Gefühl,

welches in sich selbst den heiligen Maßstab des Handelns trägt, und vor allem mangelt ihm die vorbildliche Persönlichkeit des Stifters. Der Islam ist eine weltliche Religion mit irdischen Zielen; er ist ein despotisches Princip im Gewande der geborgten, judenchristlichen Form. Er ist und bleibt Theokratie. Er wird darum stets der sittlichen Bildung eines Volkes hemmend im Wege stehen.

Göttlich groß ist allein das Christentum. Christus bringt uns die Gewißheit eines himmlischen Vaters, der nichts will, als völlige Hingabe der Seele an ihn; er bringt damit eine Religion, die zugleich demütigt und erhebt, zur Erkenntnis der Sünde führt und sittlich erneuert. Und was die Hauptsache ist: Mitten hinein in diese Liebesreligion stellt er sich selbst und verwirklicht alles an sich, was er den Menschen offenbart. Er ist die Verkörperung seiner Religion. Die Wahrheit des Christentums steht und fällt mit der Person Jesu, weil er sie allein verbürgt mit seinem Leben, seinem Tode und seiner Auferstehung. Und diese Religion paßt für alle, für Große und Kleine, vor allem für die Mühseligen und Beladenen. Sie hat allein in sich die Kraft, Völker zu erziehen und das in den Menschen hineingeschaffene Ebenbild Gottes nach allen Seiten zur vollen Ausgestaltung zu bringen. Sie ist die einzige Erlösungsreligion, deren Wahrheit jeder an sich erfahren kann.

Dem Christentum allein gebührt die Siegespalme. Der Buddhismus ist die Religion der Vernichtung, der Islam die Religion der Selbstgerechtigkeit, das Christentum die Religion der erlösenden Liebe. Buddha treibt aus dem Leben hinaus, Mohammed in das Leben hinein, Jesus allein erhebt uns darüber. Der Buddhismus macht weltmüde, der Islam weltseelig, das Christentum weltüberwindend. Buddha ist ein weltflüchtiger Asket, dessen Bahnen zu folgen der Persönlichkeit den Tod bringt, Mohammed ein verwerflicher Theokrat, dessen Islam unfrei macht und stolz. Jesus allein ist der Heiland, dessen Religion das Reich Gottes auf die Erde gebracht hat. — Mag darum auch der Bodhi-Baum seine Zweige schattend breiten über 400 Millionen Menschen, mag auch der Halbmond des Islam noch immer vorwärtsschreiten und mit Feuer und Schwert die Geister bändigen; die Art ist ihnen beiden doch schon an die Wurzel

gelegt und Erfolge mancherlei Art weisen prophezeiend in die Zukunft. Das Kreuz ist das Siegeszeichen über die Welt, und Buddha und Mohammed werden sich einmal, wenn ihre Stunde gekommen ist, vor ihm neigen und „werden mit allen Zungen, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, bekennen, daß in keinem andern Heil, daß auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, als der Name Jesu Christi.“ —

Kapitel 5.

Gegenseitige Abhängigkeit.

Es ist ein Naturgesetz in der Geisteswelt, daß sich hier ebenso Vererbungen vollziehen, wie im natürlichen Leben. Vorstellungen und Ideen, werdende und fertige Denk-Resultate pflanzen sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, von Nation zu Nation, von Jahrtausend zu Jahrtausend. Ein Volk vermacht die Summe der Geistes-Arbeit als Erbe dem andern. Wie verschiedene, selbständige Ströme laufen anfangs die geistigen Vorstellungen und Wert-Urteile nebeneinander, ziehen sich an, vermischen sich, scheiden Falsches aus, werden ein Ganzes und fließen dann weiter durch die Menschengeschichte, bald an der Oberfläche, bald verborgen in der Tiefe. So hat die sociale Frage unserer Zeit ihre vieltausendjährige, zusammenhängende Geschichte; die Philosophie der Griechen steht mit der unsrigen, überhaupt mit der Summe unseres gesamten geistigen Besitzes im innigsten Ideen-Zusammenhang, und wer die geheimen inneren Fäden, welche die Poesie der Völker miteinander verbinden, aufdecken könnte, der würde noch tiefer in die geistige Verwandtschaft der Menschen hineinschauen können. Infolge dieses Naturgesetzes in der Geisteswelt besteht ein gegenseitiges Abhängigkeits-Verhältnis unter den Nationen und Geschlechtern, welches sich freilich heute nach dem Wieviel oder Wiewenig nicht mehr abmessen und zergliedern läßt.

Es wäre unnatürlich, wenn dieses geistige Gesetz nicht auch auf die Religionen der Völker seine Anwendung fände. Auch hier muß eine gegenseitige Abhängigkeit vorwalten. Daß das bei den meisten polytheistischen Naturreligionen der Fall ist, daß sich hier immer wieder die gleichen Vorstellungen, die gleichen religiösen Gebräuche und die gleichen Wirkungen auf das sittliche und sociale Leben bilden und vererben, unterliegt keinem Zweifel. Sollte dasselbe nicht auch bei den drei Weltreligionen, dem Buddhismus,

dem Islam und dem Christentum der Fall sein? Sollten sie nicht auch in ursächlicher Abhängigkeit voneinander stehen? Wir haben schon im 2. Kapitel nachzuweisen versucht, daß diese drei Weltreligionen sich ebenso in die allgemeine geistige Entwicklung eingliedern, wie jede geistige Bewegung überhaupt, daß der Buddhismus aus dem Brahmanismus, das Christentum aus dem Judentum, und der Islam aus der arabischen Naturreligion und dem Judentum hervorgewachsen sind. Buddha, Mohammed und Jesus sind auch Kinder ihrer Zeit und stehen mit beiden Füßen in der geistigen Vorstellungswelt ihres Geschlechts. Etwas ganz anderes ist es aber, ob außer der Abhängigkeit von ihrer Zeit die drei Religionsstifter auch untereinander abhängig sind, und ob ihre Religionen daher auch auseinander hervorgewachsen sind und eine fortlaufende Strömung in der religiösen Entwicklung des Menschengeschlechts bilden. Wir haben hier diese interessante Frage zu behandeln. — Buddha, als der älteste der drei, steht allein.

Hat aber Jesus von Buddha gewußt? Hat er den Buddhismus gekannt? Steht das Christentum in ursächlicher, innerer Verbindung mit dem Buddhismus?

Diese Fragen sind mehrfach bejaht worden.

In dem Katechismus des „Subhadra Bhikshu“ (Braunschweig 1888)¹⁾ heißt es in einer Anmerkung S. 24: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß Jesus von Nazareth, dessen Lehren mit denen des Buddhismus ja so viel innerliche Übereinstimmung haben, von seinem 12. bis zu seinem 30. Jahre, während welcher Zeit die Evangelien nichts von ihm zu berichten wissen, ein Schüler der Buddhisten-Mönche gewesen ist und unter ihrer Leitung die Arhatschaft (Vollkommenheit) erreichte. Dann kehrte er in sein Heimatland zurück, um seinem Volke die erlösende Lehre zu verkünden. Diese Lehre Jesu ist später verstümmelt und mit Irrtümern aus dem Gesetzbuche der Juden vermischt worden. Die Grundlehren des Christentums aber, wie das ganze Auftreten des Stifters, sind offenbar buddhistischen Ursprungs, und der liebevolle Nazarener, dem auch jeder Buddhist seine Verehrung zollen wird, war ein

¹⁾ „Subhadra Bhikshu“ ist ein Deutscher, Namens Friedrich Zimmermann.

Araha, der das Nirvana erreicht hatte. Jetzt aber ist in Europa die Zeit wieder reif geworden, wo die westlichen Abkömmlinge der Arier die reine unverfälschte Lehre des Buddha hören und erkennen können. Diese wird in Europa die Religion der Zukunft sein, denn sie allein ist nicht eine Glaubenssache, wie alle anderen „geoffenbarten“ Religionen, sondern Erkenntnis- und Überzeugungslehre, die Religion des freien, edlen, sich selbst vertrauenden Menschentums, das keine göttliche Gnade begehrt und keinen göttlichen Zorn fürchtet, und den Richter seiner Thaten allein im eigenen Herzen, in der eigenen besseren Erkenntnis sieht.“

War diese Behauptung nur als eine „wahrscheinliche“ hingestellt, so hat es ein Alexander Notowitjch¹⁾ in unserer Zeit versucht, sie geschichtlich zu erweisen. Er reiste nach Tibet, dem Lande des Dalai-Lamas, des buddhistischen Papstes, dort, wo der Buddhismus im Gegensatz zum südlichen, auf Ceylon sesshaften, ganz verderbt und entartet, wo das Volk in Aberglauben versunken ist, und machte dort seine Studien. Unterwegs bricht er ein Bein, wird von buddhistischen Mönchen in ein Kloster aufgenommen und findet eine alte Urkunde, aus der er erfährt, daß Jissa (Jesus) den größten Teil seines Lebens in Indien zugebracht habe. Diese Urkunde wird ihm von einem Lama vorgelesen, das Vorgelesene von einem Dolmetscher übersetzt und das Übersetzte von ihm selbst einheitlich verarbeitet.

Was sagte nun diese Urkunde?

Von armen Eltern wird ein wunderbares Kind geboren, durch dessen Mund Gott selbst redete von der Armiseligkeit des Leibes und von der Erhabenheit der Seele. Gezwungen, zu heiraten, entflieht der Knabe nach Indien, 14 Jahre alt, „denn seine königliche Abstammung, seine seltene Intelligenz und die tiefen Studien, die er gemacht hatte, ließen Jesum als eine ausgezeichnete Partie erscheinen und die reichsten Männer hätten ihn gern als Schwiegersohn gehabt.“ Die Brahmanen lehren ihn, die Vedas zu lesen, zu heilen mit Hilfe von Gebeten (!), die heilige Schrift auszulegen, böse Geister auszutreiben aus den Körpern der Menschen und ihnen die menschliche Gestalt wiederzugeben. (!) Nach 6 Jahren wird er gezwungen, dies Gebiet zu verlassen, weil er sich der Sklaven angenommen hatte und für

1) „Die Lücke im Leben Jesu.“ Deutsche Verlags-Anstalt. 1894.

ihre Menschenrechte in einer socialistischen Predigt eingetreten war. Er kommt in das Gebiet des Buddha und studiert seine Lehre, und predigt in diesem Sinne über die höchste Vollkommenheit des Menschen und über das Gute, welches man seinen Nächsten thun müsse, daß es das sicherste Mittel sei, um sich selbst „allerjchnellstens aufzulösen im ewigen Geiste.“ Aufgefordert, durch ein Wunder seine Lehre zu beweisen, ruft er: „Wenn eure Götzen und eure Tiere mächtig sind und in der That eine übernatürliche Gewalt besitzen, wohlan! so sollen sie mich auf der Stelle zerschmettern!“ Wunder will er selbst nicht thun, denn sie geschähen alle Tage in der Natur. Er hält Wunder überhaupt für unmöglich: „Und Jija jagte: Glaubet an keine Wunder, hervorgebracht durch die Hand des Menschen; denn allein der, welcher die Natur beherrscht, ist imstande, übernatürliche Dinge zu wirken, während der Mensch unvermögend ist, dem Toben der Winde Einhalt zu thun und den Regen auszugießen.“ (S. 125.) — Von Indien zieht er nach Persien und kommt, 29 Jahre alt, zurück nach Palästina. Er zieht predigend umher, wird dem Pilatus als gefährlich angezeigt, von den Pharisäern, seinen Freunden, in Schutz genommen, aber dennoch gegen die Bitten der Pharisäer gefoltert und hingerichtet. Die Pharisäer aber wuschen ihre Hände in einem heiligen Gefäße und sprachen: „Wir sind unschuldig am Tode des Gerechten.“ Jesus starb, aber „seine Seele trennte sich von seinem Leibe, um zu verschwinden in der Gottheit.“ Am dritten Tage fand man sein Grab leer; es verbreitete sich das Gerücht, daß der höchste Richter seine Engel gesandt habe, um die sterbliche Hülle des Heiligen in die Höhen zu entrücken, in welchem ein Teil des göttlichen Geistes auf Erden gewohnt hatte. (S. 136.)

Das ist in großen Umrissen das Leben Jesu nach Notowitjch.

Es war von Anfang an die einstimmige Überzeugung der Wissenschaft, daß man es mit einem Werke eines Charlatans und Falsators zu thun hatte. Die Unkenntnis in buddhistischen und christlichen Lehren, die Fülle der Irrtümer bewiesen zur Genüge die Ignoranz des sensationellen Romanischriststellers. Kein Theologe nahm ihn ernst. Da ward plötzlich von England aus der ganze Schwindel entdeckt und der wissenschaftliche Betrug des Notowitjch an den Tag gebracht. Die „Christliche Welt“ brachte in einer November-Nummer von 1894 in einer Anmerkung folgende Notiz: „Im Oktoberheft des „Nineteenth Century“ dieses Jahres setzt

sich Professor Max Müller in Oxford mit Notowitj's La vie inconnue de Jésus Christ ausführlich auseinandersetzt. Er macht unter anderm darauf aufmerksam, daß wir vorzügliche und vollständige Kataloge aller einigermaßen wichtigen buddhistischen Schriften in Tibet und China besitzen, und zwar von Büchern sowohl wie Handschriften. Existierten jene Dokumente überhaupt, so wäre es merkwürdig, warum sie dort nie erwähnt werden. Aber es bedarf gar keines Aufwandes von Gründen mehr. Es trifft sich zufällig, daß, während Max Müller seinen Artikel schreibt, ein Brief von einer ihm befreundeten englischen Dame anlangt, die zum Unglück für Herrn Notowitj an demselben Orte wohnt, wo die mysteriösen Handschriften aufbewahrt werden sollen und er sein Bein gebrochen haben will. Die ganze Niederlassung mit dem Kloster liegt in der größten Abgeschlossenheit, so daß man jeden Menschen kennt, der sich dort sehen läßt. Der Besuch eines Fremden ist ein Ereignis für die Leute. Nun schreibt die Dame — Professor Müller druckt den Brief am Schluß seines Artikels ab —, daß man erstens dort gar nichts von einem russischen Reisenden wisse, zweitens, daß in den letzten fünfzig Jahren niemand mit einem gebrochenen Beine dort Aufnahme gefunden habe, und drittens, daß man noch weniger etwas von einem Manuskript über das Leben Jissas wisse. — Hoffentlich thut man nun künftig dem Buche nicht mehr die Ehre einer ernsthaften Widerlegung an.“ —

Es ist ohne allen Zweifel, daß Jesus Indien nie betreten, überhaupt sein Vaterland nicht verlassen hat, falls wir nicht seine Flucht nach Aegypten hierher rechnen wollen. Das bezeugen uns die neutestamentlichen Schriften, die eine Reise Jesu nach Indien zu verheimlichen keinen Grund hatten. Als Jesus zum ersten Male in Nazareth als Prediger auftritt, wundern sich seine Landsleute über den „Zimmermann, den Sohn Marias,“ und fragen erstaunt: „woher kommt dem solches?“ (Mark. 6, 3.) Sie hatten ihn aufwachsen sehen, und jeden Sabbath hatte er still in der Synagoge geessen „nach seiner Gewohnheit“ (Luk. 4, 16), ohne sich hervorzuthun. Ein Aufenthalt Jesu in Indien wäre ihnen nicht unbekannt geblieben und hätte ihr Erstaunen gemindert. Jesus selbst hat es auch mehrere Male deutlich bekannt, daß er von niemandem gelehrt sei, als von seinem himmlischen Vater. (Joh. 5, 19; 12, 50; Matth. 11, 27.)

Aber auch die Apokryphen, diese aus Volksfagen entstandenen und außerhalb der Kirche gebildeten Erzählungen haben trotz ihrer manchemal trügerischen Absicht uns nicht die leiseste Spur über eine Beziehung Jesu zum Buddhismus bewahrt. Die glaubwürdigen Kirchenväter der ersten Jahrhunderte wissen auch nichts darüber. Justin, der Märtyrer (um 150 nach Chr.), erzählt, daß Jesus in seiner Jugend Pflüge und andere Gerätschaften verfertigt habe, und Origenes, gest. 254, antwortet auf die schändlichen Angriffe des Celsus, eines fanatischen, die Christen hassenden Juden, welcher gesagt hatte, daß Jesus, von einem Bauernweib geboren, sich fälschlich als Sohn einer Jungfrau ausgegeben habe, aus Not sich in Aegypten als Tagelöhner verdungen und in diesem Lande einige Zauberkünste erlernt habe, dann, stolz auf seine Künste, in die Heimat zurückgekehrt sei und auf Grund derselben sich öffentlich als Gott erklärt habe, daß Jesus „ein Mann gewesen sei, der keine höhere Erziehung genossen und keinen Unterricht in der Beredsamkeit und in jenen Wissenschaften empfangen habe, die ihn befähigt hätten, Volksführer zu werden“ (contra Celsum I, Cap. 29). Ob der Jude Celsus, der doch alle Gerüchte über Jesus kannte, wohl eine Reise nach Indien und einen Zusammenhang mit dem Buddhismus unerwähnt gelassen hätte? Der Name Buddha wird in christlichen Schriften um 220 nach Christi Geburt zum ersten Male erwähnt, und zwar von dem christlichen Kirchenvater Clemens von Alexandria. Er nennt ihn „einen Religionsstifter aus den Menschen, der von seinen Anhängern um seiner besonderen Ehrwürdigkeit willen als Gott verehrt werde.“ (Strom. I. 15. § 71.) Das ist eine Mitteilung, welche auf eine damals völlige Unbekanntschaft mit dieser indischen Religion schließen läßt. — Woher hatte aber Jesus sein Wissen? Gelehrt in unserem Sinn ist Jesus nicht gewesen. Seine Bildung bestand auf der einen Seite in tiefer Schriftkenntnis, wie sie kein anderer hatte, und auf der andern Seite ganz besonders in seiner religiös-sittlichen Vollkommenheit. Dem heiligen Geiste allein verdankt er seine Bildung, und in seinem mit Gott zusammengewachsenen, eins gewordenen Herzen fand er die unergründlichen Tiefen der Erkenntnis, in die kein Sterblicher jemals in derselben Weise hineingeschaut hat. „Jesu welterschütternde Macht war nicht ein Dogma, nicht eine neue Philosophie, sondern sein eigenes, innerstes Sein, die durch seine Gottesliebe in ihm vollendete

Menschheit . . . Diese Vollendung des religiösen Lebens war in keiner Schule zu erlernen, sondern nur durch Gottes Gnade und die eigne freie That zu erlangen.“ (Hase, Gesch. Jesu, S. 297.) Und bei diesem Zusammenleben mit Gott, von dem die Geistes- und Lebensströme in seine Seele fluteten, konnte er in Indien unter dem seelenverderbenden, kalten Atheismus buddhistischer Mönche nichts lernen, sondern nur verlernen.

Wie an Jesus die ganze Entfaltung des griechischen Geistes unbemerkt vorübergegangen ist, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er überhaupt vom Wesen und von den Zielen des Buddhismus keine Kenntniss gehabt hat. Finden sich wohl bei ihm ähnliche Worte, wie bei Buddha, so ist doch nirgends ein Anklang an den Geist des indischen Asketen bei ihm zu spüren. Buddhas Geist und Jesu Geist sind diametral entgegengesetzt. Buddha kannte keinen Gott und wollte auch keinen, Jesus gründet das Christentum auf den Glauben an den himmlischen Vater; Buddha nimmt dem Menschen jede Hoffnung auf das ewige Leben und verheißt das Erlöschen der Seele, Jesus predigt das Reich Gottes, das sich im Himmel vollendet und der Seele die Seligkeit verbürgt. Buddha will die Seele von dem Hang zum Leben, von jeder Empfindung und jeder Liebe erlösen, will erlösen vom furchtbaren Gesetz der Seelenwanderung, er will den Tod der einzelnen Seele. Jesus bringt durch seine Liebe die Erlösung der Seele von der Sünde, will erlösen vom ewigen Tode der Verdammnis und schafft das Leben. Buddha stellt den Menschen auf sich selbst und läßt ihn sich selbst erlösen; Jesus stirbt für die Sünden der Welt am Kreuz. Buddha schließt von seiner Religion die Kleinen und Elenden, die Sklaven und Soldaten aus; Jesus öffnet seine Arme für alle. Der indische Asket läßt den Menschen nur durch das Mönchtum an das Ziel kommen; Jesus hebt alles äußere Gesetz, jeden Zwang auf und verlegt das Wesen des Christentums in die Gesinnung, in die heilige gläubige Liebe zum Vater. Lassen sich größere Gegensätze denken? Und Jesus sollte mit Buddha in Zusammenhang stehen und von ihm gelernt haben? Er hat gewiß nie von ihm gehört, und wenn er von ihm gehört und das Wesen des Buddhismus gekannt hat, dann hat er auch auf ihn das Wort angewendet: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schaafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. An ihren

Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? . . . Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.“ —

Ist jegliche persönliche Beziehung Jesu zu Buddha oder zum Buddhismus wissenschaftlich zu verneinen, so wäre es aber doch möglich, daß die buddhistischen Erzählungen und Legenden, überhaupt der ganze buddhistische Geist die Evangelisten veranlaßt hätte, dem Jesu Züge und Thaten anzudichten, die aus dem Buddhismus entlehnt waren. Es wäre ja möglich, daß in die Geschichte von Christo, wie sie die Evangelien berichten, eine ganze Menge buddhistischer Elemente eingedrungen sein konnte und dadurch das Bild Jesu nach dem Buddha umgestaltet ist. Das ist die bekannte Hypothese, die Rudolf Seydel in seinen Schriften, besonders in seinem Buche: „Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zur Buddha-Sage und Buddha-Legende“ (Leipzig 1882) wissenschaftlich zu erweisen versucht hat. Er hält eine Abhängigkeit — nicht Jesu von Buddha¹⁾ — aber der christlichen Evangelien von buddhistischen Schriften und Erzählungen für gewiß und behauptet, daß neben der ältesten Spruchsammlung des Matthäus und neben der ältesten geschichtlichen Darstellung des Ur-Markus unseren jetzigen Evangelien

¹⁾ Nun. Seydel ist durchaus kein Christentumsfeindlicher Gelehrter; im Gegenteil, er ist sich der Superiorität Jesu über Buddha voll bewußt. Er schreibt am Schluß seines Buches: „Das Leben in solchem Gott (Vatergott) und aus solchem Gotte ist die wahre, die vollendete Religion, auf deren Boden die kraftvolle, schöpferische Moral naturgemäß und unvergänglich Wurzel schlägt, während der dürre Acker einer welt- und daseinsflüchtigen Erlösung Verwandtes, das er trug, bald verkümmern ließ. Alles, was der fromme und erbarmerreiche Sathamönch und seine Nachfolger von selbstloser Hingebung, hoher Weltverachtung, demüthiger Entsjagung gesprochen und gelebt haben, ist vollauf mit enthalten in dem heiligen Liebesgeiste des Christentums, der Religion des Kreuzes . . . Der Protestantismus ist dazu bestimmt, die orientalische Einseitigkeit des mittelalterlichen Ideals durch die Wiedererinnerung an das klassische Altertum, an das Recht menschlicher Freiheit und menschlicher Erdengüter, abzuwehren und zu ergänzen. Sein Ziel ist christlicher Classicismus, der den Geist der heiligen Liebe als inhaltgebende und gestaltende Kraft in die nun wieder in volle Ehren eingesezten Natur-, Gesellschafts- und Geistesformen einzugießen weiß . . . Denn

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in Einem Kranze, der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.“

noch eine dritte älteste Quelle zu Grunde gelegen habe, nämlich ein poetisch-apokalyptisches Evangelium aus frühester Zeit nach Jesu Tod, welches, von einem unbekanntem Verfasser geschrieben, Geschichten und Reden Buddhas auf Jesus übertrug, vornehmlich die Kindheitsgeschichten, die Jüngerinstruktionen, die Abschiedsreden und die Zukunftsphantasien. Jesus wurde hier einfach, nachdem natürlich „das Vorgefundene gleichsam durch eine Wiedergeburt aus dem christlichen Geist umgeschaffen war,“ an Stelle Buddhas gesetzt. Diese christliche Dichtung wurde von allen Evangelisten, auch von Johannes, „von jedem in seiner Weise“ auswählend verarbeitet. Leider aber ist diese Quelle verloren gegangen. „Diese Quelle selbst konnte um so leichter verloren gehen, als ihr brauchbarster Inhalt auf diese Weise in die Evangelien aufgenommen war, welche ihrerseits durch ihre mehr historische Gestalt und die Aufnahme des echten, urchristlichen Lehrgehalts das frühe, willkürliche Dichterwerk in Vergessenheit brachten. So dürfte sich ein Rätsel lösen, welches bisher durch den abstrakten Begriff des „Mythischen“ mehr verdeckt, als aufgehellst zu werden pflegte.“ (S. 304 ff.)

Was Seydel zu dieser Annahme der Verarbeitung buddhistischen Stoffs in unseren Evangelien brachte, war die auffallende Ähnlichkeit einzelner Geschichten im Leben der beiden Religionsstifter.

Die Vorherverkündigung der Geburt Buddhas, die göttlichen Jungfrauen, die, von Neugier ergriffen, aus dem Reich des Liebesgottes nach Kapilavastu eilen, um die keusche Jungfrau zu sehen, welche das Kind tragen soll, und die nun die Maja, nachdem sie den Knaben auf unbesleckte Weise geboren, singend umschweben, der Traum der Maja und die Auslegung desselben durch die Brahmanen, alles dieses erinnert an die Engelsverkündigung vor der Maria. Sodann kommen nach der buddhistischen Legende Götter und Götterjöhne herbei, um den Geborenen zu sehen und zu beschenken. Sie singen: „ein wunderbarer Held, ein unvergleichlicher ist geboren; Heil der Welt, des Erbarmens voll! Heute breitest du aus dein Wohlwollen über alle Enden des Welt-raums“, ähnlich wie der christliche Lobgesang der Engel und die Geschenke der drei Sterndeuter. Der Brahmane Astita, ein alter Mann, ist der Simeon des Buddhismus, der dem Kinde weisagt, es werde der Buddha sein, der Erlöser von allen Übeln, der

Führer zur Unsterblichkeit, Freiheit und Licht. Dann kehrt er durch die Luft, wie er gekommen, wieder in seine Einsiedelei zurück, Thränen vergießend, weil er die Zeit des Heils nicht mehr erleben wird. Sündlos wachsen die Knaben auf. Eines Tages war der Prinz mit einigen Gefährten ausgegangen und verirrt sich allein in einem Gehölz. Die Besorgnis erreicht den Palaß des Königs; der Vater, von einer hilfreichen Schar unterstützt, findet ihn, umgeben von himmlischen Geistern, welche ihn feiern. Der Knabe selbst sitzt im Schatten eines Baumes, in tiefste Meditation versunken, in überweltliche Regionen entrückt. — Wer denkt hier nicht an den zwölfjährigen Jesus im Tempel? — Von hier breitet sich eine Lücke aus bis zum Auftreten. Gewaltige Erlebnisse zwingen die beiden, fast gleichaltrig, in die Einsamkeit des Fastens, und dann kämpfen sie gleich darauf mit dem Verjünger einen gewaltigen Kampf. Es folgt, nachdem sie sich hindurchgerungen, die Wahl der Jünger, unter denen Sâriputra dem Petrus, Ananda dem Johannes, Devadatta dem Judas gleichen. Nachher sendet Buddha einmal 60 Jünger aus, Jesus 70. Der Amtsantritt der beiden ist fast der gleiche; Buddha ruft: „Geöffnet sei allen das Thor der Ewigkeit. Wer Ohren hat, höre das Wort und glaube!"; Jesus: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Ihr Amtsleben weist überraschende Ähnlichkeiten auf: beide sind heimatlos, ehelos, arm; beide ziehen predigend von Ort zu Ort, besuchen auch ihre Heimatsstadt, wo sie keine Aufnahme finden. Beide nehmen teil an den Gastmählern der Reichen und an fremden Tischen, und beide werden vom Volk als „Arzt“ und „Heiland“ angerufen. Buddha unterhält sich mit der Buhlerin Ambapâli und gewinnt sie für sich; Jesus spricht zu der Ehebrecherin und rettet sie. Buddhas Jünger, Ananda, bittet das Tschandala-Mädchen am Brunnen um Wasser, worauf Buddha kommt und das Mädchen bekehrt; Jesus unterhält sich am Jakobsbrunnen mit der Samariterin und gewinnt sie für sein Reich. Der Kaufmann Furna verkauft alles, was er hat, giebt es den Armen und folgt Buddha nach, Jesus hat dieselbe Forderung an den reichen Jüngling gestellt. Bei Buddha lesen wir von ähnlichen Wundern, wie sie Jesus that, z. B. vom Wandeln auf dem Meere. Beide brauchen ähnliche Gleichnisse. Es finden sich Anklänge an das Gleichnis von der Perle, vom Säemann und Ackermann, von der Pforte, von Sand und

Spren; die Geschichte des Blindgeborenen trifft man in buddhistischen Büchern als Gleichnis wieder. Eine Fülle ähnlicher Worte über Armut, Vergebung, Mitleid und Liebe fällt uns auf; Christus sagt, daß der, der mit seinem Bruder zürnet, des Gerichts schuldig sei, und daß man erst den Balken aus seinem eigenen Auge ziehen solle. Im Dhammapadam heißt es ganz ähnlich:

„Sich selbst als Maßstab nehmend man nicht töte selbst, noch töten laß'.
Sprich nie Hartes zu irgendwem; sie werden es erwidern sonst.
Schmerzbringend ist zäntische Rede, Rückschläge werden treffen dich.“

Und ebenda:

„Leicht sichtbar anderer Mängel sind,
Doch schwer sichtbar die eigenen;
Denn anderer Mängel pflegt man wohl
Aufzudecken, so sehr man kann,
Verhüllt die eigenen, wie der Schelm
Den falschen Würfel vor dem Spielgegnern.“

Christus ermahnt: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“ Im Dhammapadam steht:

„Durch Sanftmut man besiegt den Zorn,
Durch gute That die böse That;
Den Geiz'gen durch Freigebigkeit,
Den Lügner durch wahrhaft'ge Rede.“ —
„Wer Feindlichen nicht feindlich ist,
Mild gegen Züchtigung Übende,
Ohne Gier unter Gierigen,
Einen solchen nenne ich Brahmane.“ —

Christus spricht einmal davon, daß es für einen Reichen schwer sei, in das Reich Gottes zu kommen. Auf einer Säule des Königs Asoka heißt es: „Es ist schwer für den niedern und für den vornehmen Mann, zum Heil zu gelangen; sicherlich aber am schwersten für den vornehmen.“ Vor allem erscheint der Grundgedanke beider Religionen als gleichartig, die Lehre von der Erlösung. Mit großem Ernst werden von Buddha die Nachfolger zum Kampf wider die Sünde aufgerufen, deren Wurzel die eigene Selbstsucht sei. Hier helfen nicht Opfer, nicht Werke, hier hilft nur die Umänderung der Gesinnung. Es klingt ganz neutestamentlich, wenn wir lesen: „Schritt für Schritt, Stück für Stück, Stunde für Stunde soll, wer da weise ist, sein Ich von allen Unreinen läutern,

wie der Goldschmied das Silber läutert.“ Niemand hänge sein Herz an die Welt mit ihren Lüsten und Verlockungen. Was im 1. Johannesbrief steht: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist; die Welt vergeht mit ihrer Lust“ (2, 15. 17), das ist auch das A und O jeder buddhistischen Predigt. —

Die Fülle solcher Ähnlichkeiten ließe sich leicht vermehren, auf Schritt und Tritt treten sie uns entgegen. Rechnet man noch dazu die Todesahnungen, Abschiedsreden, die Naturerscheinungen beim Tod der beiden, das Erdbeben und anderes, dann ist es verständlich, wie Seydel auf die oben erwähnte Hypothese einer Benutzung buddhistischer Schriften von seiten unserer Evangelisten verfallen konnte. Zur Begründung seiner Idee macht er noch darauf aufmerksam, daß der Buddhismus sich zu Zeiten Jesu weithin verbreitet habe, daß von Ceylon aus nach Agypten Verbindungen bestanden, daß zu Zeiten des Kaisers Claudius ein ungeheurer Verkehr zwischen Indien und Rom stattfand, auch zwischen Rom und Ceylon, und daß jedenfalls die Städte Antiochien, Athen und Rom von Buddhisten damals häufig betreten worden sind. Es konnten also durch diesen regen Verkehr gar leicht Einflüsse auf die Gestaltung religiöser Ideen anderer Völker ausgehen, wie solche zweifellos auf die Seelenwanderungslehre des Pythagoras und Plato von Indien aus ausgegangen sind. Es ließe sich schließlich auch dagegen nichts einwenden, daß es in jüdischen Kreisen eine Sammlung buddhistischer Legenden und Worte gab; aber daß eine solche Sammlung von einem Christen in eine christliche Form umgegossen und dann von den Evangelisten benutzt worden wäre, das ist undenkbar. Dagegen streiten verschiedene Gründe. Wohl war die Möglichkeit der Entlehnung von seiten der christlichen Schriftsteller gegeben, denn die buddhistischen Bücher waren meist vor Christi Geburt vollendet. Die Bibel der Buddhisten, das Tripitaka, war zum Teil schon im 5. und 4. Jahrhundert vor Christi Geburt entstanden; in der bekannten Felseninschrift bei Bhabra (mehrere Tagereisen von Dschannpur) hat schon der buddhistische Konstantin, der König Asoka, im 3. Jahrhundert v. Chr. auf diese kanonischen Schriften als auf das echte und allein Autorität beanspruchende hingewiesen, und im Jahre 80 v. Chr. ist dieser alte Pali-Kanon in Ceylon fixiert worden. Auch die biographischen Legenden Buddhas waren zahlreich vorhanden, und wenn auch der

Valita=Vistara,¹⁾ welcher hauptsächlich die litterarische Fundgrube seitens der christlichen Schriftsteller gewesen sein soll, auch vielleicht erst 20 n. Chr. abgefaßt ist, so reicht der Kern seines Erzählungsstoffs doch weit in die vorhergehenden Jahrhunderte hinaus, so daß also von seiten der Chronologie einer Benutzung der buddhistischen Litteratur seitens der Christen nichts im Wege steht. Dagegen ist eine umgekehrte Beeinflussung der buddhistischen Litteratur durch die christlichen Evangelien in Anbetracht des höheren Alters und der abgöttischen Verehrung des buddhistischen Kanons gänzlich ausgeschlossen. Auch wollen wir den Hinweis Seydels auf die lebendigen Handels- und Verkehrs-Beziehungen Indiens mit Rom, Antiochien, Athen zu Christi Geburt gelten lassen. Seitdem der große Alexander den Orient geöffniet, strömten die Völker zusammen, und wir wissen auch, daß buddhistische Missionare für ihren Glauben Propaganda machten. Aber dennoch halten wir jede Abhängigkeit der Evangelien von der buddhistischen Legende für unmöglich. Mochten auch kaufmännische Verbindungen zwischen Indien und Italien bestehen, wie spärlich ist damals doch das Wissen der römischen Schriftsteller von indischer Philosophie und Litteratur, und da würde eine solche ins Detail gehende Fülle von Reproduktionen indischer Stoffe durch die einfachen palästinischen Schriftsteller doch gar seltsam und unvermittelt dastehen. Und wenn ein poetisch-apokalyptisches Evangelium, wie Seydel annimmt, vorhanden war, wo blieb diese älteste Quelle, warum ist sie nirgends erwähnt? Haben wir doch Kenntnis vom Ur-Markus und Ur-Matthäus, und dieses allerälteste und für die Kindheitsgeschichte Jesu wichtigste Dokument sollte spurlos verschwinden können? Wir wissen, daß die Kindheitsgeschichten im Schoß der ältesten Christengemeinde entstanden sind, bei Lebzeiten der Verwandten Jesu, und sich mündlich fortpflanzten, bis sie aufgezeichnet wurden. Würde es möglich gewesen sein, dem gegenüber buddhistischen Stoff einzuschmuggeln, während noch Jakobus, der Bruder Jesu, lebte (bis 69), und niemand hätte dagegen Einspruch erhoben? Ferner müssen wir auf die großen Un-

¹⁾ Er enthält die Kindheitsgeschichten Buddhas und schließt mit der Beschreibung der fünf Jünger und der Predigt der vier Wahrheiten zu Benares.

ähnlichkeiten in den von uns vorhin herangezogenen Parallelen aufmerksam machen. Es liegt klar auf der Hand, daß die Gesichten nur in einem, meist nebensächlichen Punkte mit den biblischen übereinstimmen, in den wichtigeren aber völlig abweichen. Nehmen wir z. B. das Verlorengehen des Buddhafnaben und den zwölfjährigen Jesus im Tempel. Bei der ganzen Geschichte ist nur das Verlorengehen und nachher das von den Eltern Gefundenwerden gemeinsam; dagegen ist das Erlebnis des zwölfjährigen Jesus im Tempel beim Passah unter den Schriftgelehrten und sein kindlich-naives und doch so großes und ursprüngliches Wort: „Muß ich nicht sein in dem, was meines Vaters ist!“ gänzlich unerfindbar. Der Buddhismus und das Christentum sind so diametral entgegengesetzte Religionen mit so großen Verschiedenheiten, daß die wenigen Ähnlichkeiten nicht viel mehr sind, als ein Tropfen im Meer gegenüber den bestehenden Differenzen. —

Und was wirklich an Ähnlichkeit vorhanden ist, läßt sich nach dem Gesetz erklären: Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen. Wenn auf religionsgeschichtlichem Gebiet immer, selbst bei ganz voneinander entlegenen Völkern, die auffallendsten Ähnlichkeiten vorkommen, wie viel mehr muß das bei der gleichen Lage und den ähnlichen Verhältnissen, in denen Buddha und Jesus standen, der Fall sein. Beide kamen aus einer Priester-Religion, beide nahmen die Gründung der neuen Lehre selbst in die Hand, beide wollten die Religion vertiefen, in die Gesinnung verlegen, beiden war das Erlösungsbedürfnis eigen. Liegt es da nicht in der Natur der Sache, daß beide gleich zu Anfang von Vertretern der absterbenden Religion als Heilande begrüßt werden, ferner daß beide vor dem großen Werke einen inneren Kampf kämpfen, welcher keinem Sterblichen vor der Übernahme einer schweren Aufgabe erspart ist, daß sie fastend in der Einsamkeit weilen, daß sie Jünger wählen, ähnliche Wunder thun und mit knapp-faßlichen Worten und Gleichnissen ihre Gedanken in das Volk tragen? Aus einer Überfülle von Beispielen aus den verschiedensten Religionen läßt sich nachweisen, daß aus ähnlicher Lage gleiche Vorgänge sich entwickeln, und das sollte hinsichtlich der minimalen Parallelen im Buddhismus und Christentum nicht der Fall sein?

Schließlich sei noch auf einige inneren Gründe hingewiesen, welche ausschlaggebend sind. Es giebt in der vergleichenden Religionswissenschaft ein Gesetz, welches heißt: Man darf nur dann auf eine Entlehnung schließen, wenn zur Erklärung einer Einzelheit der Vorstellungskreis, in dem der Verfasser lebt, nicht ausreicht. War nun der Vorstellungskreis der Jünger Jesu derartig, daß sie, falls sie sein Leben dichtend gestalten wollten, nicht jede einzelne Begebenheit aus sich selbst erfinden konnten? Gewiß war der Vorstellungskreis der Jünger derartig, daß sie jede Geschichte selbständig aus sich selbst erfinden konnten, ohne fremdes Material zu benutzen. Wenn sie z. B. die Geburt aus der Jungfrau und Jesu Sündlosigkeit, ferner die Erscheinungen der Engel und deren Lobgesang erdichten wollten, so brauchten sie dazu keine buddhistische Anregung, sondern die wirkliche Anregung dazu hätte in den Weissagungen des Alten Testaments, ferner in ihrer Auffassung von der Erbsünde gelegen, aus welcher es den Sohn Gottes auszuschließen galt, und vor allem in der Erwägung, daß ein sündloser Gottessohn nur aus einem unmittelbaren Eingreifen Gottes auf der Erde entstehen könne. Und wenn ich zuletzt noch auf die einfache, nüchterne Schreibweise der Evangelisten hinweise, welche sich himmelweit abhebt von der mysteriösen, geschraubten Darstellung des Lalita-Vistara und überhaupt sämtlicher buddhistischen Texte, ferner darauf, daß die Jünger, falls sie Jesum und Buddha hätten rivalisieren lassen wollen, ihn durch Andichtung noch größerer Wunder, als sie Buddha that, über den Indier erhoben hätten, und daß wir diese gewaltsame Einspannung des Lebens Jesu in den buddhistischen Rahmen noch irgendwo in den sonst so abgerundeten und einheitlichen Evangelien merken müßten, so glaube ich diese Frage erledigt zu haben, ohne freilich zu hoffen, daß damit dieser litterarische Unfug aus unseren neu-buddhistischen Kreisen verschwinden wird. Unser Heiland ist eine so originelle, lebenswahre und doch mit menschlichem Maß so wenig zu messende und unerfindbare Gestalt, daß es uns wissenschaftlich wie religiös ein Unrecht dünkt, ihn mit Buddha in irgendwelche Beziehung zu bringen, und selbst Seydel bekennet: „Die Empfindung von dem alleinigen Werte und der Hoheit des Gehalts

(des Christentums) kann sich bisweilen in der Stärke unserer Herzen bemächtigen, daß es als unwürdig und läppisch erscheinen will, an jene Ornamente dichtender Phantasie nur zu denken, in dem Augenblicke, wo der mächtige Ernst und die milde Hoheit des von göttlicher Geistesfülle leuchtenden Antlitzes Jesu uns berührt.“ (S. 319.) Ein anderer Hauptbeweis, daß die Religionen gänzlich unabhängig voneinander sind, liegt in ihren Lehren; was hier an Ähnlichkeiten vorhin angedeutet war, bezeichnet, recht verstanden, gerade den ungeheuersten Dissensus. Dieser Beweis ist im 2. Bande ausführlich erbracht worden. Das Christentum ist dem Buddhismus gegenüber eine völlig selbständige Religion.

Dagegen ist der Islam keine selbständige, sondern eine völlig abgeleitete Religion. Die Abhängigkeit Mohammeds vom Judenthum ist von uns in den vorhergehenden Kapiteln schon erwiesen; es kommt hier nur darauf an, sie näher auszuführen.

Mohammed ist ein Sohn des jüdischen Geistes, der ihm in den Hanyfen, in seinem Verwandten Waraka und in seinem Lehrer Bahyra entgegengetreten war. Da er etwas lesen und schreiben konnte, obgleich er Sur. 29, 48 das Gegenteil bezeugt, so mag er auch in jüdischen Schriften gelesen haben, z. B. in den „Märchen der Alten“; das Neue Testament aber hat er nicht gekannt. Völlig ergriffen vom Geist der Hanyse rechnet er sich zu ihnen und nennt sich selbst einen solchen.

Aber dieser Geist, der ihn besetzte und ihn zum Prophetenamt trieb, ist viel mehr jüdisch, als christlich. Jüdisch ist die starre, monotheistische Auffassung Gottes, der niemals im Koran „Gott der Vater“ genannt wird, sondern immer wie ein orientalischer Despot Unterwerfung („Islam“) und sklavischen Gehorsam, Furcht und Leistungen fordert. Jüdisch ist die Vergeltungslehre, jüdisch sind die guten Werke, die Forderungen der Gebete, des Almosens, des Fastens, um Gottes Gunst zu erkaufen, ferner die Fülle der Ceremonien und gesetzlichen Bestimmungen, jüdisch ist die Auffassung des Prophetentums, deren Träger von Gott durch einen Boten Offenbarungen erhalten und in einem weltlichen Gottesstaate herrschen, jüdisch ist der ganze engherzige, intolerante, national-beschränkte Geist, der den Islam durchweht und von der vergebenden und barmherzigen Bruderliebe nichts weiß. Der Islam ist ein Judentum im christlich-abgetönten

Gewande. Der Kern beider ist derselbe. Verworfen hat er vom Judentum nur die Auffassung von der Unabänderlichkeit des jüdischen Gesetzes und die Hoffnung auf den Messias. An Stelle des ersteren setzte er seine eigene Theokratie, an die Stelle des zweiten stellte er sich selbst. Das Beste und Ewige des Judentums aber, der Geist der alten Propheten und Psalmen, der prophetische Einblick in das Wesen Gottes, die tiefe innerliche Herzensfrömmigkeit, ist ihm unbekannt geblieben. Er hat sich nur an das Vergängliche, an das Irdische des Judentums gehalten. Auch die Kenntnis der von ihm so reichlich verwerteten, alttestamentlichen Geschichten ist eine lückenhafte und oft irrige. Abraham ist sein Vorbild; er war der „Freund Gottes“; Abrahams Glaube ist es, der im Koran wiedergepredigt wird. Aber wenn Abraham Bücher geschrieben und die Kaaba in Mekka gebaut haben soll (2, 119; 87, 19), dann hat Mohammed sich entweder getäuscht oder mit Absicht gelogen. Die Opferung des Isaak läßt er an Ismael vollzogen werden; dieser ist auch der Sohn der Verheißung; Isaak ist nur ein schlichter, frommer Mann, der ganz zurücktritt, und von dem er nicht viel zu erzählen weiß. Jakob macht er zu einem Sohne Abrahams; diesen Irrtum aber hat er später wieder berichtigt. (12, 6.) Manchmal erwähnt er Männer, die im Alten Testament gar nicht genannt sind. Nach ihm soll Hud der Stammvater der Juden sein. Vielleicht hatten die Juden selbst diesen Stammvater geschaffen, um eine Erklärung für ihren Namen „Juden“ zu haben. Ferner ist ein Zalech genannt, der nirgends im Alten Testament vorkommt, und ein Schoaib, vielleicht der arabische Name für Jethro, den Schwiegervater des Moses.

Durchweht der Geist des Judentums den Islam, so kann daneben vom christlichen Geist nicht viel zu spüren sein. Der Kindesinn des Christen, der den himmlischen Vater lieb hat und vertrauensvoll zu ihm aufschaut, der Glaube an den Heiland, der die Wiedergeburt in uns vollzieht und uns zu neuen, erlösten Menschen macht, die Reue über die Sünde und die Sehnsucht nach Erlösung, diese charakteristischen Seiten des christlichen Gemüts bleiben ihm völlig verschlossen. Er hat das Christentum nur in der entstellten Form der Apokryphen kennen gelernt und infolgedessen ein ganz falsches Bild erhalten. Vieles aus der christlichen Lehre stieß den vom jüdischen Geist erfüllten Mohammed geradezu ab: er verwarf die Trinität, die Gottessohnschaft Jesu,

seine Sündlosigkeit, seinen Erlösungstod, seine Auferstehung und sein Weltgericht. Die wirkliche Größe Jesu ist ihm völlig verborgen; er hatte ja nicht an der Quelle getrunken, aus dem Born des Neuen Testaments, sondern aus dem trüben Wasser, welches Christentumfeindliche Juden und noch mehr völlig entartete, im Geist der apokryphischen Legenden und in abergläubischen Vorstellungen großgewordene judenchristliche Sektierer ihm zugeführt hatten. Eigentlich Christliches ist daher im Islam gar nicht enthalten, wenn man nicht die freundliche Wertschätzung Jesu und den Glauben an einen Himmel und an eine Hölle dazu rechnen will. Innerlich ist also Mohammed gar nicht von Jesus und dessen Christentum abhängig, und eine andere Verwandtschaft als die Gemeinsamkeit der monotheistischen Gottesidee und des Jenseits möchte zwischen ihnen schwer aufzufinden sein; aber doch hat Mohammed viel von Jesus und vom Christentum geredet, und es ist äußerst interessant, hier seinen irrenden Spuren nachzugehen. (Vergl. G. F. Geroch: Versuch einer Darstellung der Christologie des Koran. 1839.)

Die Nachrichten des Koran beginnen mit der Erzählung von der Geburt und Kindheit der Maria. Sie ist eine Tochter Imrans. Dieser Name Imran aber findet sich in keiner altkirchlichen Tradition, und daher ist es wahrscheinlich, daß Mohammed an Amram, den Vater des Moses, des Aaron und der Mirjam oder Maria gedacht hat. Auf diese Weise macht er also Maria, die Mutter Jesu, zu einer Schwester des Moses. Bestätigt wird dieser Irrtum dadurch, daß im Koran Maria zwar nicht eine Schwester Moses, wohl aber „Schwester Aarons“ (19, 27) genannt wird, und dieser Aaron wird als Bruder Moses bezeichnet, ferner dadurch, daß er Moses Schwester, wenn er sie anführt, nie mit Namen nennt. Er kannte eben keinen anderen für sie, als Maria. Zwar scheint es an anderen Stellen, daß zwischen Moses und Jesus ein langer Zwischenraum liege, so daß beide nicht verwandt sein können, aber doch meint Geroch, „daß die Ähnlichkeit der Namen beider Marien ihn zu einem Irrtum veranlaßt habe, ist unbestreitbar“ (S. 24). Erklärlich wird aber ein solcher Irrtum, wenn man die rabbinische Ansicht kennt, daß über Mirjam der Engel des Todes keine Gewalt gehabt haben soll, sondern sie starb durch göttlichen Anhauch, und wurde erhalten bis zur Zeit Jesu, um ihn zu gebären. Da-

durch mag Mohammeds Irrtum entstanden sein, falls er diese rabbinische Ansicht gefasst hat. —

Früh verwaist, kam Maria unter die Vormundschaft des Zacharias. Ohne die Existenz des Joseph zu kennen, läßt Mohammed der Maria Gottes Geist, welcher mit dem Engel Gabriel identisch ist, erscheinen, und dieser Bote Gottes, der mit einem menschlichen Körper bekleidet war, zeugt auf natürlichem Wege Jesum, den „Mesich Isa ben Mariam“ (Messias Jesus, Sohn der Maria). Von einer übernatürlichen Zeugung weiß Mohammed nichts. Maria gebiert Jesum unter einem Palmbaum und kommt, mit dem Kinde auf dem Arme, zu den Jhrigen zurück. Diese verwundern sich und mißbilligen ihren Fehltritt. Aber sie zeigt auf das Kind hin, und dieses spricht: „Wahrhaftig, ich bin ein Knecht Allahs. Er hat mir die Schrift gegeben und mich zum Propheten bestellt. Überall, wo ich sein werde, wird mich sein Segen begleiten. Er hat mir geboten, das Gebet zu beobachten und Almosen auszuteilen mein Lebenlang, und fromm gegen meine Gebärerin zu sein; er hat mich nicht gemacht, frech und gottlos zu sein. Heil mir am Tage meiner Geburt, an meinem Todestag und an dem Tag, da ich zum Leben auferstehen werde.“ Bis zum 12. Jahre thut der Knabe einige Wunder, bildet Vögel aus Thon und macht diese lebend (3, 48), heilt Blindgeborene, ruft Tote ins Leben, ganz analog der apokryphischen Legende im Thomas-Evangelium. Die Zeit zwischen Kindheit und öffentlichem Auftreten ist, wie in den Evangelien, auch hier mit Stillschweigen übergangen.

Der „Isa ben Mariam“ tritt auf als Prophet und thut Wunder. Zwar hat Mohammed eigene Wunderkraft zu besitzen abgeleugnet, denn „nur Allah hat die Macht, Wunder zu thun. Er belehrt euch nicht durch dieselben, weil ihr, wenn sie geschähen, doch nicht glauben würdet“ (6, 109), aber er hatte eine so hohe und respektvolle Meinung von Jesus, daß er nicht wagte, Wunder ihm abzustreiten. Die Aufgabe Jesu war es, den Inhalt des im Himmel aufbewahrten und ihm geoffenbarten Buches den Juden mitzuteilen. Die Niederschrift dieses Offenbarungs-Stoffes mochte nach seiner Auffassung das Neue Testament sein. Einige Klänge drangen aus diesem Buche auch zu ihm. So wendet Mohammed das Wort Jesu an: „Wie viele Tiere giebt es, die sich keine Nahrung einsammeln; Allah aber ernähret sie und euch“ (29, 60, vergl. Matth. 6, 26); oder: „Die Ungläubigen werden nicht eher

ins Paradies kommen, als bis ein Kamel durch ein Nadelöhr gehet“ (7, 41, vergl. Matth. 19, 24). Andere ähnliche Stellen lauten: „Betet ohne Unterlaß“ (2, 110 = 1. Thess. 5, 17); „Sprich nie von irgend einer Sache: dies werde ich morgen thun, ohne hinzuzusetzen: wenn Allah will“ (18, 25 = Jak. 4, 13 und 15). „Ein Tag ist bei eurem Herrn so viel als tausend Jahre nach eurer Rechnung“ (22, 48 = Ps. 90, 4).

Diese Lehre Jesu galt nur den Juden, nicht der ganzen Welt. Von einer allgemeinen Weltmission des Christentums wird nirgends gesprochen. Jesu Aufgabe war daher eine sehr beschränkte; er sollte das Gesetz, das die Juden verderbt und verfälscht hatten, wiederherstellen, es theils bekräftigen, theils verbessern. „Ich komme zu euch, um die frühere Offenbarung der Thora zu bestätigen und euch manches zu erlauben, was euch verboten war“ (3, 48. 49). Natürlich bildete auch die Grundlehre des Islam, die Einheit Gottes und die Bekämpfung des Götzendienstes den wichtigsten Teil der Lehre Jesu (5, 81; 7, 60. 66). Anfangs zeigte sich Mohammed gegen diese Lehre Jesu sehr tolerant und er war der Ansicht, daß die Anhänger Jesu, die „Nasaräer“ (Christen), auch selig werden könnten. Er sagt: „Die Gläubigen, die Juden, die Nasaräer und die Sabier: wer an Allah und an den jüngsten Tag glaubt und recht thut, alle diese werden Belohnung finden bei ihrem Herrn; weder Furcht noch Traurigkeit soll sie quälen“ (2, 62). Aber später hieß es ganz anders: „Wenn ihr den Ungläubigen begegnet, so haut ihnen die Hälse ab, bis ihr eine große Niederlage unter ihnen angerichtet habt; dann macht die übrigen zu Gefangenen“ (47, 4). „Wenn die heiligen Monate zu Ende sind, so tötet die Götzendiener, wo ihr sie findet, nehmt sie gefangen, belagert sie und stellt ihnen allenthalben nach“ (9, 6). „Kämpfet gegen die, welche nicht an Allah glauben und an den jüngsten Tag, und nicht verbieten wollen, was Allah und sein Gesandter verboten haben, und wider diejenigen unter den Schriftbesitzern (Christen, die eine schriftliche Offenbarung haben), die sich nicht zur wahren Religion bekennen, bis sie den Tribut entrichten und völlig unterworfen sind“ (9, 30). Solange Mohammed die Christen brauchte, wie in den schweren Zeiten in Mekka, so lange erklang die Friedensschalmei; aber als der Prophet ein großer Feldherr geworden, da verwandelte sich die Friedensschalmei in eine fürchtbare Kriegstrompete.

Auffallenderweise las Mohammed aus der Lehre Jesu auch Weisagungen auf sich selbst. „Als Isa ben Mariam sprach: o, ihr Kinder Israel, ich bin Allahs Gesandter, der die frühere Offenbarung der Thora bestätigen und die frohliche Nachricht von einem Gesandten bringen soll, der nach mir kommen und „Achmed“ heißen wird — und als er ihnen deutliche Beweise seiner göttlichen Sendung brachte, so sprachen sie: das ist offenbare Zauberei!“ Der Name Achmed ist derselbe, wie Mohammed, und heißt der „Ruhmwürdige“. Vielleicht ist diese Stelle eine entstellte und falsch verstandene Wiedergabe eines Wortes Jesu vom „Paraklet“, vom Tröster, dem heiligen Geist, den er senden werde. (Joh. 14, 16. 26.) Im übrigen aber hat Mohammed die Juden und Christen oft beschuldigt, sie hätten ihre heiligen Schriften entstellt und verstümmelt, auch wohl die Prophezeiungen auf ihn herausgenommen, da sie, ungeachtet aller Beweise, dem Mohammed so hartnäckig die Anerkennung versagten. Die moslimischen Theologen aber finden noch heute in unserer Bibel eine Menge Weisagungen auf ihren Propheten, namentlich auch Jes. 21, 6: „Er siehet Reiter reiten und fahren auf Rossen, Eseln und Kamelen und hat mit großem Fleiß Achtung darauf,“ wobei der Reiter auf dem Esel sich auf Jesum, und der andere auf dem Kamele sich auf Mohammed beziehen soll, u. a.

Aber Jesus hatte mit seinen Wundern, seiner Lehre und seinem guten Vorbild wenig Einfluß auf die Juden. Er hatte einige Gehilfen sich ausgewählt, deren Zahl nicht angegeben wird, aber auch diese hatten keine Erfolge. Jesus sollte nun sterben. Aber Gott war listiger, als die Juden, und errettete ihn durch ein Wunder von dem ihm zgedachten, schimpflichen Tode. „Die Juden sagen: Wahrhaftig, wir haben getötet den Messias Isa ben Mariam, den Gesandten Allahs! — Aber sie haben ihn nicht getötet und nicht gekreuzigt, sondern, er wurde ihnen nachgeahmt“ (3, 53; 4, 156). Es wurde also nach Mohammeds Ansicht ein anderer, ihm ähnlich sehender Mann für ihn gekreuzigt, vielleicht Judas Ischarioth. Wann aber und wie Jesus nach dieser Errettung die Erde verließ, darüber giebt uns der Koran wenig Aufschluß. Nach Sur. 3, 54; 19, 32 ist Jesus eines natürlichen Todes später gestorben und in die Nähe Allahs, in die Seligkeit des Paradieses entrückt worden. Während die übrigen Seelen nach Mohammeds Ansicht nach dem Tode des

Körpers mit dem Leichnam in dasselbe Grab gelegt werden, worin sie in einem bewußtlosen Zustande, gleich dem Schlafe, verharren, bis sie am jüngsten Tage mit ihren Körpern aus dem Grabe hervorgehen, entweder zum Paradies oder zur Verdammnis, sind einige Märtyrer von diesem Seelenschlaf ausgenommen, vor allem Jesus selbst. Darum heißt es: „O Isa, ich will dich sterben lassen und erhöhen zu mir“ (3, 54). Daß bei einer solchen Ansicht von dem Tode Jesu es auch nicht im entferntesten möglich war, demselben irgend eine versöhnende Kraft beizulegen, und ihn als ein zur Erlösung der Menschen dargebrachtes Opfer zu begreifen, ist einleuchtend. Mohammed scheint die Ansichten der Christen hierüber nicht gekannt zu haben, denn er beschuldigt sie in diesem Punkte nirgends des Irrthums.

Jesu Aufenthalt im Paradies ist wie der jedes anderen Frommen. Es fällt somit jede Annäherung an die christliche Vorstellung vom Sitzen zur Rechten Gottes und Teilnehmen an der Weltregierung weg; dies hätte ja mit der strengen Ansicht Mohammeds von der göttlichen Alleinherrschaft im Widerspruch gestanden. Allah braucht kein Geschöpf, das ihm die Last der Weltregierung abnähme. Von einer Wiederkunft Jesu ist daher auch nicht die Rede. Die späteren Moslime freilich lassen ihn wieder auf die Erde kommen, Mohammeds Religion annehmen, den Antichrist bekämpfen, sterben, von den Moslimen beweint und neben Mohammed begraben werden. Am jüngsten Gericht erscheint Jesus wie alle anderen Menschen. Er wird, gleich den übrigen Propheten, Gott über sein Wirken und über den Erfolg seiner Bemühungen Rechenschaft ablegen. „Allah wird ihre Treue abhören“ (33, 7).

Nach diesen Ausführungen kann es nicht zweifelhaft sein, daß Mohammed Jesu nicht die Stellung zuschrieb, die er im Neuen Testament einnimmt. Jesu Natur ist und bleibt ihm eine durchaus menschliche, und von einer Sündlosigkeit, oder gar von einer Gottessohnschaft hat Mohammed nichts gewußt. Infolgedessen verwirft er die Lehre von der Dreieinigkeit. Sie widerstrebte seinem strengen Begriff von der Einheit Gottes, und er sagt: „Die Christen sagen: der Barmherzige hat einen Sohn gezeugt. Euer Vorgeben ist ungeheuer. Kein Wunder wäre es, wenn die Himmel zerrissen, die Erde sich öffnete und die Berge einstürzten über der Behauptung, daß der Erbarmer einen Sohn gezeugt habe“

(10, 67; 37, 151). Die Christen sind ihm daher Polytheisten, und er schilt: „Ungläubige sind es, die da sagen: Allah ist der dritte von dreien, (d. h. einer von dreien); es ist sonst kein Allah, als der Einige“ (5, 82).

Aber auffallenderweise kennt Mohammed die christliche Dreieinigkeitslehre, die aus Vater, Sohn und Geist besteht, gar nicht, sondern er meint, daß sie sich nach christlicher Lehre aus Vater, **Mutter** und Sohn zusammensetze, also aus einer himmlischen Familie. Nach altjüdischer Auffassung war der heilige Geist ein weibliches Wesen (רוח ist weiblichen Geschlechts, ebenso auch die Weisheit, σοφία, vergl. Weish. 7, 25; 8 u. 9). Es war daher begreiflich, daß in Mohammeds Vorstellung dieses weibliche Wesen mit der Mutter Jesu, welche von den Christen schon damals abgöttisch verehrt wurde, identifiziert, und nun also Maria die zweite Stelle in der Dreieinigkeitslehre zugewiesen wurde. — Wer dagegen der heilige Geist war, hat Mohammed niemals verstanden.

Ihm wurde schließlich der heilige Geist daselbe, wie der Engel Gabriel, der ihm die Offenbarungen brachte. „Wer möchte ein Feind Gabriels sein?, denn dieser hat den Koran dir eingegeben, der nach dem Ratsschlusse Allahs die ehemaligen Offenbarungen bestätigt“ (2, 97); und an einer anderen Stelle: „Der heilige Geist hat den Koran mit der Wahrheit von deinem Herrn herabgebracht“ (16, 102). Es ist also sicher, daß beide ein Wesen sind, das den Namen „Gabriel“ vorzüglich dann trägt, wenn es als Diener der göttlichen Allmacht, als mächtig und erhaben gedacht wird, und „der heilige Geist“, wenn es mit Offenbarungen an gewisse Menschen gesandt wird. (Gerock, S. 79.) Aber auch hier kann diese Unterscheidung nicht streng durchgeführt werden.

Jesus ist in seinem Koran demnach ein gewöhnlicher Mensch, und „Ungläubige sind es, die da sagen: der Mesich ben Mariam ist Gott“ (5, 19). Jesus selbst hat jede Verehrung von sich abgewehrt. „Der Mesich selbst sagte: o ihr Kinder Israhel, dienet Allah, meinem und eurem Herrn, denn wer außer ihm einen andern verehrt, vor dem verschließt er das Paradies, und dessen Wohnung wird die Hölle sein.“ (5, 81.) Die göttlichen Eigenschaften der Allmacht, Allwissenheit und Sündlosigkeit müssen Jesu daher abgesprochen werden. Er selbst hat die Allwissenheit nicht

in Anspruch genommen, sondern gesagt: „Du, Gott, kennst mein Inneres; dein Inneres aber kenne ich nicht.“ (5, 125.) Stets hat er bekant, er sei ein Mensch, wie jeder andere. Mohammed giebt sich ganz besondere Mühe, die Menschheit Jesu nicht nur zu behaupten, sondern zu beweisen. Er wollte es sogar auf ein Gottesgericht mit den Christen ankommen lassen. Er wollte gegen die Christen und sie sollten gegen die Kinder seiner Tochter Fatima fluchen. Es würde sich dann zeigen, wer nach diesem Fluch gediehe, und daraus könnte erkannt werden, wessen Ansicht über Jesus die richtige sei. Aber die Christen ließen es nicht darauf ankommen, und Mohammeds Enkel wurde später als Verbrecher hingerichtet. Außerdem behauptete er immer, daß alle Propheten, auch er selbst, Mohammed, Menschen gewesen seien. Warum sollte denn Jesus mehr sein? „Jesus war weiter nichts, als ein Knecht Allahs.“ (43, 58.) Als Mensch hatte er auch dieselben Bedürfnisse, wie alle anderen; „er nährte sich von gewöhnlicher Speise“ (5, 84), und vor allem war er auch dem Tode unterworfen. Der Hauptgrund aber, daß Jesus nicht der Gottessohn, sondern ein gewöhnlicher Mensch gewesen sein müsse, liegt in dem von Mohammed so hartnäckig und steif festgehaltenen Dogma von der Einheit Gottes. Es wäre unschicklich für das höchste Wesen, sich gleich sterblichen Menschen zu verhebelichen und Kinder zu zeugen. Gott braucht keine Sinnlichkeit, und an einer zahlreichen Nachkommenschaft kann ihm nichts gelegen sein. (10, 67; 19, 91.) Auch ist Allah mächtig genug, um die Welt ohne einen Gehülfen zu regieren. „Gelobt sei, der über Himmel und Erde herrscht, der nie ein Kind gezeugt, nie einen Gehülfen in der Regierung gehabt, der Schöpfer aller Dinge, der unumschränkte Regierer.“ (25, 1—3.) Die übernatürliche Zeugung Jesu durch den Engel Gabriel aber und alle die wunderbaren Vorgänge bei seiner Geburt erheben ihn nicht über die Gesetze der Natur und über die natürlichen Schranken der Menschheit, sondern erweisen ihn nur als einen von Gott auserwählten Propheten. Trotzdem Mohammeds Eingang in die Welt nicht von solchen Wundern begleitet war, wie die Geburt Jesu, und trotzdem er selbst keine Wunder gethan hat und keine thun zu können bekannte, während er die von Jesu gethanen Wunder anerkannte, so hielt er sich selbst doch für viel größer als Jesus. Mohammed war nach seiner eigenen Überzeugung der Prophet aller Propheten, und einer

solchen Offenbarung, wie er selbst sie von Allah erhalten hatte, war kein Mensch bisher gewürdigt worden. „Ich bin der erste der Moslime.“ (6, 163.) „Dir haben wir (Allah) das Buch der Wahrheit gegeben, welches die früheren Offenbarungen bestätigt und davon zengt.“ (5, 56.) Worin aber der innere Vorzug seiner Person und seiner Lehre vor allen anderen lag, das zu erweisen oder auch nur anzudeuten, hat der Prophet vergessen. Er hat ihn gewiß selbst nicht gewußt. —

Aber wenn auch Jesus nur ein Mensch war, so war er nach Mohammeds Lehre doch ein guter, frommer Mann und ein Vorbild. „Wir werden ihn (Jesum) den Menschen als ein Zeichen unserer Macht und Barmherzigkeit darstellen.“ (19, 21.) „Wir haben Isa den Israeliten als ein Beispiel dargestellt.“ (43, 58.) Ja es gilt als ein ganz besonderer Vorzug der Juden von Seiten Gottes, daß sie solche Propheten wie Ibrahim (Abraham), Musa (Moses) und vor allem Isa (Jesus) gehabt haben. (42, 12.) Diese sind aber alle Mohammeds Vorläufer, und sind alle Moslime, Rechtgläubige, gewesen, weil sie, aller Abgötterei entsagend, nur Einen Gott verehrten und den ihnen gewordenen Offenbarungen gemäß lebten und predigten. Mohammed ist also der Mittelpunkt der Weltgeschichte, und hatte er sich selbst noch nicht als solchen hingestellt, so haben das seine Nachfolger und Theologen reichlich nachgeholt, so daß die Schöpfung nur des Propheten wegen gemacht und Christus nur seinetwegen auf die Erde gekommen zu sein scheint.

Mohammed hat Jesum also wohl geehrt und gewürdigt, aber er hat ihn doch nicht gekannt; in seine Liebe und sündlose Natur hinein hat er keinen Blick gethan. Es fehlte dem eigenartigen Manne für Jesu Größe völlig der Maßstab. Dem zwiespältigen, sittlich schwankenden Propheten des Islam war das Verständnis von Jesu geschlossener, gewaltiger Hoheit völlig versagt und irgend eine innere Einwirkung Jesu auf Mohammed anzunehmen, wäre gänzlich verfehlt. Aber da das sich in Mohammed verkörpernde Judenthum doch auch teilweise von Christus seinen Ausgangspunkt genommen hat und ohne ihn nicht entstanden sein würde, so kann man doch an der Paradoxie festhalten: Ohne Jesus kein Islam!

Buddha — Jesus — Mohammed — es ist keine gleichmäßig fortlaufende und innerlich zusammenhängende Linie; der

erste und zweite stehen unabhängig voneinander da, der letzte berührt sich von ferne mit dem mittleren. Jesus steht in der Mitte und hat bis jetzt seine Lichtstrahlen nur nach rückwärts gesandt, auf die hinter ihm liegende Geschichte; die neue Missions-Zeit aber ist dazu berufen, die Lichtstrahlen Jesu auch in den Buddhismus zu tragen, und sie hat es auch schon gethan. Jesus steht in der Mitte der drei, aber auch auf der Höhe, die beiden anderen sind unter ihm. In Buddha verkörpert sich eine einseitige Moral, aber ohne Glauben an einen Gott; in Mohammed verkörpert sich ein einseitiger Glaube an einen Gott, aber ohne Moral; in Jesu verkörpert sich Glaube und Moral, aber ohne Einseitigkeit. Er ist von niemandem abhängig, nur von Gott allein.

Kapitel 6.

Tod.

Wenn ein Held nach viel Irrtum und Greuelthaten seine Schuld mit dem Tode büßt, dann hat dieser Tod etwas Verfühnendes, zumal dann, wenn das Ende durch Milde und vergebende Liebe verklärt wird. Geht die Sonne nach heißen und versengendem Mittagsbrand am Abend unter, und wirft das milde Abendrot seinen rosigen Schimmer über die Erde, dann atmen die Wesen erleichtert auf und winken der untergegangenen Sonne freundlichen Scheidegruß. Solche Empfindungen wollen auch jetzt in uns aufkommen, wenn wir Buddhas und Mohammeds Ende betrachten. Ihr heißer Weg, theils durch Irrtum, theils durch Frevel, Lug und Mord hindurch war zurückgelegt; die Sonnen mußten untergehen. Aber dies milde, friedliche, fast liebevolle Scheiden der beiden Männer hat für uns etwas Verfühnliches, und wir winken ihnen darum freundlichen Abschiedsgruß. —

Achtzig Jahre war Buddha auf der Erde gewandelt, von 560—480 vor Chr. Geburt. Fünfzig Jahre waren vergangen, seitdem er Weib und Kind verlassen und in der Einsamkeit als Bettler mit gelbem Gewand und geschorenem Haar, den Almosentopf in der Hand, seinen Frieden gesucht hatte. Und von diesen fünfzig Jahren hatte er 45 als Religionsstifter verwendet, begleitet von unendlichen Erfolgen. Allerorts waren Mönchsgemeinden in seinem Sinn entstanden. Hunderttausende hatten seine Lehre angenommen, Fürsten und Könige hatten sich vor ihm gebeugt und ihn reich beschenkt. Wie ein Welteroberer, von Sieg gekrönt, war der ehemalige Prinz seine Bahn gelaufen. Nun kam die Scheidestunde: nach einer glaubwürdigen Tradition hatte sich Buddha bei einem Schmied durch den Genuß von Eberfleisch vergiftet. Die Krankheit brach aus und führte den

Greis zum Tode. Am Abend vor seinem Ende läßt er noch einmal alle Mönche, die in der Nähe von Vesali weilten, zusammenrufen, ermahnt sie zur Nachfolge und sagt: „Wohlan, ihr Mönche, ich sage euch: der Vergänglichkeit ist alles Irdische unterthan. Ringet ohne Unterlaß!“ Am nächsten Tag macht er noch einmal seinen Bettelgang durch Vesali, und nachdem er zum letztenmal wehmütig auf diese Stadt zurückgeschaut, zieht er mit einem Haufen Jünger nach Kusinara, wo er die Todesstunde erwarten will. Dort gedachte der Asket in das Nirvana, in das ersehnte Nichts einzugehen, um nimmer wiederzukehren. Aber schon unterwegs ereilte ihn der Tod. Die Sage hat denselben mit Wundern ausgeschmückt und verklärt. Buddha badet sich noch einmal im Fluß; ein Kaufmann bringt ihm zwei Goldgewänder, aber das Gewand, das er anzieht, erbleicht vor dem Glanz seines Angesichts. In einem Hain legt er sich nieder unter zwei Bäume. Diese blühen plötzlich und streuen Blumen auf ihn nieder, und vom Himmel herab ertönen liebliche Weisen. Aber diese Verherrlichung macht auf ihn keinen großen Eindruck. Die wahre Verherrlichung seiner Person sieht er in der Befolgung seiner Lehre, und darum sagt er zu seinem Lieblingsjünger Ananda: „Dem Vollendeten, Ananda, gebührt andere Ehre, andere Verherrlichung, anderer Preis, andere Verehrung, andere Ehrfurcht.“ Da weinte Ananda, aber Buddha tröstet ihn mit dem Hinweis auf die Vergänglichkeit alles Lebenden. „Du aber, Ananda, hast lange Zeit den Vollendeten geehrt, in Liebe und Güte, mit Freuden, ohne Falsch, ohne Ende, in Gedanken, Worten und Werken. Du hast Gutes gethan, Ananda; strebe nur, bald wirst du von Sünden frei sein.“ Eine Menge Volks strömt zusammen, alles steht ehrfurchtsvoll um ihn; es geschehen Wunder. Da öffnet Buddha noch einmal seinen Mund und offenbart sein Testament. Es lautet: „Es möchte sein, Ananda, daß ihr also gedenkt: das Wort hat seinen Meister verloren; wir haben keinen Meister mehr. So müßt ihr nicht meinen, Ananda. Die Lehre, Ananda, und die Ordnung, die ich euch gelehrt und verkündigt habe, die ist euer Meister, wenn ich hingegangen bin.“ Dann kam der letzte Augenblick. Die letzten Worte, die er sprach, enthielten noch einmal den Inhalt seiner ganzen Lehre, seines Lebens und Strebens, auf den kürzesten Ausdruck gebracht: „Vergänglich ist alles, was da geworden. Ringet ohne Unterlaß!“

Danach erlösch des Weisen Seele. In einem buddhistischen Katechismus heißt es: „Sein Geist tauchte hinab in die Tiefe innerer Versenkung, und als er jene Stufe erreicht hatte, wo alles Vorstellen und Denken und das Bewußtsein des Ich völlig erlöschen ist, ging er in das höchste Nirvana ein.“ Ein Wiederkommen und Wiedersehen war nun nimmer möglich. Traurig nahmen die Jünger seinen Leib und verbraunten ihn auf einem Scheiterhaufen bei Kusinara.

Aber das religiöse Gemüt, auch wenn es in der Lehre Buddhas wandelt, kann sich doch mit solchem Nihilismus auf die Dauer nicht zufrieden geben. Es war die notwendige Folge, daß diese inhaltlose Religion sich im krassesten Reliquiendienst Ersatz zu schaffen versuchte. Und gerade Buddha, der die Religion fast aller äußeren, sichtbaren Form entkleidet und in die sittlich-praktische Thätigkeit verlegt hatte, wurde zum Gegenstand des maßlosesten Aberglaubens. Über den Knochenstückchen, welche nach der Verbrennung wie Perlen in der Asche dalagen, wurden Heiligtümer errichtet, und die Religion, die keinen Gott verehrt, machte ihn zum ihrigen; ja sie sank in späteren Jahrhunderten, bis auf den heutigen Tag, zum gewöhnlichen Fetischismus herab. Buddhas linker Augenzahn, auf Ceylon im Centralheiligtum in Kandy jetzt befindlich, wird für das größte Kleinod der buddhistischen Kirche gehalten und ist nächst dem sogenannten „Knoche Jesu“ die berühmteste Reliquie auf Erden. Er ist aber gar kein Zahn, sondern ein Stück geglättetes Elfenbein von gelblicher Farbe, zwei Zoll lang und gekrümmt. Er wird in verschwenderischer Pracht aufbewahrt. Auch sein Almosentopf, seine Knochen, Kleider, Fußstapfen, vor allem der Bodhi-Baum, unter dem er seine Lehre erfand, dessen Absenker ganz Hinterindien erfüllen, sind heilig verehrt, und Buddha-Götzen findet man ebenfalls überall. Das Andenken des freundlichen Mönches lebt fort im Gedächtnis von Millionen, denen er seinen Geist und Willen aufgeprägt hat, obwohl die indischen Völker unter der Fessel der buddhistischen Ethik seufzen und erschlaffen, zu Extremen verleitet werden, in Aberglauben verdunnen und einen Fortschritt der Kultur nicht kennen. Ihr Gott Buddha ist ihnen doch nicht zum Heil, sondern zum Unheil geworden.

Auch über Mohammeds blutige Gestalt verbreitet der Tod ein verklärendes, versöhnendes Licht und weckt in unserem Herzen Mitgefühl und Teilnahme. 61 Jahre hatte seine Lebens-

zeit gedauert. Die letzten 20 Jahre hatte er sich als Prophet verkündet, 10 Jahre vor der Flucht und 10 Jahre danach. Hatte der franke Schwärmer in Mekka sich in dem Decennium vor der Hedschra nur mühsam durch Schimpf und Schmach hindurch Anerkennung verschaffen können, so hatten die letzten 10 Jahre den Feldherrn Medinas auf eine nie erträumte Höhe des Ruhms getragen, und am Ende seines Lebens lag ganz Arabien dem Propheten zu Füßen. In den 20 Jahren seines Wirkens hatte Mohammed reichlich so viel Erfolg, als der Gründer des Buddhismus in seinen 45. Darum hatte Mohammed recht, als er drei Monate vor seinem Tode beim Anblick der vor ihm liegenden Stadt Medina, von wo aus der Halbmond seinen blutigen Siegeszug angetreten hatte, rückwärts blickend auf sein Leben, Gott mit den Worten dankte: „Gott ist groß; es giebt nur einen einzigen Gott; er hat keinen Genossen; sein ist das Reich, ihm ziemt Lob; er ist allmächtig. Kehren wir nun in unsere Wohnungen zurück und beten ihn an und preisen ihn! Gott hat seine Zusage erfüllt; er ist seinem Knechte beigestanden und hat alleine die Scharen zerstreut.“ Durch die Anstrengungen des Krieges, durch die krankhaften Anfälle und noch mehr durch die Wollust war der Körper des sonst so mäßigen und nüchternen Mannes geschwächt und konnte die dem Buddha gesteckte Lebenshöhe nicht erreichen. Es ist eine auffallende Ähnlichkeit, daß, wie bei Buddha die unmittelbare Todesursache eine Vergiftung gewesen ist, ebenso auch der Prophet des Islams an Gift zu Grunde ging. Buddha starb durch Genuß von vergiftetem Eberfleisch, Mohammed an vergiftetem Hammelfleisch. Auf einem Feldzug nach Chaybar hatte er im Hause einer Jüdin Jaynab gegessen. Sie röstete ein Lamm und vergiftete es. Vorher hatte sie sich erkundigt, welchen Teil der Prophet am liebsten esse. Man sagte ihr: die Schulter. Sie rieb daher mehr von dem rötlichen Stoff in die Schultern, als in die anderen Teile. Mohammed nahm einen Bissen in den Mund, spie ihn aber wieder aus und rief: „Gift! Gift!“ Ein anderer starb daran nach langwieriger Krankheit. Die Jüdin aber rettete sich durch folgenden Einfall das Leben; sie sagte, sie habe sich überzeugen wollen, ob er ein Prophet sei oder nicht; im ersten Fall würde ihm der Versuch nicht schaden, im zweiten verdiene er zu sterben. (Sprenger, Moh. III, 275.)

Eines Nachts in Medina überfiel ihn ein heftiges Fieber, und bange Todesahnung ergriff ihn. Er ließ sich von einem

Skllaven auf den Friedhof führen und mitten unter den Gräbern betete er: „Friede über euch, ihr Bewohner der Gräber! Euer Zustand ist besser als der anderer, noch lebender Menschen. Wüßtet ihr nur, vor wem euch Gott bewahrt hat. Es nahen Stürme heran, die wie die Teile einer finsternen Nacht aufeinander folgen, und von denen einer schlimmer ist, als der andere.“ Dann ging er in die Hütte seiner Lieblingsfrau Mischä, welche über Kopfschmerzen klagte. Mohammed sagte ihr: „Laß mich lieber klagen, denn ich fühle heftige Schmerzen. Was wäre es übrigens, wenn du vor mir sterben solltest, und ich dich in dein Totengewand legte und auf deinem Grabe für dich betete?“ — „Bei Gott“, erwiderte die listige Frau, „mir ist, als sähe ich dich dann in meine Wohnung zurückkehren und mit einer deiner übrigen Frauen die durch meinen Tod entstandene Lücke ausfüllen.“ Mohammed lächelte über diese Antwort. Ob das Weib so unrecht hatte? — Sein Zustand verschlimmerte sich, und er rüstete sich zum Sterben. Er ließ seine Frauen zusammenrufen und bat sie, ihm zu erlauben, nunmehr Mischäs Haus nicht mehr verlassen zu dürfen. Er hatte noch kurze Zeit vor seinem Ende die Gewohnheit gehabt, jede Nacht bei einer anderen seiner Frauen zuzubringen. Auch ging er in die Moschee vor das versammelte Volk und sprach: „Hab ich jemanden von euch geschlagen, hier ist mein Rücken, schlaget mich wieder! Habe ich jemanden an seiner Ehre gekränkt, so greife er die meinige an; habe ich jemandem Geld geraubt, so nehme er es von dem meinigen zurück und fürchte keinen Groll von meiner Seite, denn das liegt nicht in meinem Wesen.“ Als hierauf jemand eine Forderung von drei Dinaren an ihn machte, gab er sie ihm und sagte: „Besser in dieser Welt erröten, als in der zukünftigen.“ Es war dies die öffentliche Beichte eines schuldbeladenen Gewissens. Noch mehrere Male ließ er sich in die Moschee tragen und las dort noch immer einige Koranverse vor. Die über seinen bevorstehenden Tod aufgetretenen Zweifel und Besorgnisse unter den Moslimen zerstreute er mit den Worten: „Ich habe gehört, der Tod eures Propheten erfüllt euch mit Schrecken; aber hat je ein Prophet vor mir ewig gelebt, daß ihr glauben könntet, ich würde mich nie von euch trennen? Ich wandere jetzt zu meinem Herrn; meine letzte Bitte an euch besteht darin, daß ihr die ersten Ausgewanderten sowohl, als die Hilfsgenossen lieben und ehren wüchtet; sie selbst ermahne

ich aber zu gegenseitiger Eintracht.“ Auch auf seinen Nachfolger hatte er schon früher die Augen der Moslime gelenkt. Er empfahl ihnen seinen Schwiegervater und treuen Freund Abu-Bekr: „Ich hatte keinen vorzüglicheren Gefährten als ihn, und bedürfte ich unter den Menschen eines Freundes und Glaubensbruders, so würde ich ihn wählen, bis uns Gott bei ihm vereint.“ Sein eigentlicher Lieblingsjünger war aber immer Ali gewesen. Von ihm hatte er vor seinem Tode gesagt: „Wer mich liebt, der wähle auch Ali zum Freunde. Gott stehe dem bei, der ihn beschützt, und verlasse den, der ihn anfeindet.“ Abu-Bekr aber ist Mohammeds Nachfolger und erster Kalif geworden. —

Von seinem öffentlichen Leben nahm Mohammed nach der Tradition Abschied mit den Worten: „Ich gehe euch nun voran; ihr werdet mir folgen; der Tod steht uns allen bevor, darum versuche es niemand, ihn von mir abwenden zu wollen. Mein Leben war zu eurem Heil. Mein Tod wird es auch sein!“ Der Prophet des Islam hatte bisher voll Glaubenszuversicht und Ewigkeitshoffnung dem Tode entgegengesehen. Als aber der Todeskampf eintrat und man den fieberkranken Mann mit sieben Schläuchen kalten Wassers begossen hatte, so daß er nur mit matter Hand noch abwinken konnte, wälzte er sich auf seinem Lager und schrie und jammerte. Seine Frauen tadelten den Sterbenden und fragten: „Was würdest du sagen, wenn eine von uns sich so benähme?“ Er sprach: „Wisset ihr nicht, daß niemand mehr zu dulden hat, als die Propheten?“ Dann wollte er sein Testament schreiben. Man ließ es aber nicht zu, weil er im Delirium lag und man Bestimmungen fürchtete, welche den Hinterbliebenen zuwider wären. Er drückte den Wunsch aus, daß sein Leichnam von seinen Verwandten gewaschen, dann in einige Tücher gehüllt und auf die Bettstelle, in der er lag, zurückgebracht werde. Darauf sollten sie ihn auf kurze Zeit verlassen, damit die Engel für ihn beten könnten. Man träufelte dem Ohnmächtigen Olivenöl in den Mund. Als er sich erholt hatte, wurde er sehr böse über das Zaubermittel, welches man bei Besessenen anwendete. Um ihn zu besänftigen, legten sich die Frauen nieder und ließen sich auch etwas in den Mund träufeln. Am letzten Tag wendete Aischa noch eine Zauberformel an, welche sich sonst immer wirksam erwiesen hatte. Sie nahm seine rechte Hand, strich ihm damit über das Gesicht und über die Brust und sprach: „O Gott,

der Menschen Hort, schaff dieses Übel fort! denn du bist der Heiler und es giebt keine Heilung als deine Heilung, und dein Heilen gestattet der Krankheit kein Weilen.“ Aber es war zu spät. Nach der Tradition soll Mohammed noch einmal den Mund geöffnet und gesagt haben: „Zum höchsten Gefährten im Paradiese!“ Das waren seine letzten Worte. Es war Anfang Juni 632. Tags darauf schon wurde er auf demselben Fleck, wo er gestorben, in der Hütte Aischas, begraben. Das Weib fuhr fort, die Hütte zu bewohnen, aber es wurde eine Wand zwischen ihr und dem Grabe gebaut. Als aber die Moschee vergrößert wurde, wurde auch das Grab mit eingeschlossen, und heute ist's eine Wallfahrtsstätte für die gläubigen Moslime, die dem Propheten göttliche Verehrung zollen. Wollte man aber sein Grab öffnen und nach seinen Gebeinen forschen, so würde man es leer finden. Schon in früheren Jahrhunderten hat man es bei einer Feuersbrunst einmal untersucht und es voll Schutt und Staub gefunden. Später haben die Wahhabiten die Moschee geplündert und wenn sich noch Gebeine darin befunden hätten, so hätten sie auch diese nicht verschont.

Der Prophet war gestorben, und Abu-Bekr hatte an seinem Grabe in der Leichenrede den Eindruck zusammengefaßt, den Mohammed auf seine Zeitgenossen gemacht hat: „Wir bezeugen, daß der Gesandte Gottes das, was ihm geoffenbart worden, seinem Volke mitgeteilt und daß er auf dem Pfade Gottes gekämpft hat, bis Gott seine Religion verherrlicht und seine Verheißung erfüllt hat. O Gott, laß auch uns zu denjenigen gehören, die das Wort befolgen, welches geoffenbart worden; vereinige uns mit ihm, damit du ihn durch uns und uns durch ihn kennest. Er war ein Gläubiger; er war mild und barmherzig; wir werden seinen Glauben um keinen Preis gegen einen anderen vertauschen.“ Wie aber Buddhas Verehrung erst nach dem Tode der eines Gottes gleichkam, so ist auch Mohammed erst nach seinem Scheiden zur vollen Anerkennung gelangt. Unter den Nachfolgern, die die Moslime von Sieg zu Sieg unter den Fahnen des Propheten führten, ist die Furcht vor ihm umgeschlagen in helle Begeisterung. Sein Geist schien sie zu befeelen. Das geschichtliche Prophetenbild trat mehr und mehr in den Hintergrund und machte einem idealen Platz. Wie im Buddhismus, so waren es auch hier nicht nur geschichtliche, sondern auch religiöse Gründe, welche diese Apotheose

verursachten. Auch im Islam war der Gottesbegriff in Folge des starren Monotheismus zu einseitig abstrakt, und sank schließlich herab zu einer reinen Negation. Infolgedessen stellte sich für das religiöse Gemüth das Bedürfnis heraus, etwas dem menschlichen Verstande Begreiflicheres und dem Herzen Wohlthuenderes zu setzen, und dies fanden sie in dem Prophetenbilde. Freilich war dies so durchsichtig menschlich, so voller Irrtümer und Schwächen, daß es sich selbst richtete. Darum mußte man es mythisch verklären und mit der Glorie der höchsten Vollkommenheit umgeben. Ohne diese Apotheose wäre Mohammeds Persönlichkeit von der Geschichte bald vergessen und verworfen worden. Seine Vergöttlichung begann damit, daß man seine Geburt ins Übernatürliche rückte. Ibn Abbas sagt von ihm (Sifa I, S. 67): „Koraisch (Mohammed) war ein Licht vor Gott, noch bevor er Adam schuf, und dieses Licht lobpreiset Gott und mit ihm lobpreisen die Engel. Als Gott den Adam geschaffen hatte, deponierte er dieses Licht in dessen Lenden. Deshalb sagt Mohammed von sich selbst: Gott sandte mich auf die Erde herab in die Lenden Adams; von diesen übertrug er mich in jene Noahs, dann in jene Abrahams, und so hörte er nicht auf, mich von den edeln Lenden in reine Mutterschöße zu übertragen, bis er mich ins Leben treten ließ durch meine Eltern, die nie in unerlaubter Berührung sich zusammengefunden hatten.“ Der Grund seiner Entsendung war die Unwissenheit der Menschen in göttlichen Dingen. Natürlich war bei solcher Vaterschaft Mohammed völlig sündlos, sündlos schon im Zustande der Kindheit. Vor der Verführung durch den Satan war er sicher. Zwar soll der Teufel ihn ein paar Mal belästigt haben, aber immer erfolglos. Vollkommen blieb er auch bis zur Berufung, und zumal auf seiner Prophetenlaufbahn ist er rein geblieben, wie ein Engel des Lichts. Es ist höchst gefährlich für das Seelenheil, bemerkt der fromme Kady Sjad, bei dem Propheten irgend einen Mangel oder einen Verstoß vorauszusetzen, denn man läuft Gefahr, der ewigen Verdammnis anheimzufallen. Mohammeds offenbare Mängel, darunter seine anfängliche Inkonsequenz bei der Teilnahme an heidnischer Abgötterei, wurden theils geleugnet, theils durch Legenden und Wundererscheinungen verdeckt. Und als der Prophet gestorben, fuhr er auf dem Flügelpferde Barak in den siebenten Himmel; dort ist er der sündlose, göttliche Freund Allahs und Fürbitter für

die Moslime. Nach der Tradition begeben sich die Geister, wenn Gott sie am Tage des Gerichts versammelt, zuerst zu Adam, und von ihm zu allen andern, bis sie zu Jesus kommen, der sie an Mohammed weist. „Wie sie nun zu mir kommen,“ spricht der Prophet, „da eile ich zu meinem Gott und bitte ihn, mich vorzulassen, und sobald er es gestattet, falle ich anbetend zu Boden und Gott spricht: O Mohammed, erhebe dein Haupt und bitte, daß ich dir gebe, thue Fürsprache, auf daß ich gewähre! Da erhebe ich mein Haupt und spreche: O Herr, mein Volk! o Herr, mein Volk! Und er antwortet: Führe von deinem Volk, ohne zu zählen, so viel du willst, durch das Thor, das auf der rechten Seite des Paradieses ist; bei den übrigen Thoren aber treten sie mit den anderen Menschen zusammen ein.“ (Sihfa I, S. 175 bis 184.) So tritt Mohammed in der Tradition der Moslime an Gottes Statt, und derselbe Islam, der sich sträubte, neben dem einen Gott noch eine andere göttliche Person, wie Jesum Christum, anzuerkennen, zollt nun dem Propheten göttliche Verehrung, betet zu ihm, ja ruft ihn mehr an, als Gott selbst. Es hat sich bei dieser Religion dasselbe Gesetz vollzogen, wie beim Buddhismus, nämlich das Gesetz, daß das religiöse Gemüt des Menschen sich mit abstrakten Theorien und strengen Geboten allein nicht zufrieden geben kann; es verlangt eine vorstellbare, mit Liebe zu umfassende Gottheit. Und hat eine Religion diese nicht gegeben, dann machen sie sich die Gläubigen selbst aus der unvollkommenen Person ihrer Propheten. (Vergl. v. Kremer, Gesch. d. herrsch. Ideen d. Islam, S. 143 ff.) — Wir hatten am Anfang dieses Kapitels von dem versöhnenden Eindruck gesprochen, den der Tod der beiden auf uns machen müsse. Ihr Ende war ein durch Milde und sanftmütige Vergebung verklärtes. Aber mit diesem unserem persönlichen Eindruck dürfen wir nicht den allgemein-religiösen verwechseln, den ihr Tod auf die Gläubigen machen mußte. In diesem Lichte betrachtet, hatte der Tod der beiden etwas im tiefsten Grunde Unbefriedigendes und Lückenhaftes. Buddha vertröstete die Seinen mit der Lehre, und Mohammed mit dem Paradies, das ihnen allen zu teil werden würde. Das war aber kein Ersatz für die lebendige Persönlichkeit der Propheten. Und hatte man sodann nicht auch das Unvollkommen-Menschliche an ihnen gesehen, dem sie unterworfen gewesen? Beide waren sterbliche Menschen, und das Gift hatte über sie dieselbe Gewalt,

wie über alle Wesen. Warf das nicht zugleich auch ein Schlaglicht auf die Lehren, die diese sterblichen Menschen verkündet? Waren ihre Lehren vielleicht auch unvollkommen und vergänglich? Wie entsetzlich war der Atheismus und Nihilismus des Mannes gewesen, der am Ende seines langen Lebens, als er in das Nichts sich auflösen wollte, kein anderes Vermächtnis hatte, als das pessimistische Wort: „Vergänglich ist alles, was da geworden. Ringet ohne Unterlaß!“ Wie sinnlich und beschränkt, wie abhängig vom Judenthume erschien der Islam mit seinen äußeren Satzungen, Geboten und dem Werkdienst! Sein Prophet war ein sündhafter Mann gewesen, wie sie alle, dessen leibliche und seelische Schwäche noch bei seinem Tod hervorgetreten und dessen letzte Beichte ihn als einen Mann kennzeichnete, der die Gnade Gottes ebenso nötig hatte, als alle Moslime! Diese stumme, und doch so beredte Sprache des Todes dieser beiden Männer mußte von den Völkern verstanden werden. Ihr Ende war der Beweis ihres Irrthums, und wollte man diese Propheten nicht gänzlich fallen und mit ihnen nicht auch die Religionen in das Grab sinken lassen, dann mußte man sie vergöttlichen, und das hat der sichere Instinkt der an sie geketteten Völker gethan, und hat damit der Religion die ihr fehlende, göttliche Weihe nachträglich gegeben. —

Treten wir von diesen beiden Gräbern unter das Kreuz Jesu! War das Ende der vorhergehenden ein sanftes, verklärtes, wie schrill und schroff, wie entsetzlich unbefriedigend klingt dagegen das Leben Jesu aus! In der Blüte seiner Kraft, nachdem er nur drei Jahre an seinem Werke gearbeitet, rafft ihn, den 33jährigen, der jähe, schimpflichste Tod dahin, den die alte Welt überhaupt kannte. Seine öffentliche Wirksamkeit war anscheinend eine Kette fortdauernder Mißerfolge gewesen. Buddha und Mohammed haben beide jahrzehntelang das Glück gelungener Arbeit genossen; Jesus hat nur einmal eine flüchtige Stunde auf der Höhe des Lebens gestanden, wo er nach menschlichem Urtheil glücklich zu preisen war. Das war sein Einzug in Jerusalem, da er wie ein König des Friedens auf dem Tier des Friedens in die Hauptstadt einritt, und seine Jünger und ein Haufe Volks ihm entgegenjauchzte: „Hosianna dem Sohne Davids! Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!“ Aber auch hier fiel ein bitterer Tropfen in den Freudenbecher und vergiftete

ihn. Vor seinem Geistesauge sah er Jerusalem wenig Jahrzehnte nach seinem Tode in Trümmern und in Flammen liegen, die Straßen blutgetränkt, das Volk vernichtet, und dies alles um seinerwillen, weil sie ihm nicht gefolgt waren. Da weinte Jesus, und in tiefem Herzeleid sprach er: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt. Siehe, euer Haus soll wüste gelassen werden.“ Aber wie vor einem schweren Gewitter die Sonne noch einmal hie und da durch zerrissene Wolkenschleier einen freundlichen Strahl wirft, dann aber hinter dem schwarzen Gewölk sich ganz verbirgt und nimmer zum Vorschein kommt, so zog sich nach diesem Sonnenstrahl auch über Jesu Haupt das Unwetter zusammen und entlud sich in furchtbaren Schlägen. Er stand am Anfang seines entsetzlichen Endes, dessen Bitterkeit noch dadurch erhöht wurde, daß einer seiner eigenen Jünger es war, der ihn durch Verrat dem Haß seiner Todfeinde überlieferte. Schon waren die Schlingen gelegt, in die der Meister fallen sollte. Noch einmal versammelt er seine Zwölf um sich zum Abschiedsmahl in einer Nacht von Donnerstag auf Freitag des Monats Nisan, und hier stiftete er zum bleibenden Gedächtnis an ihn für seine zukünftige Gemeinde das heilige Abendmahl. Buddha vertröstete die Seinen mit seiner Lehre und Ordnung, Mohammed mit dem Paradiese, Jesus mit seiner wirklichen fortdauernden Lebensgemeinschaft, welche durch Essen und Trinken von Brot und Wein dem Gläubigen vermittelt werden sollte. Welch ein ungeheures Selbstbewußtsein, Welch eine heldenhafte That eines Mannes, der dem sicheren Tod entgegen ging und dessen Werk mit ihm in wenig Stunden völlig zertrümmert werden sollte! War hier mehr als ein sterblicher Mensch? War hier einer, der über den Tod triumphieren konnte? Anscheinend war es so, denn er sah über die Jahrtausende hinweg und schloß mit allen denen einen neuen Bund, welche an ihn glauben würden, einen inneren Bund der Herzen zur Sündenvergebung und fortschreitenden Heiligung. Und wäre weiter nichts beim Tode Jesu geschehen, als die Einsetzung des heiligen Abendmahls, der sterbende Buddha und der sterbende Mohammed ständen schon jetzt an Siegesgewißheit weit unter ihm, denn sie lösten das Band mit den Jhrigen, Jesus knüpfte es nur um so fester. Sie schieden ab für immer,

er sprach von Wiedersehen und Wiederkommen, und wollte geistig immer bei ihnen sein. Das war auch der Grundgedanke der auf das Abendmahl folgenden Abschiedsreden. Zwar verhehlte er den Jüngern nichts; er malte ihnen die Zukunft nicht rosigger, als sie wirklich wurde. Mit prophetischem Blick sah er in die kommende Zeit. Aber vor allem tröstete er sie mit köstlicherem Troste, als die beiden anderen Religionsstifter je aussprechen konnten. Er sagte ihnen, daß er bald wiederkäme und daß dann ihre Trauer werde in Freude verwandelt werden; er ginge zunächst in seines Vaters Haus, wo die vielen Wohnungen wären, um dort ihnen die Stätte zu bereiten. Sie sollten nur an ihm bleiben im festen Glauben, wie die Reben am Weinstock. Sein Geist werde sie erfüllen und stark machen, und sie würden in diesem Geiste größere Werke thun, als er selbst gethan, und ihre Gebete würde sein Vater erhören. Nur eine Bedingung knüpft er an diese Verheißung, nämlich die, daß sie sich untereinander lieben möchten, und dann klangen diese Abschiedsreden aus in den Triumphgesang: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich, und ich habe die Welt überwunden.“ Man hat diese Reden langweilig und unnatürlich gefunden, aber Hase hat das richtige Urtheil, wenn er sagt: „Mir kommt es vor, als wenn das Göttliche selbst darin Worte gefunden habe, die mit Kindesaugen uns ansehen und doch alle göttliche und menschliche Weisheit in sich tragen. Ihr Inhalt ist Liebesfülle und Abschiedsleid, Glaube des Siegs, Gefühl der Einheit mit Gott, mit den Jüngern und mit allen denen, die einst durch sie glauben werden, endlich die Verheißung des heiligen Geistes, ein anderes, das geistige Sinnbild neben seiner Wiederkunft für sein eigenes Fortleben in der Christenheit.“ (Geschichte Jesu, S. 693.)

Schon im Begriff, aufzubrechen, nahm er noch einmal das Wort zu einer unendlichen Liebesthat. Es war wie das Gebet eines Hohenpriesters, der für sich selbst, für die Jünger und für alle Gläubigen zu sterben geht; es war wie eine Rechenchaft seines Lebens vor Gott vor der bittersten Stunde seines Todes. Es schloß mit den unvergeßlichen Worten: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast, denn du hast mich geliebet, ehe denn die Welt gegründet ward. Gerechter Vater, die Welt kennet dich nicht, ich aber kenne dich, und diese

erkennen, daß du mich gesandt hast.“ Nachdem die Liebe so seinen Tod verklärt, schöner und heiliger, herzüberwältigender, als Buddha und Mohammeds letzte Liebesworte es vermochten, ging's zum Sterben. Den Kidronbach überschritt man und trat in einen Oliven-garten am Ölberg, Gethsemane, d. h. Ölfelder. Als ob er hier den Tod schon vorher durchkosten sollte, warf er sich in tiefster Gemütsbewegung zur Erde auf sein Angesicht, und seine schlafbesangenen Jünger hörten noch, wie er rief: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ Was war's, das diesen Helden so ängstigte? Buddha und Mohammed konnten am Abend ihres Lebens nach vollbrachtem Tagewerk, franken und hinfalligen Leibes, leicht den natürlichen Tod sterben, der jedem Sterblichen beschieden ist; aber hier drohte der Mord einem jungen und kräftigen Leben, der Mord von der Hand der Menschen, die er hatte retten wollen, die er geliebt hatte mit der ganzen Blut seines göttlichen Herzens, und die zu lieben er doch nie und nimmer aufhören konnte. Gab's da keinen leichteren Weg, sein Werk zu vollenden, wenn es nun einmal nach seines Vaters Rat nur mit dem Tod beschloffen werden sollte? Aber Todeschauer waren es nicht allein, die ihn ängstigten. In keiner Stunde fühlte er mehr die Trauer um die verlorene Menschheit, als jetzt, da er für sie sterben wollte. Die Menschen wußten gar nicht, was sie an ihm thun wollten, und wie verloren sie waren! Dies vor allem drückte den Heiland zu Boden, wie Ambrosius sagt: „Ich achte den Herrn nicht allein zu entschuldigen, sondern nirgends bewundere ich mehr seine Frömmigkeit und Majestät. Was Wunder, wenn der für Alle Leid getragen, der für Einen Thränen vergossen hat! Er war traurig, nicht wegen seines Leidens, sondern wegen unseres Verlorenseins.“ Aber der Herr zwang seine Empfindungen nieder; seine Liebe trug den Sieg davon. Sein Kampf klingt aus in das große Wort: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Buddha schaute dem Tode ins Auge mit der kalten Ruhe eines pessimistischen Atheisten; Mohammed hat im Todeskampf gestöhnt und gemurmelt; Jesus in Gethsemane geht dem Mord entgegen mit dem Gottvertrauen eines gehorsamen, vollendeten Gotteskinds, das seines endlichen Sieges doch gewiß ist. Er und der Vater waren und blieben eins.

Danach vollzog sich das Schreckliche Schlag auf Schlag.

Fackeln leuchten im Olivengarten; Judas ist da mit der Tempelwache. Mit einem Kuß verrät er den Meister. Die feigen Knechte fallen vor Jesu Majestät zu Boden; er aber giebt sich gefangen. Seine Jünger fliehen. Zu Hannas, dem ehemaligen Hohenpriester geführt, wird er ins Gesicht geschlagen, aber auch ins Herz getroffen durch die Verleugnung des Petrus. Man schleppt ihn vor Kajaphas, aber er hält es unter seiner Würde, sich zu verantworten. Erst, als der Hohenpriester ihn eidlich fragt, ob er der Messias sei, antwortet er: „Ja, du sagest es!“ Nun soll der Römer Pilatus, der Statthalter, das Todesurteil sofort an dem politischen Verbrecher Jesus vollstrecken; aber dieser findet keine Schuld an dem „König der Juden“, der sich ihm gegenüber nur als einen König „der Wahrheit“ bekannte. Auch Herodes, Galiläas Vierfürst, mag ihn nicht töten und sendet ihn im weißen Gewande zum Pilatus zurück. Die Juden toben. Da will ihnen der rechtlich denkende Statthalter die Wahl eines Gefangenen freistellen zu Ehren des nahenden Passah; aber sie wählen Jesus Barrabas, einen Mörder, und schreien: den andern schlag aus Kreuz! Um ihr Mitleid zu erwecken, läßt Pilatus den Heiland geißeln. Im Purpurkleid, die Dornenkrone auf dem blutenden Haupt steht er oben auf der Richtstatt vor dem Volk. „Sehet, welch ein Mensch!“ Aber der Römer redete zu harten Herzen. Als die Pharisäer mit der politischen Anklage nichts erreicht, versuchen sie es mit der religiösen: Jesus ist ein Gotteslästerer! Aber eine Besprechung mit ihm macht den Pilatus nur noch mitleidiger. Da spielen die Feinde den letzten Trumpf: sie wollen den Statthalter beim Kaiser in Rom verklagen, und mit diesem Schachzug haben sie über den Römer gesiegt. Er wusch sich die Hände, aber das Volk nahm Jesu Blut auf sich. Den Schandpfahl der alten Welt, das Kreuz, trug der blutende Mann nach Golgatha, zur Schädelstätte. Unterwegs brach er zusammen. Simon von Kyrene nahm ihm das Kreuz ab. Bald hängt er blutend daran zwischen zwei Raubmördern; unten steht das jauchzende Volk und die höhnnenden Feinde! Alles war verloren, Leben, Ehre, Beruf, Erfolg! An Buddhas und Mohammeds Sterbelager standen Freunde und Frauen, und die Liebe führte das Wort. Hier standen um den Gekreuzigten lauter Feinde. Die Jünger und Getreuen waren geflohen. Nur die Mutter, der Apostel Johannes und einige Frauen weinten still unterm Kreuze. Das war also seines ganzen Lebens und Wirkens

Frucht? Er hätte klagcn, fluchen, verzweifeln müssen! Die Evangelien haben aber statt dessen ganz andere Worte, jedes ein Testament der Liebe und Vergebung, der Hoheit und Göttlichkeit, bewahrt. Als die Soldaten ihn anschlügen, betete er, seinen Feinden verzeihend: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ Als einer der Mitgekreuzigten ihn in reuiger Stimmung bat: „Herr, gedenke mein, wenn du wiederkommst in dein Königreich“, verhiess er: „Wahrlich ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Seiner Mutter und seinem Lieblingsjünger galt das Testament: „Weib, dein Sohn!“ — „Siehe, deine Mutter.“ -- Noch einmal bricht alles Leid, die Sünde der ganzen Welt auf ihn herein; im Mitgefühl fremder Verlorenheit ruft er mit dem Anfang des 22. Psalms: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Der Blutverlust macht ihn durstig. „Mich dürstet!“ Ein Soldat nimmt einen Schwamm, taucht ihn in das dastehende Soldatengeränk von Essig und Wasser und reicht ihm diesen. Noch einmal das Auge wendend über Leben, Wirken und Sterben: „Es ist vollbracht!“ Die große Aufgabe war vollendet; die Liebe hatte gewonnen, und darum mit Frieden und Freude: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Verglichen mit den letzten Worten der beiden anderen Propheten ist dies wie ein seltsames, volles Amen unter ein reines, heiliges Gebets- und Liebesleben, während das letzte Wort Buddhas mit dem trostlosen Ausblick auf das Nichts einer Null, und das des islamischen Gründers einem Fragezeichen ähnlich sieht, da er keinerlei Sicherheit für seine Wahrheit geboten hatte. Jesu Leben endet mit einer entsetzlichen Härte und Schroffheit, aber Liebe, Grösze und Heldennut verklären es, wie keines anderen Ende.

Als er die sieben Worte gesprochen, neigte er sein Haupt und verschied. Zwei fromme Ratsherren legen ihn in ein Felsengrab; man wälzt einen Stein vor die Thür. Soldaten halten Wache. Die Leiche im Grabe sollte das Ende finden, wie das aller aus Erde Geschaffenen und zur Erde wieder werdenden.

Und wenn das wirklich das Ende war? Wenn der, der die Seinen so oft mit seinem Wiederkommen getröstet hatte, nicht wiederkam, wenn er zu den schon so mannigfach geknickten Hoffnungen seiner Jünger auch noch diese Enttäuschung fügte? Dann wäre das Christentum **nur** gegründet worden? Bey-

schlag schreibt in seinem „Leben Jesu“ (II, S. 478): „Die Apostel hätten gehofft und geharrt von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr, und jene Wiederkunft wäre ausgeblieben. Sie hätten vielleicht auch andern stillen armen Seelen von dieser ihrer Hoffnung gesagt, aber eine mächtige, freudige Predigt, eine welt-erobernde, herzernenernde frohe Botschaft wäre diese Predigt einer unerfüllten Hoffnung nicht geworden. In vergeblicher Sehnsucht hätten sie sich verzehrt, der Pulsschlag ihres Glaubens wäre matter und matter geworden, und mit ihrem Tode oder eine kleine Weile nach ihrem Tode wäre diese Jesusreligion ausgelöscht wie ein Abendrot, das die untergegangene Sonne noch eine Weile zurückließ, verklungen wie ein letzter, sterbender Wiederhall, und die größte Gottesthat in der Weltgeschichte wäre für nichts gewesen. Nein, nicht dazu war der Gottessohn in die Welt gesandt und ans Kreuz dahingegeben: sein Werk, vollendet in sich selbst, und dennoch in der Welt nun erst recht zu beginnen, forderte mit göttlicher Notwendigkeit die Wiederanknüpfung des zerrissenen Zusammenhangs mit der auf Erden fortlebenden Menschheit. Er wußte, wie die Seinen hilflos und ohnmächtig waren ohne ihn, und darum zog es ihn mit Liebesmächten aus jener stillen Welt der Abgeschiedenen zu ihnen zurück, ihnen sein Wort zu halten: „Ich will euch nicht Waisen lassen; ich komme zu euch!“ Und sein verklärter Geist hatte die Macht, hierzu die gebrochene Leibes-hütte wiederherzustellen, nicht zu einem Gezelt der Sterblichkeit, sondern der Unsterblichkeit, welches doch das Bild seines Erdenlebens noch aufzuweisen und die Selbigkeit seiner Person zu bezeugen vermochte.“ —

Was Buddha und Mohammed nicht erleben konnten und auch nicht erlebt haben, das ward am Ostermorgen an Jesu Ereignis; wie ein Siegesfürst über Sünde und Tod brach er verklärten Leibes aus dem Grabe hervor und gab den zweifelnden Seinen mehrmals Gewißheit von seiner Auferstehung. Daß wir heute eine christliche Kirche haben, das verdanken wir dem festen Glauben der Jünger an diese seine leibliche Auferstehung. Buddhas Lehre pflanzte sich in seinen Klöstern unbehindert fort; sie paßte zur Lebensauffassung und Art der indischen Völker. Mohammeds Islam verdankt seine Verbreitung dem Schwerte. Jesu Religion aber steht und fällt mit dem Glauben der Apostel an den Auferstandenen, und hat sich Schritt für Schritt unter unsäglichen

Leiden der Christen Bahn gebrochen. Eine wunderthene, skeptische Zeit hat diese geschichtliche Thatsache der Auferstehung angezweifelt; man rief die Visionshypothese und die Möglichkeit des Scheintods zu Hilfe, oder man verlegte radikal die ganze Geschichte in das Fabelgebiet des Mythos. Aber die Wissenschaft ist hierüber hinweggeschritten und steht, sofern sie nicht rückhaltlos die Thatsache zugiebt, doch mindestens auf dem Standpunkt des „ignorabimus“, aber mit starker Betonung irgend eines wunderbaren Vorgangs, der in den Jüngern den Glauben entzündete. Und in der That, die Nüchternheit der ersten Apostel, ihre anfängliche Zweifelucht, die einstimmige Bezeugung der Thatsache durch die Evangelien, durch Paulus und durch die ganze apostolische Zeit, die psychologische Unmöglichkeit der Visionen- und noch mehr der Scheintods-Hypothese, die Thatsache, daß die Erscheinungen des Auferstandenen nach 40 Tagen völlig aufhören, was gegen jede Visionen-Annahme spricht, vor allem das leere Grab und die klare Sicherheit der welt- und todüberwindenden Apostel — dies alles und noch mehr zwingt den, der nicht auf Voltaireschem Standpunkt steht und keine Wunder glauben will, zur Annahme des Wunders. Um freilich der Auferstehung Jesu froh zu werden und sich der religiösen Wirkungen auf das Menschenherz freuen zu können, dazu gehört mehr als Beweise und deren Fürwahrhalten, dazu gehören sittlich-religiöse Faktoren; dazu gehört vor allem die Erfahrung des Auferstandenen am eigenen Herzen. Lebt aber jemand im Glauben an den lebendigen Heiland und verwirft er doch die Thatsache der leiblichen Auferstehung Jesu, dann denkt er inkonsequent und unlogisch. Wird das letztere Negel, dann unterbindet man mit der Zeit die religiösen Wirkungen der Auferstehung Jesu überhaupt. Der Heilsglaube wird künftighin nur so lange die Möglichkeit haben, zu entstehen und sich in aller Kraft und Gewißheit mächtig zu erweisen, solange die leibliche Auferstehung als ein historisches Ereignis, als der Grund der christlichen Kirche festgehalten wird. Jedes Abweichen von demselben wird sich am Schwanken des Heilsglaubens und an der Unsicherheit des religiösen Bewußtseins bemerkbar machen. Die Erkenntnis, daß uns die Auferstehung Jesu ein Beweis ist für das Dasein Gottes als eines himmlischen Vaters, noch mehr ein Beweis unserer eigenen Unsterblichkeit, und vor allem eine Garantie für die Wahrheit Jesu und seiner Lehre,

und die trostreiche Gewißheit, daß unser Herr immer lebendig bei uns ist als Sohn Gottes, der uns erlösen und die Gabe seines himmlischen Lebens uns einpflanzen kann, diese Erkenntnis sollte uns den religiösen Wert derselben nicht hoch genug anschlagen lassen. Wir Christen sollten uns einer weltumgestaltenden Thatsache, wie sie kein Buddhismus und Islam kennt, freuen und sie nicht anzweifeln und herabsetzen. Unser Sieg über Buddha und Mohammed wird davon abhängen, ob wir auf diesem kirchengründenden Glauben der Apostel stehen bleiben oder nicht.

Im Lichte dieser Auferstehung besehen, gewinnt der Tod Jesu eine ganz besondere Bedeutung. Dann ist er nicht mehr der schroffe Abschluß eines verfehlten Lebens, dann liegt darin nicht mehr etwas Unbefriedigendes und Abstoßendes, wie wir beim Tode der beiden andern empfanden, sondern dann ist sein Tod nur der Durchgang zur Herrlichkeit. Für ihn hatte der Tod die Bedeutung, daß er sich im Gehorsam vollendete und auf den höchsten Gipfel der Liebe klonn, den er unter der Sünde und dem Haß der Welt überhaupt ersteigen konnte; am Kreuze wird Jesus erst voll und ganz der Sohn seines himmlischen Vaters, der nun durch die Auferweckung unter das Leben seines Kindes das beglaubigende Siegel drückt. Für uns Menschen aber hat sein Tod noch die unendliche Bedeutung, daß wir an ihm nicht nur die Größe der Liebe Gottes, die der Heiland uns vorleben sollte, merken, sondern daß dieser Liebes-Tod uns auch Mut macht, trotz unserer Sündhaftigkeit fröhlich und getrost zum himmlischen Vater aufzublicken und uns an sein Herz zu legen in dem tröstlichen Glauben, daß der Vater uns um Jesu willen nicht verstoßen und kein anderes Lösegeld von uns begehren will, als die völlige Hingabe an ihn. So finden wir Christen in dem Gottesohn, der sein Herzblut für uns gegeben, nicht nur unseren Retter und Erlöser, sondern auch zugleich den himmlischen Vater. Wer Jesum hat, hat alles. Buddhas und Mohammeds Tod haben für das Wesen und den Fortgang ihrer Religionen gar keine Bedeutung. Sie starben ja nicht für ihre Lehre und noch weniger für ihre Mitmenschen. Die beiden Personen könnten sogar vergessen werden, ihre Religionen würden doch unverändert fortbestehen. Jesu Tod aber galt der Wahrheit seines Berufes und vor allem uns

selbst. Er steht darum mit dem Wesen des Christentums in allerinnigster Beziehung; der Beweis des Christentums als einziger Offenbarungs-Religion liegt nur in der Persönlichkeit des Gründers und in dem herzerneuernden Einfluß desselben auf die gläubigen Gemüther. Beides aber ist verknüpft mit Tod und Auferstehung und gewinnt erst durch diese beiden Thatfachen seinen Beweis und seine Kraft. Kein Buddha und kein Mohammed können mit ihren Lehren, Vorschriften und Bertröstungen auf Nirvana oder Paradies auch nur eine Menschenseele innerlich umbilden und ihr die Leid und Tod überwindende Gewißheit eines ewigen Lebens im Himmel geben. Das kann allein die Persönlichkeit des für uns gestorbenen und auf-erstandenen Heilands, und darum haben wir Christen Recht und Grund, wenn wir zu Ostern mit Luther in das Lied einstimmen:

„Christ lag in Todes Banden
Für unser Sünd gegeben,
Der ist wieder erstanden
Und hat uns bracht das Leben:
Des wir sollen fröhlich sein,
Gott loben und dankbar sein,
Und singen Halleluja!“

Kapitel 7.

Die drei Charaktere.

Eine vergleichende Charakter-Schilderung ist, wie man bisher öfter annahm, durchaus keine unfruchtbare Spielerei, sondern sie hat für die Religionswissenschaft einen ungeheuren Wert, nämlich den, daß man von den Persönlichkeiten auf ihre Religionen selbst schließen und die letzteren nach den ersteren beurteilen kann. Die Religion ist das Herz des Religionsstifters; er giebt sich darin selbst. Es werden also nicht nur die Vorzüge, sondern auch die Schwächen der Meister darin wieder an den Tag treten und auf die Anhänger, denen die Persönlichkeit des Religionsgründers stets vorbildlich ist, je nachdem die Vorzüge oder Schwächen überwiegen, einen mehr guten oder schlechten Einfluß ausüben. Man kann daher den Satz aufstellen: wessen Persönlichkeit von den dreien die heiligste und reinste ist, dessen Religion ist auch die heiligste und reinste. Wessen Persönlichkeit das erhabenste Vorbild bietet, dessen Religion ist für die Menschen die beste. Eine Charakter-Darstellung der drei Religionsstifter wird daher entweder eine Verwerfung oder eine Apologie ihrer Religionen selbst.

Buddhas Charakter ist der am wenigsten scharf abgegrenzte. Es liegt im Wesen seiner jede Eigenart nivellierenden Religion, daß sein Charakter verschwommen und ohne kraftvolle Originalität werden mußte. Oldenberg sagt über den indischen Charakter überhaupt: „Indien ist das Land der Typen. Leben entsteht und vergeht dort, wie die Pflanze blüht und verwelkt unter dem dumpfen Zwange von Naturkräften, und Naturkräfte können nichts als typische Gestaltungen erzeugen. Ebenso ist auch in der Geschichte des indischen Denkens das handelnde Subjekt nicht der einzelne, sondern immer nur der große, indische Volksgeist, das, was die Inder, wenn nach dem Ursprung ihrer heiligen Schriften gefragt

wird, den heiligen Vedageist nennen. Überall wirkt nur eine un-
persönliche Allgewalt, und der einzelne trägt nur die Züge, die
der Gemeingeist ihm aufgeprägt hat. . . . Die großen Jünger,
die den Meister umgeben, Sariputta und Mogallana, Upali und
Ananda, sehen einander in den alten Erzählungen vollkommen
gleich, und ihr Bild ist wieder nichts anderes, als das ununter-
scheidbar ähnliche, nur verkleinerte Abbild Buddhas selbst. Die
Wirklichkeit war schwerlich viel anders; der einzelne war wenig
mehr als ein Exemplar, das den Gemeingeist zur Erscheinung
brachte, und dieser Gemeingeist wieder samt den Formen, in denen
er sich äußerlich darstellte, war kaum wesentlich verschieden von
dem Geist Buddhas selbst und den Formen, in welchen Buddha
Leben sich bewegte.“ (Vergl. „Buddha“ S. 151 ff.)

Aber doch tritt so viel Eigenartiges an Buddha hervor, daß
wir uns ein klares Bild von ihm machen können.

Ist gewiß auch damals keine getrene Abbildung seiner
äußeren Gestalt versucht worden, so haben doch spätere Jahr-
hunderte sich ein übereinstimmendes Bildnis von ihm gemacht.
Die Buddhamaske ist kirchlich festgestellt und gestattet daher keine
willkürliche Änderung. Bei der Treue der indischen Tradition
und des Typischen des indischen Wesens mag diese übliche Dar-
stellung wohl Anspruch auf geschichtliche Wirklichkeit machen. Der
Ausdruck seines Antlitzes ist leer und weichlich; die Augen sind
groß, die Stirn breit, Kinn und Wange voll, Leib und Brust
fast weiblich, Hals, Schenkel fleischig, ähnlich einer Frau, die
Ohren unnatürlich lang, am Schädel ein Auswuchs, die ganze
Gestalt wohlbeleibt, fett, ohne jeden kraftvollen, männlichen
Ausdruck. Das Almosengefäß befindet sich stets in der Hand.
Sitzende Buddhabilder sind die häufigsten, aber die stehenden sind
jedenfalls die ältesten. Es mag, solange die Erde steht, keines
Mannes oder Gottes Bildnis öfter vervielfältigt worden sein, als
das des Gründers des Buddhismus.

Aber in dieser verschwommenen Gestalt wohnte eine ehrliche,
treue, wahre Seele. Buddha ist kein Heuchler und Betrüger ge-
wesen, sondern hat an seine Selbstberufung fest geglaubt und allen
Ernstes seinen Landsleuten die Erlösung bringen wollen. Die
Flucht aus dem Vaterhaus und aus der Familie in die Armut,
aus dem Wohlleben in die furchtbarste Askese mögen bei der
extremen Natur der Inder häufiger vorkommen, zeigen aber doch

bei ihm ehrlichen Ernst und religiöses Suchen. Auch ein gewisses Maß von Frömmigkeit läßt sich dem nicht absprechen, der nie an Götter geglaubt hat; Beweis dafür ist der religiös-ethische, jeder Frivolität bare Zug, der durch alle seine Worte hindurchgeht.

Der Grundzug seines Wesens ist die leidenschaftslose, heitere und gleichmäßige **Ruhe**. Launisch ist er nie gewesen; er war eine in seiner Art äußerst glückliche Natur. In einem Gespräch mit dem Asketen Sona exemplifiziert er an einer Laute, daß sie, wenn sie einen Ton geben soll, nicht allzu schlaff, aber auch nicht allzu straff gespannt sein dürfe, und zieht daraus den Schluß: „So gerät auch die allzu angespannte Kraft in das Übermaß, und die allzu nachgelassene Kraft gerät in Schläffheit. Darum Sona, vollende du in dir das Gleichmaß deiner Kraft und dringe zum Gleichmaß deines geistigen Vermögens hindurch und stecke dir dies zum Ziel.“ Bezeichnender noch ist folgende Geschichte: Einst lag er im Walde der Rosenholzbäume, in Nachdenken versunken, auf einem Laublager. Ein Einwohner eines nahen Dorfes kam vorüber, sah ihn und fragte: „Lebt, o Herr, der Erhabene wohl glücklich?“ — „So ist es, o Jüngling, ich lebe glücklich. Von denen, die in der Welt glücklich leben, bin ich auch einer.“ — „Kalt, o Herr, ist die Winternacht, es kommt die Zeit des Reiss; rauh ist der von Hufen der Rinder zertretene Boden, dünn ist das Laublager, fein sind die Blätter der Bäume, leicht die gelben Mönchsgewänder, scharf weht der schneidende Winterwind.“ Darauf Buddha: „So ist es, o Jüngling; ich lebe glücklich.“ Dann fährt er fort: „Nimm an, Jüngling, ein Hausvater hat eine prachtvolle Villa mit Divans, Kissen und Decken, eine Lampe brennt im Gemach, vier Frauen, reizend und lebenswürdig, sind dienstbereit. Was meinst du, o Jüngling, lebt jener glücklich oder nicht?“ — „Glücklich lebt er, o Herr.“ — „Aber könnte diesem Hausvater durch die Begierden keine Qual entstehen, körperliche oder geistige, durch welche gequält er leidvoll lebte?“ — „So ist es, Herr.“ — „Diese Begier ist von dem Bollendeten verlassen, mit der Wurzel vernichtet, total vertilgt, so daß sie nicht mehr keimen, nicht mehr sich entwickeln kann, daher lebe ich glücklich.“ Er schließt mit den Worten: „An jedem Ort lebt glücklich der Brahmane, der ans Ziel gelangt, der unbefleckt von Gier und Lust, erlöset und entdaseint ist. Durchschnitten hat er jedes Band, des Herzens herbe Pein

zerstört, beruhigt lebet glücklich er: zu teil ist ihm Gemütsfriede.“ (Neum. Anthol. S. 122 ff.)

Es hat in der That den Anschein, als habe der Asket Buddha jede weltliche Lust und unreine Begier in sich ertötet. Unfittlichkeit und Unkeuschheit haben ihm, nachdem er mit der wollüstigen Jugendzeit gebrochen, völlig fern gelegen. Sein Verhältnis zu den Frauen hat sogar etwas Schroffes. In den Frauen verkörpern sich ihm alle Mächte der Bethörung, die den Geist an diese Welt fesseln. „Unergründlich verborgen, wie im Wasser des Fisches Weg, ist das Wesen des Weibes, der vielgewitzten Räuberinnen, bei denen Wahrheit schwer zu finden ist, denen die Lüge ist wie die Wahrheit und die Wahrheit wie die Lüge.“ Nur mit Widerstreben ließ er die Gründung von Nonnenorden zu und prophezeite seiner Religion infolge der Weiber-Aufnahme nur 500 Jahre Dauer. Sie sind nur geduldet im Buddhismus, aber doch ist dieser Mönchsreligion gerade durch die Wohlthätigkeit und Schenkungen seitens der Frauen die größte Stärkung und Ausbreitung zu teil geworden. Der Buddhismus mit seiner finstern Weltflucht und seiner die Seele ertötenden Moral hat eigentlich für das gemüthvolle, heitere weibliche Geschlecht etwas Abstoßendes, und darum hat er auch unter demselben keine große Verbreitung erfahren. Die wenigen Nonnenklöster sind in den Städten, nicht draußen, unterstehen aber völlig der mönchischen Vormundschaft und haben für das sociale Leben keine Bedeutung.

Mit dieser Strenge gegen sich selbst verband Buddha eine auffallende Bescheidenheit. Als er ein Bettler geworden, hat er sich nach den Reichtümern seiner Jugend nicht mehr zurückgesehen, und ist anspruchslos geblieben bis an sein Ende. Er schente sich nicht, den Almosenlopf in der Hand, jeden Morgen von Haus zu Haus zu gehen, und mit niedergeschlagenem Blick, schweigend und demütig an den Thüren zu warten, bis man ihm eine Gabe reichte. Das that der Mann, vor dem die Könige sich neigten und den Tausende abgöttisch verehrten, bis in sein Greisenalter. Hatte er seinen Bettelgang vollendet, dann saß er am Mittag in stillem Gemach oder im kühlen Waldesdunkel, in Nachdenken versunken, bis die Glut vorüber und der Abend kam, der ihn in das geräuschvolle Treiben von Freund und Feind zurückführte. — Seine Bescheidenheit hat ihn auch von allen Herrschaftsgelüsten ferngehalten. Es wird von ihm eine ähnliche Geschichte

erzählt, wie von Jesus in der Wüste. Auch ihm erschien Māra, der Teufel, und legte ihm den verführerischen Gedanken in das Herz, als König über ein großes Weltreich regieren zu wollen, oder sich einen unermesslichen Reichtum zu verschaffen; aber Buddha wies ihn ab: „Was hülfte es dem Weisen, wenn er auch einen Berg von Silber oder Gold besäße? Wer das Leiden erkannt hat, woher es stammt, wie mag der Mensch sich dem Begehren zuwenden? Wer da weiß, daß irdisches Wesen eine Fessel ist in dieser Welt, der Mensch möge üben, was ihn davon frei macht.“ Da sprach Māra, der Böse: „Der Erhabene kennt mich, der Vollendete kennt mich“, und betrübt schlich er von dannen. (Sam. Nik. I, S. 116.) — Rührend ist noch des sterbenden Greisen Bekenntnis: „Wer da meint, Ananda, ich will über die Gemeinde herrschen, oder mir möge die Gemeinde unterthan sein, der mag, o Ananda, seinen Willen über die Gemeinde verkünden. Der Vollendete aber meint nicht: ich will über die Gemeinde herrschen, oder mir möge die Gemeinde unterthan sein. Was soll der Vollendete, Ananda, seinen Willen über die Gemeinde verkünden? Ich bin jetzt hinfällig, Ananda, ich bin alt, ich bin ein Greis, der seinen Weg gemacht hat und der alles erreicht hat; 80 Jahre bin ich alt. Seid ihr, Ananda, eure eigene Leuchte, eure eigene Zuflucht, sucht keine andere. Laßt die Wahrheit eure Leuchte und eure Zuflucht sein! Sucht keine andere.“ — Mit dieser Bescheidenheit steht sein religiöses Selbstbewußtsein nicht in Widerspruch. In seinem religiösen Selbstbewußtsein lag die Überzeugung, Buddha zu sein, und dieser Ausdruck zu verleihen, dazu hatte er das Recht und die Pflicht. Und er hat es auch gethan, zwar ohne eitle Selbstbeispiegelung und ohne betrügerische Absichten, aber in hohem Ton. Die schrankenlose indische Phantasie hat ihm Wunder und metaphysische Eigenschaften der Ewigkeit und Präexistenz angedichtet; er hat sie nicht für sich in Anspruch genommen, aber folgenden Ausspruch mag er doch gethan haben: „Der Allüberwinder, der Allwissende bin ich; in allem, was ich bin, ohne Flecken. Alles habe ich verlassen; ohne Begehren bin ich, ein Erlöser. Aus eigener Kraft besitze ich die Erkenntnis; wen sollte ich meinen Meister nennen? Ich habe keinen Lehrer. Niemand ist mir zu vergleichen. In der Welt, samt den Himmeln, ist niemand, der mir gleich sei. Ich bin der Heilige in der Welt, ich bin der höchste Meister. Ich allein bin der vollendete

Buddha. Die Flammen sind in mir erloschen; ich habe das Nirvana erreicht.“ Von derartigen ähnlichen Selbstbezeichnungen findet sich eine Fülle. Hierher gehören auch die Namen, die er sich selbst beigelegt hat oder die ihm beigelegt sind: „Buddha“, der Erkennende; „Sakyamuni“, der Weise aus dem Stamme der Sakyas; der „Heilige“, der „Weltüberwinder“, der „Welterleuchter“, „Gotama“ (der Asket); „Cramana“ (der Ehelose); „Tathagata“ (der Vollendete).

Es ist das Kennzeichen der Aufrichtigkeit seines Selbstbewußtseins, daß er nie hochfahrenden, überhebenden Stolz zur Schau getragen hat, sondern gegen alle von gewinnender Leutseligkeit war. Er verkehrte mit allen und nahm auch teil an den Gastmählern reicher Leute, wenn er dazu eingeladen war. Eine herzgewinnende, sympathische Persönlichkeit, hat er ungeheure Scharen an sich gezogen und zieht auch noch heute mit seiner einfachen Ethik Christen in seinen Bann. Schopenhauer und nach ihm Tausend andere bekannten sich offen zu seiner Lehre.¹⁾ —

Aber doch dürfen auch die ungeheuren Schwächen seines Charakters nicht übersehen werden. Was dem Buddha fehlt, ist die herzliche, selbstlose Liebe, die dem Verlorenen nachgeht und hilft und tröstet. Er hat den Mitmenschen mit der liebevollen That wenig gedient, sondern sich dienen und ernähren lassen. Seine Lehre stand allen zu Gebote, aber nicht seine Liebe; eine gewisse Apathie gegen alles, was lebt und fühlt, ist ihm eigen. Stumpfsinn und in sich gezogenes, teilnahmloses Sinnen ist darum der Geist des ganzen Buddhismus; dieser hat für die Mitmenschen und deren Leiden nur insoweit ein Interesse, als man durch derartige Liebesleistungen sich selbst der Erlösung näher bringen und seinen Egoismus ertöten kann. Der Buddhismus weist den elenden und traurigen Menschen nicht an einen persönlichen Gott, auch nicht an das Herz des Stifters — das ist alles nicht vorhanden — sondern an die Lehre und an das Kloster. Und für die Mühseligen und Beladenen gilt diese Lehre und Moral nicht einmal, sondern nur für einige Auserwählte. Buddhas Liebe ist nur eine passive, und von einer gewissen Engherzigkeit, ja Hartherzigkeit kann er nicht freigesprochen werden. Jeder ist sich selbst der Nächste und muß sehen, wie er zur Erlösung vom Leiden und zu

¹⁾ Vergleiche hierüber die genaueren Ausführungen des 8. Kapitels.

dem Nirvana gelangt, das ist die ganze buddhistische Moral. Eine umgestaltende, heilsame sociale Bedeutung hat daher Buddha gar nicht gehabt. Oldenberg sagt davon: „Wer das Wirken Buddhas zu schildern versucht, muß der Wahrheit zu Liebe mit Entschiedenheit bestreiten, daß der Ruhm einer solchen That, wie auch immer man sich dieselbe des näheren vorstellen mag, ihm gebühre. Spricht man von dem demokratischen Element im Buddhismus, so muß man sich in jedem Fall zunächst dies gegenwärtig halten, daß der Gedanke an irgend eine Reformierung des Staatslebens, jede Phantastie, die etwa auf die Begründung eines irdischen Idealreiches, einer frommen Utopie gerichtet gewesen wäre, diesen Kreisen gänzlich fern gelegen hat. Etwas, das socialen Bewegungen ähnlich sah, gab es in Indien nicht. Jene Leidenschaft, ohne die niemand der Vorkämpfer der Unterdrückten gegen die Unterdrücker sein kann, war der Seele Buddhas fremd. Mag der Staat, die Gesellschaft, bleiben was sie sind, der Fromme, der als Mönch der Welt entsagt hat, nimmt keinen Anteil an ihren Sorgen und Händeln. Die Kaste gilt für ihn selbst nicht, weil alles Irdische aufgehört hat, ihn zu berühren.“ (S. 165.)

Dem Buddha schlägt kein fühlend Herz in der Brust und für alles Menschliche hat er keinen Sinn. Dem Mönch und Asketen ist jede Teilnahme und jedes Verständnis für das natürliche Leben mit seinen Regungen der Liebe, des Leids und der Lust erstorben. Vor allem hat er die Sehnsucht des Herzens nach dem persönlichen Gott, nach Gemeinschaft mit ihm, nach Erlösung von der Sünde nicht gekannt. Buddha ist die personifizierte Annatur, das gerade Gegenteil alles natürlich Menschlichen. Gemessen am sittlichen Maßstab sinkt der Mönch und Asket, der Begründer des Atheismus, der Befreier vom diesseitigen und jenseitigen Leben, der Schöpfer einer furchtbaren Duldermoral ohne wirkliche, positive Liebe und ohne Stütze durch einen Gott, auf die Stufe aller der verschrobenen, gefährlichen Irrlehrer hinab, denen zu folgen der Seele des einzelnen wie einem ganzen Volke den Tod bringt.

Verschwimmen die Umrisse der Persönlichkeit Buddhas infolge der ihr anhaftenden Indifferenz im Nebel, so tritt dagegen das Charakterbild des Propheten des Islam auf das allerschärfste und lebendigste hervor. Die Geschichte hat uns über ihn weit besser orientiert, als über jenen; sie läßt uns bis in die innersten

Falten seines Herzens, in den intimsten Verkehr mit seinen Frauen, Fremden und Feinden hineinschauen.

Mohammed ist in seinem ganzen Leben ein kranker Mann gewesen. Er litt an Epilepsie, welche auf seinen Charakter und auf seine Prophetenlaufbahn den entscheidendsten Einfluß gehabt hat. Man sah ihm aber sein Leiden nicht an. Er war eine imponierende Erscheinung. Er war von mittlerer Statur, aber von ungeheurer Körperkraft, so daß er es mit den stärksten Ringern aufnahm. Er hatte einen großen Kopf, einen starken Bart, ein feines Gesicht mit rötlichen Wangen und große, schwarze Augen. Eine Ader zog sich von der Stirn über seine Augenbrauen herab, die anschwell, so oft er in Zorn geriet. Seine Zähne waren blendend weiß und standen ein wenig aneinander. Auf seiner unteren Lippe hatte er ein kleines Mal. Seine Haare behielten ihre dunkle Farbe bis zu seinem Tode, doch färbte er sie zuweilen braun, feuchtete sie sehr häufig mit wohlriechendem Öle an, und nur bei seiner letzten Pilgerfahrt ließ er sie ganz absheren. Seinen Schnurrbart stutzte er jeden Freitag vor dem Gebete, ebenso auch die Nägel an seinen Fingern. Er hielt viel auf sein Äußeres; das Schönste an ihm war sein Hals, der sich kraftvoll über seiner breiten Brust erhob. Sein Gewand war, wie das des Buddha, gelb, darunter trug er ein Unterkleid von Leinwand und ein baumwollenes Hemd. Eigentümlich an ihm war, daß er beständig, selbst noch im Todeskampfe, einen Zahnstocher in der Hand hatte, daß er sich niemals badete, sondern sich stets zu Hause wusch, und daß er eine große Vorliebe für Wohlgerüche hatte, womit er den einzigen Luxus trieb. Spiegel, Kamm, Schere, Öl und Augenschminke hatte er stets bei sich. Mohammed war immer schön und eitel, darin der mönchischen Manier Buddhas völlig entgegengesetzt.

In dieser kraftvollen, männlichen Gestalt schlug ein starkes, selbstbewußtes Herz. Nachdem er sich zu dem Glauben an seinen Prophetenberuf mühsam durchgerungen hatte, hielt er daran fest mit zäher Energie und hat den Islam mit kriegerischem, heldenhaftem Mut über ganz Arabien verbreitet. Es wäre ein geschichtliches Unrecht, wollte man an der Ehrlichkeit seines Glaubens an sich selbst zweifeln. „Bei dem Sterne, wenn er untergeht,“ rief er einmal, „euer Meister Mohammed ist nicht auf Irwegen und täuscht sich nicht und spricht nicht nach Willkür, sondern es ist

nichts anders, als eine Offenbarung, die ihm geoffenbart worden. Der Starke und Mächtige (Gabriel) hat sie ihn gelehrt, der Kraftbegabte. Er stand vor ihm am höchsten Horizont, dann näherte er sich ihm bis auf zwei Bogenschüsse oder noch weniger, da offenbarte Gott seinem Sklaven, was er ihm offenbarte. Das Herz Mohanuned's hat nicht erlogen, was er gesehen; wollt ihr mit ihm hadern über das, was er gesehen?" (Sur. 53.) — Hohes, kraftvolles Selbstbewußtsein spricht auch aus den Worten: „Mein Gebet, meine Andachtsübungen, welche beim Pilgerfeste beobachtet werden, mein Leben und mein Sterben, alles ist Allah, dem Herrn der Welten geweiht. Er hat keinen Genossen. Das ist der Befehl, den ich erhalten habe, und ich bin der erste der Moslime“. (Sur. 6, 163.) Und einige Verse weiter heißt es: „Er ist es, welcher mich zu seinem Statthalter auf Erden gemacht hat.“

Aber dabei hat er doch das rechte Maß bewahrt und sich vor aller Überschätzung gehütet. Er hat sich nie für unfehlbar gehalten, sondern er hat am Anfang seiner Prophetenlaufbahn bekannt: „Ich sage ja nicht, daß die Schätze Allahs in meiner Gewalt stehen, noch daß ich das Verborgene wisse, noch sage ich, daß ich ein Engel sei. Ich folge nur dem, das mir eingegeben wird.“ (Sur. 6, 50.) Am Ende seines Lebens, drei Monate vor seinem Tode hat er noch einmal wiederholt: „Ich bin ein Mensch wie ihr. Der Gesandte meines Herrn, der Todesengel, kann mir jeden Augenblick erscheinen, und ich muß ihm folgen. Da werde ich über euch, und ihr werdet einst über mich befragt. Was werdet ihr dann antworten?“ Sie sagten: „Wir werden bezeugen, daß du uns die göttlichen Offenbarungen mitgeteilt und mit vielem Eifer uns zum Guten geraten hast. Gott vergelte es dir.“ Der Prophet war damit zufrieden. —

Dies sein Selbstbewußtsein entsprang aus einem entschieden frommen Herzen. Frömmigkeit war der beste Grundzug seines Wesens und strahlt in Wort und That aufrichtig uns entgegen. Als er auf der Flucht 622 sich vor den Verfolgern mit Abu-Bekr in einer Höhle verborgen hatte, ermahnte dieser zur Vorsicht und flüsterte: „Wir sind nur zwei!“ Er: „Wir sind zu drei; Gott ist mit uns!“ Als sein einziger Sohn Ibrahim, den ihm die christliche Sklavin Maria geboren hatte, im zarten Alter starb, sagte er: „Ich bin betrübt über dein Scheiden; mein Auge weint

und mein Herz ist traurig; doch will ich keine Klagen ausstoßen, welche meinen Herrn erzürnen. Wäre ich nicht überzeugt, daß ich dir nachfolge, so würde mein Kummer noch weit größer sein, aber wir sind Gottes und kehren einst zu ihm zurück.“ Als Ibrahim beerdigt ward, stellte sich Mohammed über sein Grab und rief ihm zu: „Mein Sohn, sage: Gott ist mein Herr; der Gesandte Gottes war mein Vater, und der Islam ist mein Glaube.“ — Während ist auch sein Sündenbekenntnis wenige Monate vor seinem Tode: „O Gott, du hörst meine Worte und siehst meinen Standpunkt, kennst mein Äußeres und mein Inneres, und nichts von meinem ganzen Wesen ist dir verborgen. Ich, der Schüchterne, Flehende, Schutzsuchende, Gnadebedürftige und Schwache, bekenne hier meine Sünde vor dir und flehe dich an, wie der Arme den Reichen, zittere vor dir, wie ein Verbrecher vor seinem Richter, und bete zu dir mit gebeugtem Nacken und thränenvollen Augen. O Gott! laße mein Gebet nicht unerhört, sei gnädig und barmherzig gegen mich, du Bester von allen, die um etwas gebeten werden, du bester Geber. Zu dir nehme ich meine Zuflucht vor aller Pein des Grabes, vor der Unruhe des Gemüths, vor der Zerrüttung meiner Verhältnisse und vor der Bosheit aller Boshaften.“ Solches innige, fromme Gebet, wie dieses und wie es noch mehrfach im Koran uns entgegentritt, wäre auch eines Christen würdig. Gebet war dem Mohammed heilige Herzenssache; er hat den Tag mit Beten begonnen und beschlossen, hat das Gebet zu einem der wichtigsten Pflichten der Moslime gemacht, und hat einem arabischen Stamm, der sich bekehren wollte, wenn ihm das Gebet erlassen würde, geantwortet: „Eine Religion ohne Gebet taugt nichts.“ —

Solchem, vor Gott demüthigen und frommen Herzen entspricht es, wenn es im Verkehr mit den Menschen bescheiden, freundlich und leutselig bleibt. Der gewaltige Mann, dessen Wink Tausende folgten, dem unermessliche Reichthümer zu Gebote standen, ist — wie Buddha — von einer auffallenden Einfachheit und Anspruchslosigkeit gewesen. Seine Hütten waren prunklos und ohne jeden Schmuck. Er schlief auf einer Matratze, im Winter unter einer Decke. Seine Lebensmittel holte er selbst vom Markt und bereitete sie zu; seine Mahlzeit war sehr einfach, er begnügte sich immer mit einer einzigen Speise, häufig sogar mit trockenem Brot. Man sah in seinem Hause oft tagelang kein Feuer, und

als man fragte, was er und seine Frauen genossen, antwortete er: „Nichts als Datteln“. Seine Tochter Fatima kam einst mit einem Stückchen Brot zu ihm und gab es ihm; da schwur Nischa, seine Lieblingsfrau, es sei der erste Bissen seit drei Tagen. Einst schickte ihm Abu-Bekr einen Braten zum Nachtessen; da hatte er kein Licht im Hause und mußte ihn im Dunkeln verzehren. Er reinigte selbst seine Sandalen, flickte seine Schuhe und Kleider,kehrte das Zimmer und melkte die Ziegen. Zwar war durch den fünften Anteil an der Beute ein ungeheures Vermögen sein eigen, aber er hat nicht verstanden, zu sparen, sondern hat das Geld meist zu seinen theokratischen Zwecken verwendet. Er besoldete damit seine Abenteurer und erkaufte sich die Gunst der Häuptlinge. Er war den Seinen gegenüber von verschwenderischer Freigebigkeit, und als er starb, hinterließ er ein kaum nennenswertes Vermögen. Während er arm blieb, wurden seine Anhänger reich. Als einst seine Leute murrten, daß er sein Gut meist an die Koreischen verteilte, sagte er: „Waret ihr nicht auf Abwegen, als ich zu euch kam, und gelangtet ihr nicht durch mich zur göttlichen Leitung? Waret ihr nicht arm und wurdet durch mich reich? Waret ihr nicht entzweit und wurdet durch mich vereinigt?“ Sie mußten alle diese Verdienste anerkennen und sagten: „Gewiß, o Gesandter Gottes, du hast uns mit Wohlthaten überhäuft.“

Nach diesen Charaktereigenschaften scheint Mohammed eine ungemein liebenswerte, gewaltige Persönlichkeit gewesen zu sein, würdig, als Prophet einer über 180 Millionen zählenden Weltreligion verehrt und geliebt zu werden. Aber dennoch ist er eine dämonische Faust-Natur gewesen, die auch auf sich das Goethe'sche Wort anwenden könnte:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit flammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dufte
Zu den Gefilden hoher Ahnen.“

Es giebt kein größeres psychologisches Rätsel, als diese zwiespältige, problematische Natur des Propheten, worin Schatten und Licht auf das schroffste einander gegenüberstehen. Die Lösung dieses Rätsels liegt gewiß zum Teil in der epileptischen Krankheit und in seiner hysterischen Beanlagung, welche inuner für

den Charakter von bedenklichen Folgen ist, aber dennoch ist Moham- med von den schwersten sittlichen Verbrechen nicht freizusprechen. Der Dämon war in ihm stärker, als der gute Genius. Gegenüber dem gleichmäßigen, sittlich makellosen Buddha sinkt die Wage des Propheten bis in den Schmutz.

Derselbe Mann, der das stolze Selbstbewußtsein des gott- gesandten Propheten in sich trug, der die Lehre des Monotheismus als das Grunddogma des Islam verkündete, derselbe Mann war ein abergläubischer Mensch, der sich vor bösen Geistern fürchtete und auf Träume und Vorzeichen viel gab. Einmal hielt er sich für verheert; selbst die Lust an seinen Frauen schwand. Da sagte ihm der Engel Gabriel, es sei ein Zauber von einem Juden ihm angethan, und der Talisman sei in einen Brunnen vergraben worden. Der Zauber wurde zerstört und der Prophet genes. Phantasie und Gefühl herrschten über seinen Verstand und um- nebelten seinen Blick. Es dünkt uns unerklärlich, wie er sein prophetisches Selbstbewußtsein sich erhalten konnte trotz seiner theologischen Unklarheiten und Irrtümer, die er sich zu schulden kommen ließ. Er mußte doch wissen, daß er keine originalen Gedanken offenbarte, sondern daß er sie alle aus dem Judenthume gelernt hatte, er mußte doch an sich bedenklich werden, wenn er seine Ansichten über einen und denselben Gegen- stand so schnell änderte, wenn er anfangs die Verehrung heidnischer Gottheiten gestattete, dann verbot, anfangs gegen Juden und Christen tolerant war, dann in höchstem Maße intolerant, wenn er Offenbarungen abändern oder gar widerrufen mußte, wie seine erlogene Himmelfahrt; ja, er mußte sich vor sich selbst schämen, wenn er Geschichten des Alten Testaments, die er gelernt hatte, als neue Offenbarungen und als Beweis seiner himmlischen Sendung ausgab, wie die des Joseph, oder wenn er sich in der Wiedergabe derselben irrte, und man ihm die geschichtliche Un- kenntnis nachwies. Er hatte einmal eine Episode aus dem Leben Alexanders des Großen in verdorbener Gestalt dem Moses zu- geschrieben, wurde deshalb zur Rede gestellt und überführt. (Sur. 18, 59 ff.) Auch konnte er sich in derselben Geschichte nicht er- klären, wie es kommt, daß die Quellen und Flüsse süßes Wasser liefern, da sie doch, wie er glaubte, aus dem Meere kämen. Aber er hat dies alles nicht als Irrtum empfunden und hat sich über seine Fehler und Unredlichkeiten nicht geschämt. Wie kam das?

Mohammed war eine durchaus unwahre Natur. Derselbe Mann, der so fromm und innig beten konnte, war zugleich verlogen durch und durch, ein abgefeimter Betrüger. Jedes Mittel war ihm recht, seine theokratischen Pläne durchzuführen, und die Lüge war eines der am häufigsten angewandten. Bezeichnend ist hierfür die oft erwähnte Himmelfahrt. Er erlog die Mär, daß er in der Nacht auf einem Pferde durch die Luft gen Jerusalem geflogen sei und dort Offenbarungen von Gott erhalten habe. Als aber die Heiden ihn anslachten und manche Gläubige von ihm abfielen, offenbarte er schnell Sur. 17, 62: „Das Traumberge sicut, welches wir dir gezeigt haben, ließen wir nur deswegen stattfinden, auf daß es eine Versuchung sei für die Menschen.“ Es war also bloß ein Traum gewesen. Einige Jahre später, als der Glaube an ihn fester gewurzelt war, kam er auf seine ursprüngliche Angabe zurück und erzählte neue Einzelheiten über seine nächtliche Reise. Die Himmelfahrt des Propheten ist im Islam heute heiliges Dogma und das größte Wunder, welches Gott am Propheten gethan haben soll. Auch war es eine nicht geringere Lüge, als er, um seine Offenbarungen zu beweisen, sagte, er habe das im Himmel aufbewahrte Buch, dessen Abbild der Koran sein sollte, selbst gesehen. (Sur. 44, 1—5.) Am niederträchtigsten erscheint uns dieser Mann, wenn er seine Offenbarungs-Autorität zur Befriedigung seiner Einnenlust mißbrauchte. Es war ein Gesetz, daß ein Vater die Frauen seiner Adoptivöhne nicht heiraten dürfe. Mohammed aber trug Verlangen nach der Gattin seines Adoptivsohnes Zayd. Dieser trat sie ihm ab, und als darüber Skandal entstand, offenbarte er, daß Zayd sich von seiner Frau geschieden habe und daß Adoptivöhne nicht als wahre Söhne zu gelten hätten. Diesen Schurkenstreich sanktionierte er, sich auch für die Zukunft sicher stellend, mit der Offenbarung: „Wenn Gott und sein Bote eine Angelegenheit beschlossen haben, so bleibt weder einem Gläubigen noch einer Gläubigen eine Wahl in ihren Angelegenheiten. Wer sich Gott und seinem Boten widersetzt, ist auf offenbarem Irrwege.“ (33, 36.) Einst hatte sich seine Frau Nischa mit einem anderen Manne einer Untreue schuldig gemacht, aber der Prophet offenbarte, um dem Gerede ein Ende zu machen, schnell aus dem Himmel ihre Unschuld. Es boten sich ihm selbst viele Frauen an; er konnte der Versuchung nicht widerstehn und ließ sich offenbaren: „Wenn sich eine gläubige

Frau dem Propheten schenkt, so kann sie der Prophet, wenn er will, heiraten. Diese Freiheit ist aber nur ihm und nicht andern Moslimen gestattet.“ (Sur. 33, 49.) Die Verletzung der hergebrachten Anstandsregeln war so unverschämt, daß Aischa ihm ins Gesicht sagte: „Dein Herr beeilt sich, deinen Gelüsten zu willfahren.“ Die sittliche Entrüstung seiner Anhänger bewog ihn, zum Teil nachzugeben. Einst schenkte ihm der König von Alexandrien eine Sklavin Maria, ein schönes Mädchen. Mohammed schwur einer seiner Frauen, diese Sklavin nie wieder zu berühren. Aber Gott hob den Eid wieder auf und Mohammed besuchte sie ziemlich häufig. Sie gebar ihm den Sohn Ibrahim, welcher früh starb. Weil er seine sinnliche Lust nicht genug befriedigen konnte, ließ er sich offenbaren, daß er in der Anzahl und Wahl seiner Frauen eine größere Freiheit habe, als die anderen Menschen. — Wie hoch steht der indische Asket über diesem orientalischen Lügner und Verbrecher! War der lügnerische Geist der Dämon, der ihn beseele, so war die Sinnlichkeit die Kette, an der der Dämon ihn gefesselt hielt und hin und her zerzte. Derselbe Mohammed, der so einfach und bescheiden, so anspruchslos und genügsam lebte, war der ausschweifendste Wollüstling. Heiße, sinnliche Blut brannte nach dem Tode der Chadidja, seiner ersten Frau, unbezwingbar in seinen Adern und verlangte nach Befriedigung. Er hat ihr nachgegeben. Keuscher Sinn ist ihm etwas absolut Fremdes, und das Weib ist ihm nach seinem Ausspruch nur ein „Aker“. Er hat es dadurch auf die niedrigste Stufe herabgedrückt, tiefer noch, als Buddha, der die Frauen verachtete. Es mochte mit Mohammeds Krankheit zusammenhängen, wenn er schließlich der Satyriasis verfiel. Er meinte, die sinnliche Lust hebe die Blut seiner Andacht, und sagte einmal: „Mein einziges Vergnügen auf Erden sind Weiber, Wohlgerüche und das Gebet.“ Er hatte meist über ein Duzend Frauen; bei seinem Tode hinterließ er neun, die er in neun Hütten in Medina untergebracht hatte. Außer diesen rechtmäßigen, angeheirateten Frauen standen ihm noch viele andere zu Gebote. Als er nach 24jähriger glücklicher Ehe Chadidja verloren hatte, heiratete er nach zwei Monaten wieder. Seine Lieblingsfrau war Aischa, die Tochter Abu-Bekrs, die er als ein neunjähriges Mädchen in seine Hütte führte. Er war in sie so verliebt, daß er selbst in der Moschee während des Gottesdienstes den Kopf

unter ihren Schleier steckte und sie liebkooste. Er verkündete den Gläubigen, daß sie auch im Paradiese seine Frau sein werde. Sie überlebte den Mohammed um 47 Jahre und war nach seinem Tode die geheiligteste Person im ganzen Islam. Es gab keine Staatsintrigue, in der sie nicht die Hauptrolle spielte. Sie galt auch als die höchste Instanz in religiösen und juristischen Fragen. In ihrer Hütte wohnte er am liebsten und meisten; sonst brachte er jede Nacht bei einer anderen seiner Frauen zu. Auch am Tage ging er einmal bei allen Frauen umher und sprach mit jeder ein paar freundliche Worte. Er scherzte auch gern mit ihnen; einst beschwor ihn eine, er möchte doch für sie beten, daß sie ins Paradies komme. Er sagte ihr: es darf kein altes Weib ins Paradies. Als sie deshalb zu weinen anfing, erinnerte er sie an den Koranvers, in welchem gesagt ist, daß Gott die Frauen im Paradiese wieder zu Jungfrauen umgestalte. Ein schlechterer Witz war der: eine Frau bat ihn, er möge ihr ein Kamel leihen. Er sagte, er werde ihr das Junge eines Kamelweibchens leihen, worauf sie erwiderte: „Es wird mich nicht tragen können.“ Da sagten die Anwesenden, die seinen Witz verstanden hatten: „Ist nicht jedes Kamel das Junge eines Kamelweibchens?“ und man gab ihr ein altes. — In seinem Harem war aber nicht immer Friede; es gab auch Streit, der ihn einmal vier Wochen von seinen Frauen trennte. Es handelte sich um eine Untreue seinerseits, die seine Frauen entdeckt hatten. Er schwur, nicht mehr in denselben Fehler verfallen zu wollen, aber die Frauen streiften, und Mohammed brachte einen Monat allein in einem Dachstübchen zu. Natürlich erschien bald eine ihn rechtfertigende Offenbarung vom Himmel, welche mit dem drohenden Schluß endigte: „Vielleicht wird ihm Gott, wenn er sich von euch scheidet, bessere Gattinnen statt eurer geben, gottergebene, gläubige, gehorsame, bußfertige, andächtige und fastende, sowohl Witwen als Jungfrauen.“ Das half, und in den Harem zog wieder der Friede ein.

Man wird sich nicht wundern, wenn diese Wollust sich paarte mit einer teuflischen Grausamkeit und Tyrannei. Es ist eine häufige Erscheinung, daß sittlich verkommene Ehebrecher auch Mörder und Schurken werden. Was war der Räuberhauptmann Mohammed, der die Karawanen überfiel, was war der grausame Schlächter der Juden anderes? Hartherzig, despotisch, von aufbrausendem Zorn, daß die Ader zwischen den Augenbrauen dick

anschwell, ohne jegliches Gefühl, welches das Wimmern hingeschlachteter Frauen und Kinder nicht rühren konnte, ein Muechelmörder, der zu einer solchen That stets mit der Frage: „Ist denn keiner hier, der mich von diesem Hunde befreie?“ aufforderte, ein unbarmer, ungerechter Richter, der einst Männern, welche ihm einige Kamele gestohlen hatten, die Hände und Füße abhauen, die Augen ausstechen und sie dann auf die Felsen zum Hungertode hinauswerfen ließ — hat Mohammed seinen Prophetenberuf für alle Zeiten mit einem unauflöschlichen Schandmal besleckt und sich den Namen eines „Lügen-Propheten“ wohl verdient. Luther hat recht, wenn er in seiner „Heerpredigt wider den Türken“ Mohammed vom „Lügengeist“ besessen nennt (Volksausg. B. 7, S. 460), und auch Voltaire hat ihn in seinem gleichnamigen Trauerspiele richtig charakterisirt.

Aber ein gerechtes, objektives Urtheil darf doch auch die andere Seite seiner Doppelnatur nicht außer acht lassen und neben den furchtbaren Lastern seine vorhin erwähnten guten Eigenschaften nicht übersehen. Die Urtheile sind daher über ihn verschieden, je nachdem man die schlechten oder die guten Seiten seines Charakters überwiegen läßt. Gasse sagt, diesmal einseitig und zu mild: „Ein geschichtliches Urtheil wird unterscheiden zwischen dem früheren und dem späteren Mohammed. Er war immer schön, tapfer und beredt“, und schließt: „Er war doch ein gewaltiger Mensch, voll heroischer, poetischer und religiöser Energie.“ (Kirchengesch. I, 468, 470.) Auch Möhler (gef. Ausg. B. I) kann ihn nicht für einen gemeinen Betrüger halten, da er an sich geglaubt habe und seine religiöse Wärme keine Heuchelei sei. Er nennt ihn wohl einen sittlich verwerflichen Charakter, dessen sittliches Gefühl in keinem Verhältnis zu seinem religiösen gestanden habe, aber er mißt ihn nicht nach dem christlichen, sondern nach dem arabisch-heidnischen Maßstab: „Die persönliche Sittlichkeit Mohammeds ist ganz dem Begriff eines Nationalpropheten und der national-arabischen Ethik entsprechend. Wenn ein Weltprophet, ein Jesus Christus, durch den reinsten moralischen Charakter ausgezeichnet sein muß, eben weil sich in ihm die allgemein menschliche Natur rein darstellen soll, ja wenn die Menschheit erst durch Christus, wie mit der wahren Sittenlehre, so mit dem Ideale eines sittlich-vollkommenen Menschen bekannt wurde, eben weil er der Menschheit, nicht einer Nation angehörte, so erfüllte Mohammed nur jene sittlichen For-

derungen, die an einen vollkommenen Araber gestellt werden, und gleichwie er, nach der rein menschlichen Ethik geprüft, als falscher Prophet verworfen werden muß, so kann ihn arabische Sittenlehre nur anerkennen, da seine Fehler nach dieser als Tugenden erscheinen. In dieser Weise wird es begreiflich, warum die Glaubwürdigkeit seiner Versicherung, daß er ein göttlicher Gesandter sei, nicht bezweifelt wurde.“ (377.) Ähnlich milde Nöldcke: „So verkehrt es wäre, alle die zahllosen Täuschungen und Greuelthaten, die zur größeren Ehre Gottes begangen sind, für das Werk absichtlicher Bosheit zu halten, da sie oft gerade von den Frönunsten, aber einseitigsten, ganz subjektiven Menschen ausgegangen sind, so falsch wäre eine Beurteilung Mohammeds nach einzelnen Maßregeln und Aussprüchen, welche vor einem geläuterten, sittlichen und religiösen Sinn nicht bestehen können. Von Grund aus war und blieb sein Charakter edel.“ („D. L. Moh.“) Treffender an einer anderen Stelle: „Von allen Fehlern zeigen sich bei ihm die Wurzeln von Anfang an. Sie sind eben in seiner Auffassung des Prophetentums, in dem Mangel eines streng sittlichen Bewußtseins, in der Unklarheit seiner Denkweise über rein geistige Dinge bei großer praktischer Klugheit gegründet. Sie erklären sich noch besonders aus dem Charakter seines Volks und der Vorderasiaten überhaupt. Der Besitz der Macht gab den schlimmen Seiten seines Charakters nur mehr Gelegenheit, sich zu zeigen und zu entwickeln. Nur die mit dem Alter steigende und ihn zu manchem falschen Schritt hinreißende Leidenschaft für das weibliche Geschlecht ist ein Zug, von dem sich aus der früheren Zeit keine Spur findet.“ (S. 182.) Dagegen urteilt der beste Kenner Mohammeds, der das Bild des Propheten durch die Kritik hergestellt und von jeder legendenhaften Ausschmückung gereinigt hat, Sprenger, über ihn äußerst streng; er stellt ihn überall als einen Heuchler, Betrüger und „Schurken“ dar, dessen Charakter ein durchaus verwerflicher und verächtlicher sei. (Leben und Lehre des Moh. I, S. 404 u. a. a. D.)

Die Wahrheit wird aber, wie vorhin gesagt, in der Mitte liegen: Mohammed ist kein abgeschlossener, sondern ein zwiespältiger, problematischer Charakter. Er verband das religiöse Abhängigkeitsgefühl des Judentums mit dem wilden, barbarischen Sinn eines heidnischen Beduinen. Seine Frömmigkeit war eine schwärmerisch gefühlsmäßige, aber ohne sittliche Kraft.

Er war ein Kind des Augenblicks, ohne Fähigkeit, sich zu beherrschen. Er war ein Theokrat, dem es nicht auf die sittliche Umbildung seiner selbst und seiner Anhänger ankam, sondern nur ein Staatsgefüge auf der monotheistischen Idee, die sich in ihm selbst verkörperte, aufbauen und über sein Volk herrschen wollte. Die Religion war nur Form, Zwang, aber nicht heilige, herzunbildende Gesinnung und Leben. War Buddha die personifizierte Unnatur, so ist Mohammed die personifizierte menschliche Leidenschaft mit allen ihren Höhen und Tiefen, mit aller ihrer edlen und verwerflichen Blut. Und diese Spaltung geht auch durch den ganzen Islam: devotes, gottunterwürfiges Wesen, verbunden mit peinlichster Befolgung aller Vorschriften, Ergebung in das unvermeidliche Schicksal, dem kein Sklave eines mächtigen Despoten entinnen kann, auch Mut und Entschlossenheit für Gottes Sache mit Aussicht auf Belohnung, aber auf der anderen Seite Unfittlichkeit der Haremswirtschaft, Lieblosigkeit gegen Sklaven und gegen Andersgläubige, Roheit und Rache, Grausamkeit und Despotie; diese Kennzeichen des Mohammed sind auch Kennzeichen des Islam. Umbildung des sündigen Herzens, Wiedergeburt, Erlösung sind dort unmögliche und fremde Erfahrungen. Steht Mohammed sittlich tiefer als Buddha, so steht seine Religion nicht viel höher als der Buddhismus, denn beide stammen nicht von Gott und führen auch nicht zu Gott, sondern stammen aus den Herzen irrender und einseitiger Menschen, und tragen an der Stirn den Stempel der Vergänglichkeit. —

Fast dünkt es uns ein Unrecht, auch eine Unmöglichkeit, diesen beiden Männern die Persönlichkeit Jesu Christi gegenüberzustellen und mit ihnen zu messen. Aber wenn je seine göttliche Herrlichkeit über alle Unvollkommenheit der Menschen leuchtet, dann muß das hier besonders an den Tag treten, und damit zugleich der Beweis erbracht werden, wie hoch das Christentum steht über Buddhismus und Islam.

Über das Äußere seiner Erscheinung hat uns die Geschichte nichts bewahrt. Die jüdischen Zeitgenossen haben sich auf Grund des ersten Gebots gescheut, Jesum nachzubilden; sie hätten es aus Mangel an künstlerischem Sinn auch nicht vermocht. Die ersten Bilder Jesu fanden sich nicht innerhalb der Kirche, sondern in der Hauskapelle des heidnischen Kaisers Alexander Severus neben den Statuen des Orpheus und Moses, sie sind aber ver-

loren gegangen. Im 4. und 5. Jahrhundert wurde die Nachbildung häufiger, aber ohne einheitlichen Typus. Augustin sagt hierüber (de trin. 8, 4): „Das Antlitz des Herrn im Fleische wird in der Verschiedenheit unzähliger Vorstellungen gewechselt und gebildet. Wie sein Antlitz war, ist uns gänzlich unbekannt.“ Erst vom 8. Jahrhundert an bildete sich das Christus-Antlitz, in Mosaikgemälden, Bildern und Veronika-Schweißtüchern noch erhalten. Die spätere Kunst hat hieran angeknüpft und uns die bekannte Vorstellung des Christuskopfes überliefert. Christus muß — das wird wahrscheinlich der Thatfächlichkeit am meisten entsprechen — von gewaltiger, majestätischer Person gewesen sein; das bezeugt der Eindruck, den er auf seine Landsleute gemacht hat. Auf seinem Antlitz muß sich die Schönheit der Seele wiedergespiegelt haben, vor allem im Auge, in dem Ausdruck seiner Züge, in seiner ganzen Haltung. Hase schreibt: „Es ist eine Wahrheit in unserem Gefühl, das für die geistige Schönheit nach ihrer angemessenen Offenbarung in der Sinnenwelt verlangt, und wie oft auch getäuscht, wo uns die äußere Schönheit begegnet, immer von neuem sie darauf ansieht, ob ihr nicht Inneres entspreche. Denn alle Mißgestalt scheint mehr und mehr der Sünde verwandt, nicht einer besonderen, eigenen, sondern der allgemeinen Sündhaftigkeit und Krankhaftigkeit unfres Geschlechts. Daher wir den Vater der Menschheit, freilich nicht wie die moderne Naturforschung, aber wie die heilige Sage ihn denkt in seinem Paradies, gar nicht anders denken können, und nie ist er anders gedacht worden, als in hoher, männlicher Schönheit, wie die bildende Kunst ihn dargestellt hat von Michel Angelos Bild seiner Begeisterung an bis auf Hildebrands Statue. Hieraus könnte man folgern, daß der zweite Adam, der sein Paradies unverloren im Herzen trug, auch darin vollkommen war, des Geistes Schönheit in hoher Leibes-schönheit offenbarte.“ (Gesch. Jesu, S. 328.) Aber diese Schönheit wäre dann nicht glatt und modern, sondern mehr ehrwürdig als anmutig, mehr erhaben als gefällig, göttlich und doch rein menschlich gewesen.

Wenn wir in einem solchen Körper nach der Seele forschen, dann brauchen wir nicht sowohl ein geschichtlich geübtes, kritisches Auge, als besonders ein frommes, christliches Herz, denn nur ein solches vermag in die Tiefen seines Geistes zu schauen. Wer einen Dichter verstehen will, muß dichterisch empfinden können; wer

Jesum beurteilen will, muß von seinem Geiste einen Hauch verspürt haben, sonst wird die Charakteristik einseitig.

Wie Buddha und Mohammed, so hat auch Jesus an sich geglaubt und sich für den Messias gehalten. Das Recht dazu gab ihm seine Gewißheit, von Gott gesandt zu sein. Er fühlte sich mit seinem himmlischen Vater eins. Wie uns die Luft umgibt und unsere Existenz bedingt, so konnte seine Seele nur atmen im Zusammenhang mit Gott. Alles Irdische und Menschliche steht bei ihm in zweiter Linie. Das ist die Einzigartigkeit Jesu. Sie ist ein Wunder, und wie wir die Entstehung eines Genius nicht begreifen können, so am wenigsten die dieses einzigen religiösen Genius. Bei Buddha äußerte sich der religiöse Sinn in der Askese, im Nachsinnen und in der Verkündigung seiner pessimistischen Lehre; bei Mohammed in seinem Abhängigkeitsgefühl von Allah, in seinen Offenbarungen, in seinem Beten und Thun; bei Jesu zuallererst in seiner Liebe zu Gott. Jesus nennt ihn seinen Vater, sein ganzes Leben ist ihm geweiht. Aus allen Worten und Thaten klingt der eine Grundakkord: „Vater, dich habe ich alleine lieb!“ Den innigsten Verkehr unterhält er mit Gott im Gebet. Den Tag beginnt er mit Gebet, am Mittag zu Tisch spricht er das Dankgebet, und den Tag beschließt er wieder mit Beten. Alle wichtigen Entscheidungen seines Lebens sind vom Gebet begleitet, die Wahl der Apostel, ihre Ausfendung, der letzte Entscheidungskampf. Er hat inniger, brünstiger beten können, als Mohammed. Je trüber sein Leben, um so inniger die Liebesglut zum Vater, um so gewaltiger das Gebet. Kindlicher spricht kein Sohn zu seinem Vater, als Jesus im hohenvaterlichen Gebet (Joh. 17) oder in Gethsemane. Im Gebete ist sein Leben auch ausgeklungen; von den letzten sieben Worten am Kreuz sind vier Gebete gewesen.

Aber diese Liebe zu Gott, die ihm Sohnesrechte giebt, macht ihn nicht stolz, sondern demüthig. Obwohl ausgestattet mit Kräften höherer Art, „kaun er nichts von sich selbst thun. Denn er sucht nicht seinen Willen, sondern den Willen des, der ihn gesandt hat.“ Geduldig wartet er die gottgewollte Zeit ab, wann er handeln, leiden, sterben soll. Als ihn Maria angeht, sich auf der Hochzeit durch ein Wunder zu offenbaren, weist er sie zurück: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen; meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Sein Wille ist dem Willen Gottes ganz unter-

worfen, selbst wenn es das Schwerste gilt zu ertragen. Der Entschluß bleibt: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Die Grenzen seines Willens und seiner Macht hat er öffentlich ausgesprochen. Seine Demut vor Gott ist das Zeichen der Heiligkeit seiner Liebe. —

Ihre praktische Bethätigung findet seine Liebe zu Gott in der Liebe zu den Menschen. Von früh bis spät offenbart er seine Menschenliebe. Hier predigt er im Tempel oder in einer Volksversammlung, um Menschenseelen zu retten, dort steht er, umdrängt von Kranken und Elenden aller Art, bis in die Nacht beschäftigt mit Heilen und Trösten. Kein Sabbathgebot ist ihm ein Hindernis; seine Liebe durchbricht alle Schranken. Trotzdem er manchmal müde ist, ja vor Müdigkeit einschläft bei Sturm und Wogendrang, so bleibt sich seine Liebe doch immer gleich. Er ist nie unfreundlich, nie mißvergünstigt und launisch, er hat immer Zeit für alle. Gerade in den letzten Tagen, da der Konflikt hereinbricht und der Haß seiner Feinde sich an ihm erschöpft, wächst seine Liebe zur Riesengröße. Nicht nur, daß er für seine Feinde betet, ihnen verzeiht und auch nicht den leiftesten Schatten von Groll und Haß in seinem Busen hegt, sondern er bricht sogar aus Mitleid für das verblendete Geschlecht weinend zusammen, und ruft, als wie wenn er allein die ganze Sündhaftigkeit und Gottverlassenheit des Menschengeschlechtes zu tragen und dafür zu leiden hätte: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Wie die Flamme um so höher steigt, je mächtiger der Wind hineinfährt, umsomehr lodert die Liebe Jesu auf, je mehr der Haß sich ihm entgegenbäumt. Hier beginnt das Gebiet des Göttlichen. Kein Buddha, kein Mohammed war zu solcher demütigen, selbstlosen Liebe fähig. Zu solcher Liebe war nur der fähig, in welchem Gottes Wesen in ganz eigenartiger Fülle wohnte. Wer so lieben kann, wie Jesus, der ist die fleischgewordene Liebe Gottes, der ist Gottes Sohn, der darf sagen, wenn er sein inwendiges Wesen und Wollen mit dem Gottes vergleicht: „Ich und der Vater sind eins; wer mich siehet, der siehet den Vater.“ —

Wem aber der Zweifel die Anerkennung dieser alles Menschliche weit überragenden Einzigartigkeit Jesu versagt, der prüfe auf das genaueste das Wesen seines Liebeslebens, ob er etwas

Unlauteres darin entdecken kann. Jesu Zorn ist kein Beweis der Unvollkommenheit, sondern gerade der Stärke und des Ernstes seiner Liebe. Ein Vater, der nicht zürnend strafen kann, hat sein Kind nicht lieb; solche Liebe ist weichlich und schwächlich. Mag daher Jesus manchmal mit furchtbaren Worten der Drohung die Herzen der Pharisäer erschüttern, mag er den Feigenbaum verfluchen, Kapernaum „in die Hölle hinunterstoßen“ und Jerusalem eine furchtbare Zukunft weissagen, ja mag er zur Geißel greifen und in gerechter Empörung die Tiere der Verkäufer und Käufer aus dem Tempel treiben, so ist dieser Zorn — nach einem schönen Ausspruch — nur „die Spitze der Flamme, welche die Liebe schlägt.“ Er will dadurch nur erziehen, zur Selbsterkenntnis führen, warnen. Eher noch könnte man von einem Übermaß der Liebe Jesu reden. Um den Tod seines Freundes Lazarus, um den Untergang Jerusalems kann er bittere Thränen weinen, und wenn er daran denkt, daß er, der Friedensbringer, Ursach sein wird zur Zwietracht und zum Kampf der Menschen untereinander, dann wird ihm „bange“. Die Liebe Jesu ist unendlich, so unendlich wie die Liebe Gottes, ohne Makel und ohne Schwäche.

Der sicherste Beweis der Reinheit seiner Liebe liegt in seiner Selbstlosigkeit. Wie entdeckt man einen egoistischen Zug in seinem Wesen. Uneigennützig nennt er Johannes den größten Propheten, wenn derselbe auch infolge Mangels an Erkenntnis des Wesens des neuteamentlichen Reiches Gottes ein „Kleinstes“ bleibt. Um eitler Ehre willen hat er nicht gearbeitet; wenn man ihm danken wollte, wies er auf Gott, von dem er seine Kraft erhalten, und als das Volk ihn zum König machen wollte, entwich er ins Gebirge. Die Kunde von der Heilung des Tauben verbot er auszubreiten, und als seine Jünger ihn als Messias erkannten, unterjagte er es ihnen, zum Volke davon zu reden. Die Bezeichnung „gut“ weist er von sich ab, denn „niemand ist gut, denn der einzige Gott.“ Schmeichelei hat er nie geduldet; sie ist ihm auch selten zu teil geworden. —

Den Armen, von denen er keinen Gegenlohn erhoffen konnte, gehörte seine Liebe ebenso, oder noch mehr, wie den Reichen. Dem verkommenen Weib am Jakobsbrunnen, der Ehebrecherin in gleichem Maße, wie den Pharisäern Simon und Levi. Der Macht des Geldes und des Besitzes, welcher alle Menschen erliegen, stand er wie ein König gegenüber, noch freier als Buddha und Moham-

med. Er ist der erste gewesen, der die Menschen lehrte, daß sie nur Verwalter des Geldes seien, und keine Besitzer; den schalt er einen Narren, der anders dachte. Auf Gelderwerb ist er selbst nie ausgegangen. Was freundliche Geber und Geberinnen ihm schenkten, das ließ er durch Judas verwalten, und als der Teufel ihm alle Reiche der Welt zum Besitz anbot, sprach er voller Abſcheu: „Hebe dich weg von mir, Satanas!“ Geben war ihm stets seliger, als Nehmen. Seine Selbstlosigkeit war so groß, daß er seinen Jüngern die Füße wusch. Er hat die Pflicht derselben den Seinen als das Grundgesetz ihres Lebens hinterlassen. In der Bergpredigt ist die Behandlung der Selbstlosigkeit der Hauptinhalt. Was er gelehrt, hat er alles selbst vorgelebt. Jesus ist eine Lichtgestalt durch und durch. Losgelöst von allen irdischen Banden, ohne Geld, ohne Weib und Kind, gilt seine selbstlose Arbeit nur dem Reiche Gottes und der Rettung seiner Brüder. Während Buddha in erster Linie an das Heil seiner eigenen Seele dachte und sich um das Glück der Menschen wenig kümmerte, während Mohammed sich damit begnügte, die Menschen seiner Religion mit Gewalt zu unterwerfen, hat Jesus jede einzelne Seele geliebt, ist ihr nachgegangen, um in derselben auch Liebe zu Gott und dadurch neues Leben zu wecken.

Mit dieser grenzenlosen Liebe zu Gott verband sich auch ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott.

Sein grenzenloses Vertrauen auf den himmlischen Vater ist die Triebkraft seines Handelns, die Veranlassung seiner Wunder. Welch eine That, für 5000 Menschen in der Wüste auf Ernährung zu hoffen, obwohl doch nur fünf Brote und zwei Fische vorrätig, oder sich unverzagt Sturm und Wellen anzuvertrauen, die das Schiffelein zu verschlingen drohen! Die Bangigkeit seiner Jünger kann er gar nicht begreifen: „Ihr Kleingläubigen,“ so tadelt er sie, „warum seid ihr so furchtsam?“ Menschenfurcht ist ihm insollgedessen völlig fremd. Den Herodes nennt er öffentlich einen Fuchs, und als er vor ihm steht, ist sein Mund vor den Fragen des Neugierigen ganz verschlossen. Den Pharisäern sagt er rücksichtslos die Wahrheit, selbst dem Gastgeber, der ihn zu Tisch geladen. In dem sicheren Bewußtsein, unter dem Schutze Gottes zu stehen, geht er in das Lager seiner Feinde, die ihm den Tod drohen, trotz Warnung der Seinen, und selbst bei dem Schrecken der nächtlichen Verhaftung und den qualvollen Stunden des folgenden

Marter-Tages bewahrt er die ruhige majestätische Haltung eines Königs. Als aber Jesus, am Kreuze hängend mitten zwischen Räubern, von seinen Jüngern verlassen, von denen, die er zu retten sich bemüht, verworfen, sein Werk in Trümmern sieht, da wächst sein Glaube an Gott und an sich selbst ins Unermeßliche. Sein Vertrauen macht ihn zum Triumphator über das widrige Geschick, über Menschenhaß und Menschenmacht, und sein letztes Wort klingt wie ein Siegesjubel: „Es ist vollbracht.“ Derselbe Mann, der des Glaubens Wunderkraft gepriesen, daß sie Berge versetzen könne, derselbe hat mit seinem Glaubensmut den Tod besiegt und die Welt aus den Angeln gehoben. Er, der einzelne schwache Rabbi von Nazareth, kämpft unverzagt gegen ein Volk mit altehrwürdigen, heiligen Vorurteilen, aber ohne das Glück und die Anhänger Buddhas, ohne das Schwert Mohammeds, gewinnt nur einige Handwerker als Jünger und Freunde, und sieht dennoch die Dämme, die jüdischer Nationalstolz und falsche Messiaserwartung gegen ihn aufgerichtet, in Bälde brechen und die ganze Heidenwelt vom Wasser des Lebens überflutet. Solche Schwierigkeiten, wie Jesus hatte, haben die beiden anderen nicht zu bewältigen gehabt, sie hatten aber auch nicht die heroische Glaubenskraft dazu. Noch wenige Stunden vorher, bevor er gefangen genommen und seinem Ende entgegengeführt wird, setzt er das heilige Abendmahl ein, das Siegeszeichen, daß er leben wird und täglich mit den Seinen in einen neuen Herzensbund treten kann zur Vertilgung der Sünden! Festigkeit und Unererschütterlichkeit im Unglück ohne Leichtsin, Furchtlosigkeit vor Menschen und vor dem Tod ohne Tollkühnheit, fröhliche Zuversicht auf ewiges Gelingen ohne Phantasterei, die Quelle immer neuer Kraft zum Denken und Handeln ohne Einseitigkeit und Fanatismus, diese Merkmale des wahren Gottvertrauens sind in Jesu verkörpert. Hat der Hebräerbrief unrecht, wenn er ihn den „Anfänger und Vollender des Glaubens“ nennt? Unser Glaube ist schon groß, wenn er wie ein Senfkorn ist; Jesu Glaube ist wie ein in den Himmel ragender Felsen. War seine Liebe seine Waffe, mit der er die Herzen bezwang, so war sein Glaube seine Rüstung gegen Tod und Sünde. Mit seiner Liebe hat er die Welt überwunden, mit seinem Glauben hat er sein Werk gekrönt. Beides zusammen macht ihn zum König der Menschheit, in welchem wir unsern Erlöser schauen.

Mit dieser Liebes- und Glaubenskraft stände es nun in

unverföhnbarem Widerspruch, wenn Jesu sittliches Leben auch nur den geringsten Makel aufwiese. Noch heute wird der nüchternste Forscher ebensowenig eine Schwäche an Jesu entdecken können, wie es damals seine Feinde, die Pharisäer, imstande waren, als er ihnen in göttlichem Selbstbewußtsein die Frage entgegenwarf: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?“ Man würde aber der Größe Jesu nicht gerecht, wenn man seine Sündlosigkeit als eine von Natur angegeborene Anlage betrachten würde. Er hätte wohl sündigen können, aber seine göttliche Gesinnung behielt immer den Sieg. Die Vollkommenheit seiner Persönlichkeit ist erst die Frucht inneren Kampfes. Daß er einen Gedanken sofort als einen sündhaften, vom Teufel eingegebenen erkannte und unterdrückte, daß er seine Empfindungen und Entschließungen stets unter das Licht des göttlichen Willens und dann den einmal erkannten Willen Gottes entschlossen durchführte, darin besteht die Reinheit und Vollkommenheit seines Charakters. Seine Empfänglichkeit für verführerische, dem göttlichen Plan widersprechende Gedanken beweist sein Erlebnis in der Wüste, die Zurückweisung des warnenden Petrus, sein Kampf in Gethsemane. Mit den versucherischen Gedanken Jesu war es gerade so, wie mit einem Hauch auf einen reinen Spiegel. Der Hauch fließt sofort in Nichts zusammen, und läßt keine Spuren zurück. Wenn Jesus aber von vornherein gefeit gewesen wäre gegen alle menschlichen Schwächen und Versuchungen, so könnte er unser Erlöser nicht sein; er wäre uns zu hoch, wie ein vom Himmel auf die Erde gesandter Gott, aber nicht ein Mann, von dem der Hebräerbrief sagt: „Er ist versucht allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde.“ Gerade einen solchen brauchen wir, wenn wir uns daran emporranken sollen.

Diese Sündlosigkeit seines Charakters zeigt sich besonders an zwei Tugenden, an seiner Wahrhaftigkeit und an der absoluten Reinheit seiner Gesinnung.

Wahrhaftig ist er den Jüngern gegenüber, wenn er ihnen, anstatt sie durch Versprechungen für die Zukunft und durch Verheißung goldener Berge an sich zu fetten, voll und ganz in den schwärzesten Farben die Zukunft malt. Auch über sein eigenes Ende verheimlicht er ihnen nichts. So fürchtbar und niederschmetternd sein Tod für die Jünger und sein Werk sein mußte, er breitet keinen Schleier darüber. Es ist ergreifend und rührend,

den Meister im Kreise seiner naiven, noch kurz vor der Himmelfahrt in altjüdischen Messiasvorstellungen befangenen Schüler die kommenden Geschehnisse malen zu sehen. Welch eine Persönlichkeit muß das gewesen sein, die auch dann noch die Gemüther der heimatlosen Juden an sich zu fesseln vermochte! Die Jünger Buddhas sahen bei seinem Tode das Werk gelungen; die Anhänger Mohammeds waren reiche, mächtige Menschen geworden; die Apostel Jesu aber schauten bei seinem Untergang ihrem eigenen Tod in die Augen. Buddha hat die Wahrhaftigkeit gekannt, Mohammed nicht, Jesus war die Wahrheit selbst. — Wahrhaftig ist er auch seinen Feinden gegenüber geblieben, mochte er beim Mahle mit ihnen an einem Tische sitzen oder in offener Redeschlacht sich mit ihnen messen, mochte er auf ihre Listen und Ränke eingehen oder dem Hohenrat bekennen, daß er Gottes Sohn, und dem Pilatus, daß er ein König sei. Petrus hat recht, wenn er sagt: „Er hat keine Sünde gethan, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden.“

Auch für die Richtigkeit seiner Lehre ist uns seine Wahrhaftigkeit ein Unterpfand. Er hat nichts hinzugegedichtet zu dem, was sein himmlischer Vater ihm als Gewißheit in das Herz legte; seine Phantasie, die sich wohl in seinen Bildern und Gleichnissen zu erkennen giebt, hat an seiner Lehre keinen Anteil. Man vergleiche die unlauteren, wollüstigen Träume Mohammeds vom Paradiese, worin 72 Houris in immer wieder aufblühender Jungfräulichkeit den Frommen mit hundertfach erhöhter Kraft des Genusses erwarten sollen, mit den schlichten, sittlichen Schilderungen Jesu vom Himmelreich, wo die Abgeschiedenen sich „weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich wie die Engel Gottes im Himmel“, oder gar mit dem strengen Lazarus-Gleichnis! Jener redete wie ein Mensch, dessen Herz sich noch nicht vom Irdischen losgemacht hat, dem der Wunsch noch immer der Vater des Gedankens ist, hier aber redete einer, der alles Vergängliche unter seine Füße gethan hatte. Er allein durfte mit Recht von sich behaupten: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Mehr und anderes, als was Jesus uns offenbart, werden wir Menschen daher von Gott nie erfahren. —

Die absolute Reinheit seiner Gesinnung erstrahlt aber am schönsten in seiner Keuschheit. Was Goethe von Schiller sang: „Hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt,

das Gemeine“, das paßt nur allein auf unsern Heiland. Buddha ist in jüngeren Jahren in Sinnlichkeit versunken gewesen, dann hat ihn der Ekel am Leben ergriffen und er ist der Welt entflohen. Mohammed ist ein Wollüstling gewesen, dessen fleischliche Lust keine Grenzen kannte und ihn zu Lüge und Betrug verführte. Jesus allein ist keusch und rein geblieben bis zum Tode. Und doch ist er es gerade gewesen, der auch im Weibe die gottähnliche Seele erkannte, dem Manne gleichberechtigt hier und im Himmelreich, der das Weib aus den Sklavenbanden befreite, der die Monogamie sanktionierte und für alle Zeiten des Weibes Stellung in Haus und Gottesreich gesichert hat. Buddha und Mohammed haben das Weib nur verachtet; Jesus hat es geehrt, und darum giebt es nur im Christentum eine Maria, die keusche Gottesmagd, eine Martha und Maria von Bethanien, eine zur Sittlichkeit und Erlösung gebrachte Ehebrecherin.

Entdeckten wir an Buddhas und Mohammeds Charakteren neben Licht auch gewaltiges Dunkel, so finden wir an Jesu Persönlichkeit nur Licht. Eine solche Person läßt sich nicht erdichten, dazu fehlte den Evangelisten vollkommen das sittliche Vorbild, der sittliche Maßstab. Der biblische Christus ist eine historische Person, und diese Person ist völlig neu und doch stets menschlich und natürlich, der Gottes- und Menschensohn, nach dessen Idealbild Gott uns alle geschaffen hat. Buddha und Mohammed sinken vor ihm in den Staub als arme Sünder; er ist der Heiland der Welt. Ihm gebührt die Krone der Menschheit. Sie beide werden vergehen; er wird bleiben und herrschen. Wer aber im Innersten seines Herzens mit diesem Jesus Gemeinschaft geschlossen, der erfährt von ihm Wirkungen, wie sie von Buddha und Mohammed nie ausgegangen sind und ausgehen können, nämlich die Erlösung. Dann wird einem solchen Gläubigen Jesus mehr als der gewaltige Prophet und Lehrer, der wunderbare Menich und Freund; dann wird er zum Heiland, zum Gott! Denn wer mich erlöst, der ist mein Heiland, und wer mich innerlich beseligt und mir den Frieden der Gotteskindschaft wer mir die Gewißheit des Siegs über Leid und Tod giebt und die Aussicht auf das ewige Leben, der ist mein Gott. Wer dies aber von Christus erfahren hat, der darf und muß ihm die Ehre zuwenden, die man Gott allein zuwendet. Es darf uns Christen daher nicht zuallererst darauf ankommen, wie wir die Größe Jesu auf eine Formel

zwängen, welche doch niemals seiner Person gerecht werden kann, sondern darauf muß es uns ankommen, mit ihm in Herzensbeziehung zu stehn. Das kann man aber mit Buddha und Mohammed nicht, denn sie leben nicht fort als göttliche Geister; nur ihre Lehre lebt noch fort, welche die Persönlichkeit nicht ersetzen kann. Wohl aber kann man es mit Christus, denn der Auferstandene lebt gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit. Vor Buddha und Mohammed brauchen wir uns daher nicht zu beugen, sie waren irrende Menschen und können uns nichts nützen. Jesum aber müssen wir anbeten, denn er ist unser Erlöser. Wenn die drei noch einmal vor uns treten und fragen, wer sie seien, dann müssen wir Buddha und Mohammed zurufen: Ihr waret Menschen, wie wir, stark und schwach, groß und klein, tugendhaft und voller Sünde. Eure Religionen sind, wie ihr selbst, voller Wahrheit und Irrtum. Das tiefste Verlangen der Menschen aber nach Gemeinschaft mit Gott, nach Erlösung und Wiedergeburt des Herzens könnet ihr nicht befriedigen, darum führt ihr die Menschheit nicht vorwärts, sondern zurück. Es ist ein Größerer da, als ihr, Jesus Christus!

Wenn er uns fragt, wer er sei, dann wird jeder, der von seiner Liebe einen Hauch gespürt, mit Petrus bekennen:

„Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“

Kapitel 8.

Überblick über die Geschichte der drei Religionsgemeinschaften.

Mit großen geistigen Bewegungen ist es wie mit Strömen. Ist die Quelle zu Thal geflossen und hat sich mit anderen Zuflüssen vereinigt, dann beginnt der Kampf. Hindernisse, natürliche und künstlich gemachte, hemmen den Lauf und drängen, wenn sie nicht überwunden werden, den Strom in eine andere Richtung. Später entsteht eine Ober- und Unterströmung. Die Unterströmung erhält sich am reinsten, fast wie sie an der Quelle entsprungen. Auf der seichteren Oberströmung aber schwimmen Trümmer und allerlei fremde Bestandteile, die man in den Fluß geworfen, und durch welche er oft eine ganz andere Farbe erhält, als er ursprünglich hatte. Oft scheiden sich diese Strömungen, und laufen als selbständige Arme eines Flusses nach zwei Seiten auseinander.

Demselben Naturgesetz waren die drei Religionen unterworfen. Mühsam haben sie sich Bahn gebrochen, haben gerungen gegen jahrhundertealte Vorurtheile und Anschauungen, haben immer neue, aus ihrer Zeit ihnen entgegengestellte Hindernisse zu überwinden gehabt, und sind zum Teil aus ihrer Richtung herausgedrängt worden. Der Buddhismus hat sein Heimatland Indien verlassen müssen, das Christentum seine Wiege Palästina, und beide haben sich ein ander Bette gesucht und auch gefunden. Der Islam allein hat mit dem Schwert alle Hindernisse in Arabien niederschlagen können und ist bis heute darin geblieben. Aber bei allen dreien entstand jene Ober- und Unterströmung großer Flüsse. Allerlei alte Anschauungen und Gebräuche wurden mitgenommen. Menschen thaten ihre Fündlein hinzu; fremde Bestandteile mischten sich mit der neuen Geistesrichtung und gaben ihr an der Oberfläche

ein verändert Aussehen, und als eine geraume Zeit dahingegangen, da konnten die Religionen ihr aufgezwungenes Kleid nicht mehr ablegen und trugen nur noch unsichtbar, tief in ihrem Schoße die reine Lehre ihrer Stifter. Es kam zum Kampf, zur Scheidung. Die Tradition stritt mit der alten, ursprünglichen, reinen Lehre, und das Ende war die völlige Trennung. Der Buddhismus zerspaltete sich in die südliche Gemeinschaft auf Ceylon, in Barma und Siam, welche den Geist des Stifters am treuesten bewahrt hat, und in eine nördliche in Tibet und in der Mongolei, in den sogenannten Lamaismus, wo nur noch wenig buddhistischer Geist unter dem Mantel der Tradition sich erhalten hat. Das Christentum ging auseinander in eine römisch- und griechisch-katholische Kirche auf der einen Seite, und in die evangelische auf der anderen, dort die Tradition, hier die reine Wahrheit Jesu. Auch der Islam zerfiel in zwei Teile, in die Kirche der Sunniten und in die der Schiiten.

Aber wie wird sich der weitere Verlauf gestalten? Werden alle drei Ströme in ein und dasselbe Meer, in Gott, einlaufen? Oder werden sie versanden unterwegs, oder sich zu einem großen Fluß vereinigen, und welcher von den dreien wird die Richtung angeben? Darüber wird ein Überblick über die Geschichte der drei Religionsgemeinschaften schon jetzt prophetische Andeutungen zu machen erlauben.

Buddha war 480 vor Christi Geburt gestorben und seine Seele sollte, wie es sein Wunsch gewesen, in das Nirvana eingegangen sein. Die zurückgebliebenen Mönche bildeten seine Kirche, und hatten die Pflicht, des Meisters Vorschriften zu sammeln und die Religion zu erweitern. Aber kaum hatten sie auf dem ersten Konzil zu Radschagriha die wichtigsten Sprüche und Klosterregeln Buddhas gesammelt und den Grund gelegt zu ihrem jetzigen dreiteiligen Kanon, dem Tripitaka, der die Disciplin (vinaya), die Lehre (dharma) und die buddhistische Metaphysik (abhidharma) umfaßt, so begannen die Hindernisse und Kämpfe. Schwer war der Kampf gegen die feindlichen Brahmanen, noch schwerer gegen die im Schoß der eigenen Kirche auftretenden Sekten. Auf einem zweiten Konzil, hundert Jahre nach Buddhas Tod, wurde eine sektiererische Partei ausgeschlossen, die sich fortan als „Schule der großen Versammlung“ konstituierte. Da brach plötzlich von Westen her die sieggewohnte Armee des Großen Alexander in Indien ein,

riß die bis dahin vorhandenen nationalen Schranken nieder und fügte Indien in das große Weltreich ein. Den Mönchen Buddhas ward dadurch der Blick erweitert und sie schauten aus ihren engen Klostermauern hinaus in eine neue, große Welt, die sie zur Mission lockte und aufforderte. Das Glück war ihnen günstig. Die griechische Herrschaft im Pendschab ward gestürzt und an deren Stelle trat um das Jahr 310 vor Christi Geburt eine dem Buddhismus völlig ergebene Dynastie der Maurya, deren Reich sich dehnte vom Indus bis zur Gangesmündung, von den Schneebergen des Himalaya bis zum Bindhya. Aus diesem Geschlecht stammt der buddhistische Konstantin, der den Buddhismus zur Staatsreligion erhob und für die Feststellung der reinen Lehre, für die Herstellung der Schriften und für die Ausbreitung der Religion weit über Indiens Grenzen von der allergrößten Bedeutung gewesen ist, der König Asoka um das Jahr 250 vor Christi Geburt. Anfangs ein grausamer und fürchtbarer Despot, soll er durch seine Befehung zum Buddhismus ein anderer Mensch geworden sein, freundlich, mildthätig und freigebig. Nach der Sage geschah seine Befehung dadurch, daß ein vorübergehender buddhistischer Mönch durch seine Haltung ihm Ehrfurcht einflößte, während die Brahmanen, von denen er täglich viele speiste, durch ihr Benehmen ihm anstößig wurden. Asoka forderte den buddhistischen Mönch auf, sich an den ihm gebührenden Platz zu setzen. Sofort setzte sich der Mönch auf den königlichen Thron selbst, und diese Zuversicht, sagt man, habe den plötzlich erleuchteten König so erschüttert, daß er ausrief: „Dieser Priester wird von heute an Herr in meinem Palaste werden.“ Ohne den Brahmanismus zu verfolgen, und ohne das Schwert in die Hand zu nehmen, hat Asoka, so wie es dem Anhänger Buddhas ziemte, ohne Gewalt den Buddhismus zur Staatsreligion gemacht und ihn innerlich und äußerlich gefestigt. Über die Schneefelder des Himalaya zogen seine Mönche, über die Flüsse und Gebirge schritten sie bis zu den Reichen Alexanders, vor allem südlich bis zur Insel Ceylon, und führten den Buddhismus ein. Asoka selbst ging in der Befolgung buddhistischer Ethik allen mit leuchtendem Beispiel voran; er speiste täglich 60 000 Mönche, gab ihnen dreimal sein ganzes Reich und kaufte es ihnen dreimal wieder ab mit unermesslichen Schätzen und verherrlichte seine Kirche durch zahllose Bauten und Denkmäler. Noch heute findet der Wanderer in Indien

Felstempel, Reliquientürme, Säulen und Inschriften, viele mit dem Symbol Buddhas, dem sitzenden Löwen, verziert, aus der Zeit dieses Königs, der sich gern Piyadasi, d. h. der Liebevollste, nannte. Unter seiner Regierung nahm der Zudrang zu den Klöstern überhand; eine Landschaft Magadha ward so mit Klöstern übersät, daß sie davon den Namen Behar, d. h. Kloster bekommen haben soll. Mit der wachsenden Zahl der Mönche nahm auch die Unordnung und die Sektiererei zu. Auf einem dritten Konzil zu Pataliputra 246 wurden diese unreinen Elemente ausgestoßen, und die heilige Lehre, vor allem der Kanon der vorhandenen heiligen Schriften festgesetzt. Die große Mehrzahl der jetzt vorhandenen stammt aus einer späteren Zeit.

Es kamen Jahrhunderte der Bedrückung, weil eine neue Dynastie das Geschlecht des Asoka verdrängte. Aber zur Zeit der Geburt Jesu leuchtete dem Buddhismus wieder ein heller Stern des Glücks. Gewaltige Nomadenvölker skythischer Abstammung, die Yuetschi oder Indo-Skythen unter ihrem König Kanischka, überfluteten Indien, zertrümmerten die dem Buddhismus feindliche Dynastie und bekehrten sich selbst zur Moral des indischen Asketen. Zugleich mit dieser letzten politischen Erhebung der Religion beginnt aber auch ihr Verfall und ihre Spaltung. Mit dem Übertritt der Skythen drangen allerlei fremde, heidnische Bestandteile aus dem Fetisch- und Feuer-Kult in den Buddhismus hinein. Ein religiöser Mechanismus, der die Gebetsräder anwendete, deren erste Spuren man auf den Münzen der Yuetschi gefunden hat, eine Reliquien- und Götzen-Verehrung, die sonst dem alten Buddhismus fremd gewesen, verband sich mit dem Atheismus und Nihilismus Buddhas und veränderte den Geist der Religion völlig. Der Buddhismus verlor seinen atheistischen und nihilistischen Charakter im Lauf der Zeit immer mehr und mehr, und aus dem Nirvana ward ein Paradies, das sogenannte westliche Paradies unter Amitabha. Und als der Yuetschi-König Kanischka zur Zeit der Geburt Jesu ein viertes buddhistisches Konzil nach einem Kloster Dschalandhara in Kaschmir berief, woselbst statt der bisher gebräuchlichen Pali-Sprache das Sanskrit als Kirchenprache festgesetzt und eine Anzahl neuer Schriften in den alten Kanon Asokas aufgenommen wurden, da erkannten die südlichen Buddhisten auf Ceylon dieses Konzil nicht an, weil sie auf der alten, reinen Fassung ihrer Religion stehen

bleiben und der Tradition nicht zustimmen wollten, und trennten sich von den nördlichen Buddhisten zu bleibender, noch heute bestehender Spaltung, während welcher sich die beiden Schwesterkirchen zu völliger Unähnlichkeit im Lauf der Jahrhunderte entwickelt haben.

Der nördliche Buddhismus erlebte seit diesem vierten Konzil noch mancherlei Schicksale und Wandlungen. Er breitete sich über ganz Vorderindien, ja über China und später auch über Japan aus.

Es war eine auffallende Bestätigung des Paulinischen Wortes, daß „die Zeit damals erfüllet gewesen“ (Gal. 4, 4), daß sich zur Zeit Jesu nicht bloß in Palästina, Griechenland und Rom die Völker nach einer neuen, göttlichen Wahrheit sehnten, sondern auch in dem fernem, abgeschlossenen China. Um das Jahr 61 nach Christi Geburt kamen Boten aus diesem Land nach Indien, um sich nach der Lehre des Buddha zu erkundigen und dieselbe in ihre Heimat zu verpflanzen. Unbefriedigt von der nüchternen Weisheit des Confucius, nahmen die Chinesen die einfache Moral des indischen Religionsstifters an, zumal die späteren Thaten zu derselben, die Lehre vom seligen Leben im Paradies des Amitabha und die Reliquien- und Götter-Verehrung. Aber so sehr die chinesischen Kaiser diese Religion des Fo, wie sie den Buddha nannten, begünstigten, so haben sie dieselbe doch **nie** zur Staatsreligion gemacht, und darum hat der Buddhismus die alte einheimische Lehre auch niemals verdrängen können. China ist daher, wie Japan, ein Land der religiösen Mischung geworden. Dieselben Chinesen, die die Tempel des Buddha besuchen, besuchen auch die des Confucius, und es ist daher hier und in anderen Ländern unmöglich, die Zahl der wirklichen Buddha-Verehrer genau zu bestimmen. Einige geben die heutige Zahl im ganzen auf 450 Millionen an, andere nur auf 100 Millionen, und es ist wahrscheinlich, daß die letztere Angabe die richtigere ist. Für das Christentum war es jedenfalls zu Zeiten der Apostel ein Verhängnis, daß es nicht so schnell das mittlere Asien erfüllte, als es sich durch Paulus nach Westen ausdehnte. „Wären in diesem ersten Jahrhundert nach Christo die Apostel des Christentums ebenso rasch nach Osten vorwärts gekommen, wie Paulus nach dem Westen, so wäre ohne Zweifel in kurzer Zeit die ganze alte Welt mit dem Evangelium Christi erfüllt gewesen.“

Nun aber mußten die Völker des Ostens in dem des Buddha ihre Befriedigung suchen.“ (Wurm, Gesch. d. ind. Religion. Basel. S. 147.)¹⁾

Von China aus kam der Buddhismus im 6. Jahrhundert nach Japan, ohne auch dort die heitere, leichter zu erfüllende Sinto-Religion verdrängen zu können. Heute sind in Japan Buddhismus und Sinto-Religion gleich äußerlich und identisch mit Götzendienst und Fetisch-Anbetung. Beider Priester stehen darum, wie in China, bei dem Volk in keiner hohen Achtung und entbehren jeder höheren, wissenschaftlichen Bildung. Ihr blödsinniger Gesichtsausdruck, ihr stumpfes Ableiern der Gebete zu bestimmten Tageszeiten hat die Gebildeten unter den Japanern abgestoßen, so daß diese sich einem besonderen Nationalismus zuneigen. Sie wollen den Buddhismus als eine Religion des Aberglaubens vertreiben und suchen nach einer besseren! Sie ist bereits in Japan vorhanden, denn das Christentum hat dort mit Erfolg seinen Einzug gehalten.

Nach diesen Eroberungen verlor der nördliche Buddhismus in Indien schnell seine Kraft und sank im Ansehen. Um so mächtiger erhob sich der alte Brahmanismus, der noch immer sich neben demselben behauptet hatte, und als schließlich eine einheimische Dynastie nach Niederwerfung der Yuetschi zur Regierung

¹⁾ Die christliche Missionierung Chinas ist seit Ende 1897 durch die Besitzergreifung der Kiantjhou-Bucht durch Deutschland in ein neues Stadium getreten. Veranlassung zur Besitzergreifung gab die Tötung einiger deutsch-katholischen Missionare durch Chinesen. Seitdem hat Deutschland nicht nur einen Stützpunkt für seine Interessen in dem gewaltigen Reich, dessen Aufteilung doch nur eine Frage der Zeit ist, sondern zugleich hat auch das Christentum festen Fuß im buddhistischen Gebiet gefaßt und wird nun den Kampf gegen Buddha erfolgreicher aufnehmen können. Schon hat die deutsch-evangelische Mission die Arbeit thatkräftig in die Hand genommen. Hätte Japan, wie es in seiner Absicht lag, sich zum Herrn des chinesischen Reiches gemacht, so hätte diese Herrschaft auf dem asiatischen Kontinent eine Stärkung des Buddhismus bedeutet, aus der für die in Ostasien kaum gelegten Fundamente des Christentums schwere Gefahren hätten entstehen müssen. Die einzelnen Mächte Europas, welche jetzt Teile Chinas besitzen, dürfen ummehr nicht vergessen, daß sie an der Zukunft Ostasiens nicht nur ein großes wirtschaftliches Interesse haben, sondern daß sie, als Träger der christlichen Kultur, vor allem dort gemeinsam eine große Kulturpflicht zu erfüllen haben. Deutschlands Vorgehen in Kiantjhou stützt sich gerade auf die Erfüllung dieser christlichen Kulturaufgabe.

kam und den Brahmanismus vertrat, da begannen die Verfolgungen gegen die Jünger Buddhas, welche sich fortan im Norden Asiens, in Tibet, eine neue Heimat suchten. Im Lauf dieser Jahre, von 600 an, hat sich der Buddhismus von seinem alten Heimatland Vorderindien allmählich loslösen und es schließlich ganz den Brahmanen überlassen müssen. Über dieser Vertreibung ruht noch ein starkes Dunkel. Indien gehört heute den Brahmanen. Nur Trümmer und Inschriften zeugen jetzt noch davon, daß der Asket Buddha in den Ländern des Ganges und Indus umhergewandelt und von den vier Wahrheiten und dem Nirvana gepredigt hat. In Tibet aber entfaltete sich der von der reinen Lehre Buddhas seit dem vierten Konzil abgewichene Buddhismus zur völligen Abart, zum hierarchischen Lamaismus. Von dem unverdorbenen Naturvolk der Tibetaner freundlich aufgenommen, bauten sich die Mönche Buddhas, dort Lamas genannt, in zahllosen Klöstern an und schufen aus dem götterlosen, asketischen Buddhismus die kraßeste Menschenvergötterung, den oberflächlichsten religiösen Mechanismus und das Gegenteil aller Ethik, teils um dadurch ihre Herrschaft über die Gemüter ausüben zu können, teils, um dem einfachen Naturvolk eine feinen Vorstellungen verständliche Religion zu bieten. Der oberste Priester der Lamas wurde die fleischliche Verkörperung Buddhas, der lebendige Gott auf Erden, der tibetaniſche Paps. Ihres Geistes entkleidet und ihrer Kraft beraubt, mußte diese Religion, die nicht aus Gott, sondern aus einem Menschen entstammt zu sein sich von Anfang an rühmte, endlich bei dieser Menschenanbetung endigen; das war der natürliche Lauf ihrer Entwicklung.

Hat dieser tibetaniſche Paps das Zeitliche gefegnet, dann geht seine Seele nicht in das Nirvana ein, sondern, zur Erlösung der Menschheit, erscheint sie wieder in einem Kinde, dessen Leib sie zu ihrer Hülle sich gewählt hat. Oft ist dies Kind des Papes eigenes Kind, so daß also die Buddha-Würde sich im eigenen Geschlechte vererbt. Dieses Kind aber wird zum göttlichen Popanz für die ganze Kirche.

Noch höher stieg die Gewalt dieser Papes, als im 13. Jahrhundert zu der geistlichen Macht auch die weltliche kam. Der Beherrscher der Mongolen, Chubilai, der Tibet sich unterwarf, machte den ersten Lama auch zum weltlichen Fürsten über Tibet mit der Residenz in Chajja, aber mit der Verpflichtung, ihm

Tribut zu zahlen. Tibet wurde ein Pfaffenstaat, ein Kirchenstaat, wie das Papsttum in Rom in seinen glänzendsten Zeiten. Die Mongolen aber nahmen trotz ihrer Ehrerbietung vor dem lamaischen Papst den Buddhismus noch nicht an; erst im 16. Jahrhundert sind sie übergetreten, und hängen heute mit der größten Verehrung an ihrem geistlichen Oberhaupte. Der tibetanische Papst nannte sich infolge seiner neuen Würde „Dalai=Lama“, d. h. „Priester=Ocean“, ein Priester, der so groß ist, wie das Weltmeer, und ein Meer von Macht und Würde darstellt. Als aber China 1720 die Botmäßigkeit über Tibet erlangte, da haben die chinesischen Kaiser aus politischen Gründen noch ein zweites Papsttum in Tibet entstehen lassen, in dem Bogdo=Lama, d. h. „Gegen=Lama“, in dem Kloster Kraschiss Lhun po. Der Dalai=Lama ist aber der höchste, und beide sind so weit miteinander versöhnt, daß sie sich gegenseitig weihen und segnen.

Und was hat diese buddhistische Hierarchie aus ihren Gläubigen gemacht? Zwar hat sie ihre Kultur=Mission erfüllt; sie hat die rohen Völker Central=Asiens der Bestialität entrißen, an Moral gewöhnt, durch Buchstabenschrift und Kunst gebildet, aber weiter gefördert hat sie diese Völker nicht. Ihre ganze Entfaltung hat doch nur eine religiös=sittliche Entartung zur Folge gehabt. Wie sollte auch ein Papsttum, dessen Träger oft ein Kind ist, das abgöttisch verehrt wird, ja dessen Auswürfe jeder Art göttlich angebetet werden, einen anderen, als einen verbildenden Einfluß ausüben können! Und was bringt ein Heer fauler Mönche für Schaden, die sich vom Volk ernähren lassen, nichts arbeiten, die die Weiber brauchen nach Belieben, und als Zauberer und Ärzte, als Charlatans und Schwindler sich unentbehrlich machen, bei allen Familienfeierlichkeiten assistieren und mit ihren Seelenmessern selbst auf die Verstorbenen Einfluß auszuüben vorgeben! Alle Enthaltjamkeitsgebote werden von ihnen übertreten; man findet unter den lamaischen Priestern die stärksten Trinker und dem Opium ergebene Kranke. Eine solche Priesterjchaft kann kein höheres Ziel haben, als ein Volk in politischer und geistlicher Abhängigkeit, in Unwissenheit und Unmündigkeit zu erhalten, es auszunutzen und zu gängeln an der Kette der Religion. So ist es jetzt. Mit stumpfer Empfindung sieht der Tibetaner und Mongole den religiösen Handlungen, den Prozessionen, Kinder-taufen und Feiern zu und macht verständnislos die Gebräuche

beim Gebet und beim Rosenkranz mit. Auffallenderweise hat nämlich die nördliche buddhistische Kirche ein der katholischen völlig ähnliches Gepräge angenommen, vielleicht manches den katholischen Missionaren abgelernt, vieles aber aus sich selbst geschaffen. Ähnliche Geistes-Strömungen erzeugen ja stets ähnliche Gebräuche. Wie z. B. im Katholizismus der Inhalt der Frömmigkeit auf den kurzen Ausdruck der Formel: ave Maria u. s. w. gebracht ist, so in der lamaischen Kirche auf das Gebet: „om! mani padme! hum!“ („Heil! du Kleinod in der Lotosblume! Amen!“) Es ist dies das Universalgebet, welches in Tibet und in der Mongolei das Kind zuerst stammeln lernt, der Krieger in der Schlacht betet, und der Sterbende als letzten Seufzer ausspricht, das täglich mittelst der 108 Kugeln umfassenden Rosenkränze möglichst oft geplappert wird und die Fülle aller zu erlangenden Gnaden einschließt. Man findet diese Inschrift auf Monumenten, an den Giebeln der Häuser und Tempel. Oft stößt man auf lange Bandketten von Papier, Seide, Häuten und anderen Stoffen, welche an Stricke gebunden sind, die von einem Baum zum anderen reichen. Manchmal hängen sie in Schluchten quer über den Fluß; ja man findet solche, die in grandiosem Maßstabe vom Gipfel eines Berges bis zu dem eines anderen reichen, so daß das Thal von ihnen mit einem stets bewegten Schatten bedeckt wird. Jede dieser Ketten ist von dem tausendmal sich wiederholenden Gebet om! mani padme! hum! bedeckt. Die umherziehenden Stämme der Mongolei, die Horden, welche nördlich von der Kette des „heiligen Berges“ ein wanderndes Leben führen, die wilden, menschenfressenden Buddha-Verehrer, welche südlich davon ihr ganzes Leben hindurch unaufhörlich den Berg Sumici umkreisen — alle jene auf der Wanderung begriffenen Völkerschaften murmeln beständig die mystischen Worte. Das ganze Central-Asien ist mit immerwährenden Wallfahrten von Pilgern bedeckt, die sich, mit Gold und Silber beladen, zum Buddhaherge begeben, oder mit den empfangenen Segnungen von dort zurückkehren — und immer hört man sie ihren langsamen, schweigenden Marsch in der Wüste mit dem Gesang der mystischen Formel begleiten. Vom japanischen Meer bis zu den Grenzen Persiens ist dieses Gebet nur ein langes, ununterbrochenes Gemurmel, welches alle Völker, alle Feste belebt, das Symbol aller Glaubensformen und die beständige Hymne aller religiösen Ceremonien

bildet. (Vergl. Grube, Geogr. Charakterb. II, S. 119 f.) — Über den Sinn dieses Gebets ist sich wohl die Masse der Beter selbst nicht im klaren. Köppen (II, S. 59 ff.) meint, daß das Ganze vielleicht ein Gruß sei an einen aus einer Lotosblume geborenen Heiligen, der sich die Befehrung der nördlichen Länder zur besonderen Aufgabe gemacht hatte und auch für den Verfasser der geheimnisvollen Formel gilt.¹⁾ Mit dieser einfachen Erklärung haben sich jedoch die lamaischen Scholastiker nicht begnügt, sondern haben in der Voraussetzung, daß die sechs mystischen Silben die Quintessenz der buddhistischen Lehre und Offenbarung sind, alles Mögliche hinein- und herausgedeutet; namentlich fassen sie dieselben gern als Symbol der Seelenwanderung, so daß jede der Silben einem der sechs Reiche der Wiedergeburten entspricht und aus demselben erlöst, oder als mysteriöse Bezeichnung der sechs transscendenten Tugenden. Bei den südlichen Buddhisten findet man von dieser Formel keine Spur.

Den Höhepunkt dieses religiösen Mechanismus aber bildet die Verwendung der Gebetsräder, ebenfalls mit jenem Gebete unzählig beschrieben. Es giebt kleinere in den Händen der Leute, und größere in Tempeln und Häusern. In der Vorhalle des Hauses werden sie von jedem Eintretenden gedreht. Sie werden auf den Giebeln der Häuser vom Wind in Bewegung gesetzt, vom Wasser als Mühlen, oder über dem Herde vom Rauch getrieben. Diese Gebetsräder sind nicht nur ein Sinnbild des unendlichen Kreislauf unstät rollenden Lebens, welches nach dem Gesetz der Seelenwanderung immer an seinen Anfang zurückkehrt, sondern vor allem verschaffen sie dem, der sie dreht oder dem Drehen zusieht, ein Verdienst, so groß, als wenn er alle die vor seinen Augen vorüberrollenden Gebete selber gesprochen hätte. (Wurm, Gesch. d. ind. Relig. S. 200.)

Bei solcher religiösen Stumpfheit kann man sich über eine sittliche Degeneration der buddhistischen Völker nicht wundern. Der Despotismus der Herrscher ist geblieben. Vielweiberei ist vielfach gebräuchlich, in Tibet sogar auch die Vielmännerei, so daß Brüder wegen Mangels an Weibern zusammen ein Weib haben. Diebstahl und Trunkenheit sind an der Tagesordnung. Der

¹⁾ Vielleicht Padmapāni, der Heilige der mongolischen Buddhisten. (Vgl. Wurm S. 195.)

nördliche Buddhismus hat seine Unfähigkeit, Völker zu bilden und zu erziehen, genugsam erwiesen; er muß absterben. Buddhas guter und milder Geist ist dort untergegangen im Schlamm ent-sittlichender Abgötterei und verdummender Priesterherrschaft.

Nicht viel höher steht die südliche buddhistische Kirche auf Ceylon, in Siam und Barma, die die reine Lehre Buddhas am strengsten bewahrt zu haben sich rühmt. Statt zur lamaïschen Hierarchie mit allen ihren unsittlichen Konsequenzen, ist der Buddhismus Ceylons entartet zur äußersten Reliquien- und Bilder-Verehrung, zum Wunder- und Aberglauben. Dasselbe Gesetz, daß aus einer untergehenden Geistes- und Moral-Religion sich der Fetischismus entwickeln muß, zeigt sich auch hier. Die heiligste Reliquie ist der linke Augenzahn des Buddha, der nach vielen Irrfahrten erst in der Mitte dieses Jahrhunderts wieder in den Besitz der buddhistischen Priester gelangt ist. Eine Überfülle von Klöstern bedeckt das Land und züchtet eine Armee von Nichtsthuern und Wunderthätern. Wohl zeigt sich bisweilen noch die ethische Kraft der buddhistischen Moral in der nationalen Toleranz, die im Süden geübt wird, in der erstaunlichen Standhaftigkeit beim Ertragen von Leiden und in der Furchtlosigkeit vor dem Tode, aber die sittlichen Schäden überwiegen. Von den Siamesen und von den Singhalesen Ceylons sagt man, daß sie faul, unbeständig und zerstreut sind und vor allem durch Bettelerei lästig werden. Schlassheit und Weichlichkeit, Stumpfheit und Charakterlosigkeit, diese echt buddhistischen Früchte, treten auch dort an den Tag, und beweisen die Verwerflichkeit des ganzen religiösen Systems.

Die Kirchengeschichte der buddhistischen Religionsgemeinschaften zeigt zur Genüge, daß Gott über sie sein richtendes Urtheil gesprochen hat. Das Christentum setzt schon sein Messer an den faulenden Baum und sucht durch seinen Geist in ihn neues Leben zu bringen. Während in dem Lamaismus das Christentum erst wenig Fuß gefaßt hat, geht es in der südlichen Kirche allmählich vorwärts. In Siam arbeiten die amerikanischen Presbyterianer, aber sie haben dort einen schweren Stand und erst über 1000 Christen gesammelt. Dagegen sind in dem zu Siam gehörigen Laos 5000 Christen gewonnen. In Barma und unter den Karenen, welche im ganzen 36 000 members und 95 000 christliche Anhänger an die Kirche Jesu abgegeben haben, sind die amerikanischen

Baptisten. Auch auf Ceylon schreitet das Evangelium vorwärts; unter der Pflege der englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften stehen gegen 28 000 Christen. Die Gesamtzahl aller evangelischen Christen, die aus der südlichen buddhistischen Kirche uns bis jetzt gewonnen sind, mag nach neuerer Schätzung gegen 70 000 Getaufte und 100 000 christliche Anhänger betragen. (Vgl. Warneck, Abr. d. prot. Missionen S. 257 ff.). Des Herrn Missionsbefehl, in alle Welt zu gehen und alle Völker zu taufen, wird eifrig befolgt, und schon beginnt die Paulinische Weisagung sich zu erfüllen, daß alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters. (Phil. 2, 11.)

Fast scheint es aber, als ob in unserer Zeit der Buddhismus in Europa gewönne, was er in Asien verliert. Der Buddhismus ist eine Macht geworden in Europa und Amerika, und hat, seitdem er seit ungefähr 50 Jahren auf seinem Eroberungszuge in das Abendland begriffen ist, ungeheure Erfolge aufzuweisen. Wir leben heute thatsächlich in einer Zeit indischer Renaissance, der Wiederbelebung des indischen Altertums in Europa und Amerika, und es ist uns gar verwunderlich, wie am Ende des 19. Jahrhunderts uralte Gedanken, vor 2400 Jahren in einem entlegenen Winkel Indiens von einem Bettelmönche erdacht, später von den Nachfolgern Buddhas falsch verstanden, ja bis zur Unkenntlichkeit veräußerlicht und verändert, in christlichen Landen wieder in ursprünglicher Form an das Licht tauchen, Gestalt annehmen, und nicht die schlechtesten Geister in ihren Baun zwingen. Seitdem Arthur Schopenhauer die Grundgedanken buddhistischer Philosophie, die Lehre vom Leiden des Lebens, vom Willen zum Leben als der Ursache des Leidens, ferner von der Unzerstörbarkeit des Willens im Tode und schließlich von der asketischen Pflicht, diesen Willen zum Leben zu ertöten und dem Nirvana zuzueilen, mit seinem System verbunden hat, hat sich der buddhistisch-pessimistische Geist bedeutsam in unser modernes Bewußtsein verzweigt und eine umfassende Litteratur hervorgerufen. Bekannt sind vor allem zwei buddhistische Katechismen geworden, der eine von dem Oberst Dcott, dem Stifter der okkultistischen Sekte und Präsidenten der theosophischen Gesellschaft, unter Mithülfe des singhalesischen Hohenpriesters Sumangala auf Ceylon verfaßt und zumal in England und Frankreich zu Hunderttausenden verbreitet, und der andere von mir

oft genannte von „Subhadra Bhikshu“ (es ist der Deutsche Friedrich Zimmermann). Vor allem hat ein Gedanke aus diesem System heute besonders viele Gläubige gefunden, die Lehre von der Seelenwanderung und dem abschließenden Nirvana. Hatten einst schon Giordano Bruno und selbst Lessing diese Theorie für möglich gehalten, so berauschen sich in unseren Tagen Tausende daran. In Dresden hat jemand eine Stiftung ins Leben gerufen, deren Zweck die wissenschaftliche und litterarische Förderung und Verbreitung der „Seelenwanderung“ ist,¹⁾ und wer etwas tiefer in die geistigen Strömungen der Zeit sieht, erblickt in der Malerei, in der Musik, in Dramen schon vielfache Hinweisungen auf diese buddhistischen Ideen. Ich nenne Ibsens Drama: „Kaiser und Galiläer“, vor allem Richard Wagners „Parsifal“ und „Tristan und Isolde“.²⁾ Auch hat man christlicherseits schon mehrfach den Versuch gemacht, diese Lehre von der Wiederverkörperung biblisch zu begründen und Jesum selbst als einen Verkünder derselben zu proklamieren.³⁾ Schließlich ist man noch einen Schritt weiter gegangen und hat das Christentum aus dem Buddhismus entweder direkt durch Jesum selbst oder indirekt durch litterarische Fälschungen seitens der Evangelisten entstehen lassen. Schon Schopenhauer, welcher behauptete: „Der innerste Kern und Geist des Christentums ist mit dem Brahmanismus und Buddhismus derselbe“ („Welt als W. u. B.“ II, 693), da nach seiner Auffassung die Lehre von der Erbsünde (Bejahung des Willens) und von der Erlösung (Verneinung des Willens) die große Wahrheit des Christentums ans mache, während alles übrige nur Einkleidung und Hülle sei (I, 480), hatte die Hoffnung ausgesprochen, „daß die Lehren des Christentums irgendwie aus den indischen Religionen abzuleiten seien“ (II, 718). Das ist seitdem auch reichlich versucht worden wissenschaftlich und unwissenschaftlich, worauf wir schon im 5. Kapitel ausführlich eingegangen sind. Hier sei nur noch erwähnt, daß bei der Welt-

¹⁾ August Jenny.

²⁾ Vergleiche die hierher gehörigen Zusammenstellungen von K. Klingemann, Buddhismus, Pessimismus und moderne Weltanschauung. Essen, Bädeler 1898.

³⁾ Karl Andresen, Die Lehre von der Wiedergeburt auf theistischer Grundlage, Hamburg, Gräfe & Sillem, 1896, und E. Diestel, Gerechtigkeit, Gnade und Wiederverkörperung. Braunschweig, Schwetschke u. S. 1896.

ausstellung in Chicago 1893 ein Religionsparlament stattfand, auf welchem mit verletzender Rücksichtslosigkeit der Buddhismus sich breit machte und unter Assistenz ehemaliger Christen die Behauptung vertrat, daß die christliche Religion nur „ein Buddhismus im jüdischen Gewande“ und daß es ein „Betrug“ sei, die Offenbarung Jesu für eine originale zu halten.¹⁾

Bei solchen Zuständen ist es nicht verwunderlich, wenn sich überall in christlichen Staaten buddhistische Gemeinden bilden. Die „ethischen“ und „theosophischen“ Vereinigungen sind direkte Sprößlinge aus buddhistischer Wurzel. In der Hauptstadt Frankreichs hielt am Schluß des Orientalisten-Kongresses 1897 ein buddhistischer Priester vor einem auserwählten Publikum bekannter, gebildeter Franzosen eine Messe, ließ währenddes ein gelbes Band — gelb ist die Farbe des buddhistischen Mönchsgewandes — durch die Hände der Anwesenden gehen und jeden ein Stücklein mit nach Hause nehmen. Laut und zuversichtlich klingt schon das Triumphgeschrei von dem Siege des Buddha-Gotama über Jesus von Nazareth. Jener buddhistische Katechismus Zimmermanns schreibt: „Der Buddhismus wird in Europa die Religion der Zukunft sein, denn sie allein ist nicht Glaubenssache, wie alle anderen „geoffenbarten“ Religionen, sondern Erkenntnis- und Überzeugungslehre, die Religion des freien, edlen, sich selbst vertrauenden Menschentums, das keine göttliche Gnade begehrt und keinen göttlichen Zorn fürchtet.“ Ein bekannter Indologe und Übersetzer des Dhāmmapadam, Karl Eugen Neumann, begrüßt die indische Renaissance mit den Worten: „Das Licht der buddhistischen Lehre ist endlich auch auf unserem Horizonte aufgegangen, und es wird allen leuchten, die das Antlitz der Wahrheit ertragen können“ (Vorwort zur buddhistischen Anthol. S. 12). Ganz besonders hat sich ein ehemaliger preussischer Oberpräsidialrat Th. Schultze Mühe gegeben, den Buddhismus bei uns zu verbreiten. In der Vorrede seines Buches: „Der Buddhismus als Religion der Zukunft“ (Leipzig, W. Friedrich) schreibt er, daß nichts besser als das Studium des Buddhismus geeignet sei, „uns zu einem volleren und freieren Begriff von Religion zu verhelfen, und die inueterierten, jeden Fortschritt auf dem Gebiete

¹⁾ A. Brodbeck, Leben und Lehre Buddhas. Zürich. Verlags-Magazin. 1896.

der höheren geistigen Kultur hemmenden Vorurteile des jüdisch-christlichen Offenbarungsglaubens zu erschüttern. Eine Verschmelzung von Philosophie und Religion, wie sie gewissermaßen schon bei den Griechen und Römern vor dem Aufkommen des Christentums, viel tiefer und wirksamer aber bei den alten Jüdern stattgefunden hat, wird auch bei uns in Zukunft eintreten müssen, wenn die Religion, von unwahrem Formelkram und leerem Ritualismus befreit, zu einer ethisch-socialen Macht von positivem Werte werden soll.“ Der Verfasser leistet sich in diesem Buche hinsichtlich der Verdrehung christlicher Gedanken und Lehren, und der Fähigkeit, die Idee unsers Stifters und seines Christentums nicht zu verstehen, das denkbar möglichste.

Aber worin liegt, so müssen wir fragen, der Grund dieser Verbreitung buddhistischer Ideen? Zunächst in dem pessimistisch-blasierten Zug unserer Zeit. Er treibt einige müde Seelen dem Buddhismus in die Arme. Sodann ist die Dogmenlosigkeit und der nüchterne Rationalismus einer Religion ohne persönlichen Gott, ohne die Mahnung zur Wiedergeburt und Buße, ohne Gebet, Wunder und Jenseits für viele anziehend, welche Anstoß an der Lehre der christlichen Kirche genommen haben. Vielen modernen Menschen genügt eine kleine Summe von Moral-Grundsätzen, und diese finden sie in einer der menschlichen Natur zusagenden Weise im Buddhismus. Schließlich ist es wohl auch unreife Neugierde und Neuerungsucht, welche flache Charaktere zum Buddhismus, der nun einmal modern geworden ist, führt, wie der Blumenduft die Schmetterlinge anzieht.

Diesen Erscheinungen gegenüber gilt es nicht nur, immer von neuem auf die Hohlheit und die Herz und Geist unbefriedigend lassende Nüchternheit des Buddhismus hinzuweisen, sondern auch für die unvergängliche Hoheit und Herrlichkeit der Person und Lehre Jesu mit kraftvoller Persönlichkeit einzutreten. Je mehr der christliche Geist im Volke erstarkt, um so schneller werden die buddhistischen Liebhabereien und Irrungen verschwinden wie die Wölklein vor der Sonne. Den Strom des siegreichen Christentums kann ja doch niemand mehr aufhalten, und die es doch thun wollen, werden einst das Bekenntnis des sterbenden Julian Apostata nachsprechen müssen: tandem vicisti Galilae!

Hätten wir es als einen Ruhm des Buddhismus bezeichnen müssen, daß er nicht mit dem Schwerte missioniert hat, so steht

der **Islam** darin dem Buddhismus völlig nach. Die Kirchengeschichte des Islam ist zunächst seine Kriegsgeschichte.¹⁾ Eine Theokratie, mit dem Schwert gegründet, kann sich nur durch das Schwert erhalten. Wo sie sich Bahn brach, da flossen stets Ströme von Blut, und Trümmer bezeichneten den Weg, den sie gegangen. Als Mohammed gestorben, war Arabien durch den Islam zu einem nationalen Staat geeinigt worden. Die nomadischen Stämme wurden sich ihrer Kraft bewußt; sie drängten mit der ersten Begeisterung der Gläubigen über ihre Grenzen, und mit dem Rufe: „Es giebt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet,“ stürzten sie sich aus ihren Wüsten und Steppen, und die Worte Mohammeds flogen von Mund zu Mund: „Bekämpfet die Ungläubigen, bis jeder Widerstand aufhört und die Religion des Herrn die einzige ist.“ (8, 39.) „Glaube nicht, daß diejenigen, welche auf dem Pfade Gottes unkommen, tot sind; sie leben und werden von ihrem Herrn gepflegt. Sie sind selig mit Gottes Gnade und freuen sich auf die Nachkommenden, welche noch zurückgeblieben, denn auch ihnen steht kein Kummer bevor.“ (3, 170.) Mit unwiderstehlichem Mut, unter Führung trefflicher Feldherrn, unterstützt von einem fast ans Wunderbare grenzenden Glück der Waffen, brach wie ein glühender Lavaström das fehdelustige, beutegierige Heer der Moslime hervor und warf die ermatteten Völker, welche ein damals in Dogmen erstarrtes, verweichlichtes und gespaltenes Christentum nicht mehr hatte aufrichten und beleben können, zu Boden. Gerade in den Ländern, da der Heiland der Welt, Jesus Christus, geboren, da er seine Kirche selbst gegründet, da sein Kreuz stand auf zahllosen Tempeln und Domen, in Palästina, Syrien und Ägypten, ließ der Islam zuerst seinen Halbmond glänzen. Es erging das Gottesgericht über ein christlich Geschlecht, welches an Stelle des Geistes den Buchstaben, an Stelle des Meisters die Maria und die Heiligen gesetzt hatte. Diejenigen von den Christen, die nicht zum Islam übertraten, gerieten unter hartes Joch. Als der Patriarch Sophronius dem Kalifen Omar Jerusalem übergab, ward festgesetzt: „Die Christen dürfen die Glocken ihrer Kirchen nicht läuten, sondern nur anschlagen, neue Kirchen nicht bauen. Durchreisende Moslime sind drei Tage unentgeltlich zu verpflegen. Man wird die Christen nicht zwingen,

1) Vgl. J. W. Arnold, The preaching of Islam. Westminster. Constable.

ihre Kinder den Koran zu lehren, aber sie dürfen nicht offen von ihrer Religion mit Moslimen reden, noch jemand zur Annahme derselben bereden, auch ihre Verwandten nicht hindern, den Islam zu ergreifen. Ihre Kreuze und Bücher dürfen sie nicht öffentlich in den Straßen zeigen; sie müssen den Moslimen überall den Vorrang lassen, und dürfen weder die Kleidung, noch den Schnitt der Haare tragen, der jene auszeichnet. Das Tragen der Waffen, der Gebrauch gefattelter Pferde ist ihnen untersagt, ebenso das Verkanfen von Wein. Sie dürfen keinen Knecht annehmen, der einem Gläubigen gedient hat, müssen den Tribut der Ungläubigen pünktlich zahlen und den Kalifen als ihren Oberherrn anerkennen.“ Den Moslimen aber ward bei Todesstrafe untersagt, ein ihrem Glauben feindseliges Buch zu lesen. Nur einmal noch unter den toleranten, freier gerichteten Abbasiden leuchtete den Christen ein Hoffnungsstrahl. Als das Kalifat an die Abbasiden überging, ließ Abdallah ausrufen: „Das Kalifat ist kraft göttlichen Rathschlusses unserem Hause vorbehalten, und wird für und bei demselben bleiben, bis wir es niederlegen in die Hände Jesu Christi, des Sohnes der Maria.“ Es war das letzte Abendrot einer scheidenden Sonne. Der Islam hat danach dem Christentum mehr Schaden gethan, als dem Buddhismus.

Ein Reich nach dem andern fiel fortan den jugendfrischen Völkern in die Hände. Unter den ersten Kalifen, die als die nächsten Verwandten die Theokratie Mohammeds angetreten hatten und mit schrankenloser Macht alles Weltliche und Geistliche auf ihrem Thron vereinigten, unter Abu Bekr, Omar, Othman und Ali wurde 640 Palästina, Syrien und Aegypten, 651 Persien erobert. Ihre Dynastie brach aber zusammen; es folgt das Haus der Ommaijaden (661—750), welche die Residenz von Medina nach Damaskus verlegten. Sie streckten ihren Arm aus über ganz Nordafrika (707), ja noch weiter nach Westen bis Spanien (711), und nach Osten bis an die Ufer des Indus. Mühsam hielt sich noch hiergegen das byzantinische Kaiserreich mit seiner bedrohten Hauptstadt Konstantinopel, und auch in Frankreich ward dem ungestümen Heldenvolk der Moslime durch die deutsche Kraft unter Karl Martell bei Tours und Poitiers 722 ein Ziel gesetzt. Und als das Haus der Ommaijaden der Dynastie der glanzesfrohen, lebelustigen und freisinnigen Abbasiden Platz machte, da herrschte der Halbmond über ein ungeheures Reich von den

Säulen des Herkules über Afrika bis weit hinein in Asien, bis an die Grenze von China, und unter seinem Schimmer blühte Kunst und Wissen, Handel und Gewerbe, vor allem in der neu-erbauten Prachtstadt Bagdad am Tigris. Aber zugleich beginnt auch der Verfall. Die Kalifen werden von ihrer türkischen Leibwache ein- und abgesetzt; sie behalten nur noch die Würde des geistlichen Oberhauptes und treten die weltliche Macht, das Emirat, an den Anführer der Leibwache, an Emir al Omra, ab. Gewaltige Stürme brausen nun über die islamische Kirche. Das türkische Geschlecht der Seldschuken reißt 1058 die weltliche Herrschaft an sich und verteidigt tapfer das Grab Jesu in Jerusalem gegen die deutschen Kreuzfahrer; es erliegt 1258 den Mongolen. Langsam bildet sich unter Osmau ein neues Reich der osmanischen Türken in Kleinasien, faßt mit seinen tapfern Janitscharen festen Fuß in Europa, in den Ländern an der unteren Donau, und als noch einmal die furchtbare Gefahr durch das Mongolen-Reich des Timur-Lenk vorübergegangen war, erobert Sultan Mohammed II. mit seinen Osmanen 1453 Konstantinopel und pflanzt auf die Sophienkirche an Stelle des Kreuzes seinen Halbmond. Mit dieser letzten Entscheidung, der das griechische Reich zum Opfer fiel, hatte sich die islamische Kraft erschöpft. Alle weiteren Ausbrüche und Gelüste, selbst nach Ungarn und Osterreich mit der Hauptstadt Wien, wurden von den Christen unter dem Polenkönig Johann Sobiesky und unter Prinz Eugen blutig zurückgewiesen. Der Islam steht schon seit Jahrhunderten am Ende seiner äußeren Machterweiterung, wenn auch in Afrika noch hie und da ein Stamm ihm zur Bente fällt, wie in diesen Jahren das Volk der Kabylen. Schon längst ist ihm von Gott das „Bis hierher und nicht weiter!“ zugerufen.

Aber diese gewaltige, territoriale Ausbreitung des islamischen Reiches mußte natürlich auf die Entwicklung des religiösen Geistes und der Lehren einen gewaltigen Einfluß ausüben.

Zunächst warfen die glänzenden Erfolge einen verklärenden Glanz auf die Person des Propheten, unter dessen Fahnen und in dessen Namen die Krieger kämpften. Hatten die Muselmänner nach dem Tode Mohanmeds von ihm abfallen wollen, atmeten damals vor allem die Mekkaner, die Juden und Christen auf und erhoben ihr Haupt, als der furchtbare Despot gestorben, so ward dies nun mit einem Male anders, als sich der Sieg an

die Fahnen des Propheten heftete, und Abu Bekr und Omar die Moslime einer glänzenden Zukunft entgegenführten. Die sieges-
trunkene Masse vergaß die Fehler des Propheten, der nun bald dem festen Boden der Geschichte entriß und in das Gebiet der Legende versetzt wurde. Wie die Person Buddhas von einem entarteten Geschlecht später immer mehr zum Gott erhoben wurde, so machte man auch Mohammed zum Vertreter des Einen Gottes, zum Wunderthäter, der den Mond gespalten und die Reise durch die Luft in den Himmel gemacht hatte und nun fürbittend im Paradiese weilte. Die Kalifen waren schlau genug, diesen für den Fanatismus ihrer Soldaten so wichtigen Glauben zu pflegen.

Verhängnisvoller aber für die islamische Kirche, als diese Apotheose Mohammeds, war die Verbildung des Gottesbegriffs. Hatte schon Mohammed den einigen Gott oft als ein menschen-
ähnliches Wesen dargestellt, ihn mit menschlichen Eigenschaften und Leidenschaften ausgestattet und die rohesten, sinnlichen Vorstellungen über das Paradies und die Hölle geäußert, so war es ganz in diesem Sinn, wenn in der orthodoxen Tradition Gottes Wesen noch sinnlicher gefaßt wurde. Man legte ihm Glieder bei, Gestalt, gekräuselte Haare, reichlichen Haarwuchs, goldene Sandalen und einen himmlischen Thron als Stuhl. Wie ein orientalischer Fürst regierte er die Welt, aber auch mit der Despotie eines solchen Tyrannen. Er bestimmte in unabänderlicher Prädestination des Menschen Heil oder seine Verdammnis, Böses und Gutes, Unglück und Tod. Des Menschen Seligkeit hing ab von der Laune und Willkür Gottes; die Willensfreiheit ward aufgehoben, die Religion noch mehr als unter Mohammed zum äußerlichen, religiösen Mechanismus des Fastens, Betens, Wallfahrens und der Ceremonien erniedrigt. Der Moslim fühlte sich völlig als unfreien Sklaven Allahs und schaute mit Furcht, aber nicht mit Liebe zu ihm auf. Es ist der jüdisch=heidnische Geist, der sich in dieser orthodoxen Tradition bis in sein Extrem ausdehnte und verkörperte.

Aber gegen diese Bergewaltigung wehrten sich auch die christlichen Kräfte, die im Islam lebten, und führten zu einer ähnlichen Scheidung zwischen verknöcheter Tradition und der reinen Lehre, wie sie der Buddhismus in der Spaltung des nördlichen Lamaismus und der südlichen Kirche erlebt hat. Lamaismus und islamische Orthodoxie haben in ihrer traditionsmäßigen Entwicklung

viel Verwandtes; beide haben ihren Gott vernenschlicht, haben aus ihrem Schoß die Priesterherrschaft geboren und die Völker geknebelt, und darum haben beide gegen sich die Reaktion hervorgerufen.

Gegen die orthodoxe Richtung im Islam, gegen die **Sunniten**, die starr am Koran und an der Tradition festhielten, regte sich in vielen Moslimen die Vernunft und das Gefühl der Menschenwürde. Im 8. Jahrhundert bildete sich die Sekte der **Morgiten**, welche Gott milder auffaßten und an eine Vergebung der Sünden glaubten. Sie stellten über alles die religiöse Gesinnung und den reinen, innigen Glauben, und lehrten, daß, wenn dieser vorhanden sei, auch die Sünden vergeben würden. Auch behaupteten sie, daß kein gläubiger Moslim ewig in der Hölle verbleiben werde. Ein Schisma mit der orthodoxen Kirche trat aber noch nicht ein.

Das war der Fall bei der gewaltigen, durch die Sekte der **Motaziliten**, d. h. „die sich trennenden“, entstandenen Bewegung von 718—849. Hatten die Morgiten das Menschenschicksal hoffnungsreicher und milder aufgefaßt, so gingen die Motaziliten einen Schritt weiter, indem sie den despotischen grausamen Tyrannen Allah als ein geistiges, freundliches Wesen darstellten und ihm gegenüber die Willensfreiheit behaupteten. Sie führten einen mutigen Kampf für die geistige und sittliche Freiheit des Menschen gegen die Despotie eines jede selbständige Geistesregung erdrückenden Dogmatismus. Unter den Abbasiden ward diese Lehre zum Staatsdogma erhoben, aber nur für kurze Zeit; dann kam wieder die orthodoxe Partei ans Ruder. Daß diese strenge Richtung wieder zur Herrschaft gelangte, lag nicht nur an dem Sturz der Abbasiden, sondern noch mehr an dem mit der motazilitischen Lehre im Zusammenhang stehenden Verfall der Sitten. Das islamische Volk, bis dahin an die Kette der Priester gebunden, fühlte sich nun frei vor Gott und Menschen, verwandelte aber diese geistige und geistliche Freiheit in eine fleischliche. Es vertrat diese Selbständigkeit noch nicht. Infolgedessen war der Sieg der Orthodorie erklärlich. Aber einen dauernden, günstigen Einfluß hatte diese Bewegung doch. Die orthodoxe Lehre milderte sich um ein geringes. Gott wurde jetzt körperlos, ohne Substanz, ohne Hand und Antlitz aufgefaßt. Aber die furchtbare Prädestinationslehre blieb. Gott erteilt Lohn und Strafe, wie und

an wen er will, ohne Rücksicht auf Verdienst und Schuld, denn er hat die guten und bösen Thaten der Menschen schon im voraus bestimmt und ist unumschränkter Herr und Gebieter. Dieser Fatalitätsglaube herrscht bis auf den heutigen Tag, ein furchtbares Hemmnis gegen jede Verinnerlichung der Religion.

Noch einen dritten Ansatz zur Vertiefung der traditionellen Richtung erlebte der Islam und zwar aus den Orden seiner Mönche. Das Mönchtum des Buddhismus und des Christentums hat in gleicher Weise auf die Entstehung des islamischen Mönchswesens eingewirkt. Mit fanatischer Glut ward dieser neue Weg zur Seligkeit von den unbefriedigten Moslimen ergriffen, und ums Jahr 800 sollen sich in Jerusalem schon 20 000 Asketen dem beschaulichen Leben gewidmet haben. Sie trugen einen Kittel aus grobem Schafwollstoff, und erhielten deshalb den Namen Sufy oder Derwische („Bettler“). Sie zogen über alle Länder des Ostens als Missionare und verbreiteten die Lehre; sie lenkten durch ihre Selbstpeinigung die Aufmerksamkeit auf sich, und waren in allen diesen Stücken, mit ihrem groben Rock und dem Almosen-topf in der Hand, ein auffallend ähnliches Konterfei der buddhistischen Bettelmönche. Das Neue, was durch sie belebend auf den Islam einwirkte, war die von ihnen ausgegangene Mystik. Sie liebten es, ein beschauliches Dasein zu führen, und angeregt durch buddhistische und christliche Innerlichkeit des religiösen Lebens, sannten sie darüber nach, wie sie sich auch mit Gott in Liebe vereinigen und sich mit ihm völlig verbinden könnten. Teils meinten sie es ehrlich, teils waren sie schwärmerische Narren, viele aber auch Betrüger und Heuchler. Sie veränderten die alte Lehre. Der starre monotheistische Gottesbegriff Mohammeds wandelte sich ihnen um in einen pantheistischen, und die Ekstase, die Verzückung, wurde das Mittel, welches sie mit diesem Gott eins werden ließ. Die Lebensweise, die sie umgebende Natur, vor allem ihr Temperament begünstigte die Entstehung dieser ekstatischen Erregung, und sobald es feststand, daß diese Verzückungen als Zeichen eines frommen Sinns und einer religiösen Innigkeit galten, ergriff dieser mystische Sufismus weite Kreise, selbst die orthodoxe Kirche, und schuf in ihr eine Aenderung. Man fing an, den Koran allegorisch zu erklären, um ihn mit den herrschenden Ideen in Einklang zu bringen; man wandelte den rohen Gottesbegriff um in einen mystisch-unbestimmten; das abgeschlossene Religions-

system ward geschmeidiger, allegorisch=unklarer. Eine Fülle von Heiligen entstand, und der Glaube an sie gewann immer größeren Einfluß. Das Verhältnis zu Gott wurde ein freundlicheres und kam in einer innigen religiösen Poesie zum Ausdruck, zumal in Persien und Indien, wo am erfolgreichsten der mystische Sufismus den monotheistischen Gottesbegriff des Islam in einen pantheistischen umgestaltete. Der ganze Islam hat durch den Sufismus eine Wandlung erfahren, wenn auch heute noch in Moscheen und Hochschulen von der herrschenden, orthodoxen Partei die alte, strenge, abgeschlossene Dogmatik in unveränderter Weise vorgetragen wird. Von der religiösen Ansicht des Volkes aber meint Sprenger (II, S. 209), daß sie durch den Sufismus bedeutend beeinflusst sei. Wer meine, daß er nach Studium des Korans die Glaubensansicht der jetzigen Moslime kenne, sei fast ebenso weit von der Wahrheit entfernt, als der, der den Geist der römischen Kurie im Evangelium finden wollte.

Aber alle diese freieren Strömungen haben es doch nicht zu einer Reformation des Islam gebracht, wohl aber zu einer Spaltung. Wie der Buddhismus sich trennte in zwei Kirchen, so haben jene genannten Bewegungen auch zu einer, wenn auch nicht so scharfen Spaltung in der Religion Mohammeds geführt, nämlich die schiitische Kirche Persiens hervorgerufen. Diese persischen Schiiten sind gewiß nicht die vollgültigen Vertreter des Geistes der Motaziliten und Morgiten; sie haben die christlichen Gedanken, die in diesen Sekten vorhanden waren, nicht verwertet und verwirklicht. Sie verwerfen nur zum Teil die Tradition, erkennen Ali, Mohammeds Schwiegersohn, als seinen rechtmäßigen Nachfolger an, vergöttern ihn, betrachten die drei ersten Kalifen Abu-Bekr, Omar und Othman als Usurpatoren und verwerfen auch die Dynastie der Ommajyaden. Aber die Mystik fand bei den Persern eine weitere Verbreitung, als anderswo, und trieb reiche philosophische und poetische Blüten. Dort gilt der Name Sufy so viel als Freidenker, und man rechnet sie zu 30 000. Diese sind dem Islam völlig entfremdet. Aber zur völligen Verwirklichung ist auch bei den Schiiten Persiens die freiere Geistesrichtung früherer, reformatorischer Ansätze nicht gekommen. Ihre Fürsten-Vergötterung und ihre ganze religiöse und sociale Verfassung mit Vielweiberei und Sklaventum lassen sie nicht höher stehen als die übrigen Moslime.

Aber trotz aller gescheiterten Versuche, den Islam zu reformieren, brechen solche von Zeit zu Zeit immer wieder hervor. Im vorigen Jahrhundert schien es, als wollte der Islam sein jüdisch-heidnisches Kleid ablegen und sich ändern. Plötzlich, überwältigend trat die Reformationsbewegung der Wahhabitene unter Wahhab um 1750 auf die Bühne der Geschichte. Er faßte den Entschluß, den Islam auf seine ursprüngliche Reinheit zurückzuführen, die abgöttische Verehrung des Halbgotts Mohammed abzuschaffen, ebenso die Fülle der fürbittenden Heiligen. Alle Menschen seien vor Gott gleich und keine Vermittlung sei nötig. Reliquien und allerlei Mißbräuche, wie Gebrauch der Rosenkränze, wurden verboten. Die wahhabitische Bewegung ist die Reformation des Islam. Der Sohn Wahhabs gründete ein mächtiges Reich, eroberte 1803 Mekka, plünderte Karbala, das Nationalheiligtum der Schiiten, wurde aber 1812 aus den heiligen Städten zurückgeschlagen und verlor sein Heer. Aber die wahhabitische Macht war damit noch nicht gebrochen. Jetzt beherrschen sie wieder fast ganz Central-Arabien und bilden einen theokratischen, militärisch-organisierten Staat, der noch größerer Kraftäufferungen fähig sein dürfte. Ihre Hauptstadt ist gegenwärtig Rijad. (Vgl. v. Kremer, Gesch. d. herrsch. Ideen des Islam. Leipzig, 1868. Brockhaus. S. 186.)

Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Islam noch mehrere solcher Stürme erleben wird, bis er dem Christentum erliegt. Eine Religion, die den Menschen seinem Gott nicht näher bringt, sondern ihm Furcht vor dem Tyrannen Allah einflößt, eine Religion, die einen so offenbar sündhaften und unvollkommenen Mann wie Mohammed verehrt, die den Koran zu einem abgöttisch verehrten Mysterienbuch, zu einer Fessel für die Gewissen und für den Verstand macht, die mit ihren Vorschriften das Herz unbefriedigt läßt, weil sie lediglich Sache des Gedächtnisses und des religiösen Mechanismus ist, eine Religion, die die Vielweiberei, das Sklaventum und die Despotie schützt und erhält, die die Völker am geistigen und socialen Fortschritt hemmt und sie zum Hochmut und Dünkel erzieht, eine solche Religion muß sich trotz der in ihr ruhenden Wahrheits-Momente einmal überleben. Der alte Islam paßt nicht mehr für die neue Zeit. Zwei Faktoren sind es, die in unseren Tagen an seinen morsch gewordenen Grundfesten rütteln und den Verfall langsam herbeiführen. Zunächst der

Sufismus, der, allmählich das alte Gebäude der islamischen Dogmatik untergrabend, die Religion mehr zu einer Sache des Gemüths und des Gefühls, als des Denkens und äußeren Handelns macht, und sodann der allseitig den Orient durchdringende Einfluß der christlichen Europäer und ihrer Civilisation, der dem Moslim mit solcher Gewißheit sich aufdrängt, daß er nicht anders kann, als an sich und seinem Glauben zu zweifeln. Der europäische Einfluß erzeugt in denkenden Kreisen zunächst den Indifferentismus, welcher gegenwärtig schon in der höheren türkischen Gesellschaft und am meisten in Ägypten herrscht, und sodann die Sehnsucht nach etwas Besserem. Der alte Geist weicht zusehends vom Islam, wenn auch die äußere Hülle vorläufig noch unverändert bleibt. Man liest den Koran nicht mehr mit der Inbrunst früherer Jahrhunderte, sondern aus Gewohnheit, aus Aberglauben oder aus Heuchelei. Die Todsünde, ihn an einen Ungläubigen zu verkaufen, wird jetzt gegen bares Geld ohne Zaudern begangen. Schon giebt es zahlreiche Mohammedaner, welche die vom Koran gebilligte Vielweiberei verwerfen und in derselben mit Recht eine Hauptursache des Verfalls ihrer Nation erkennen. (v. Kremer S. 267—269.) Eine tiefe Mißstimmung geht heute durch die islamischen Völker; man will die Ketten abwerfen, die politischen und religiösen, welche sie drücken. Noch in neuester Zeit vernahm man von einer Bewegung unter Führung eines höheren Offiziers Moulvie Cheragh Ali Sahib und eines Gerichtsbeamten Syeg Amir Ali Sahib, die, mit moderner Bildung gewappnet, mit Unererschrockenheit gegen die absolute Gültigkeit des Koran kämpfen. In einem kritischen Werke Ali Sahibs heißt es: „Der Fortschritt der mohammedanischen Welt wird durch die Knebelung der freien Meinungsäußerung zurückgehalten. Ein Muselman müßte, wenn er mit den alten Gesetzgebern harmonieren wollte, sich durch die Ideen von Männern leiten lassen, die im 9. Jahrhundert gelebt haben und daher keine Ahnung von dem haben, was man im 19. Jahrhundert verlangt . . . Die knechtische Deutung des Buchstabens und die Vernachlässigung des Geistes des Koran, das sind die charakteristischen Züge unserer Gelehrten. Es giebt gewisse Stellen des muselmanischen Gesetzes, die in vollständigem Mißklang stehen zu den Bedürfnissen der Gläubigen in Indien oder in der Türkei. Reformen drängen sich gebieterisch auf. Die alten Kommentatoren unseres Gesetzes haben als unveränderliche

Basis unserer Glaubenssätze angenommen, was nur vorübergehende Auslegung war. Ein soziales System, das gut für barbarische Zustände war, ist für uns nichts mehr wert, die wir die Früchte der modernen Civilisation gekostet haben.“ . . . So scheint es denn, daß der Islam, wenn einmal das orientalische Staatsgefüge, das ihn stützt und zugleich auf ihm steht, gefallen sein wird, in eine andere, mächtigere Strömung einlaufen muß. Er hat seine Kulturaufgabe erfüllt. Er hat rohe, heidnische Völker erzogen, hat den Monotheismus und strenges Gesetz verbreitet, hat hohen Glaubensmut und die Gewißheit eines jenseitigen Lebens begründet, aber befriedigt oder sittlich umgestaltet hat er seine Anhänger nicht. Wie der Mojaismus zuerst kam und auf Christum hinarbeitete, so kann auch der Islam nur ein „Zuchtmeister“ sein auf einen Höheren. Und wer ist der? Derjelbe, auf den auch der Gesetzesstarke, unfreie Mojaismus auslief, Jesus Christus.

Schon rüstet sich das Christentum, den Islam in sich aufzunehmen mit seinen 200 Millionen Moslimen. Zwar ist das eine schwere Arbeit bei dem Fanatismus und der Intoleranz der Mohammedaner, und die evangelische Mission ist über die Anfänge noch nicht hinausgekommen. Sie hat sich bisher meist darauf beschränken müssen, die verschiedenen Reste alter Kirchengemeinschaften, welche sich im Islam noch finden, geistlich zu beleben.¹⁾

¹⁾ Zwischen der armenisch-orthodoxen Kirche und dem Protestantismus besteht bekanntlich heute ein sehr freundschaftliches Verhältnis, und die altberühmte Kirchengemeinschaft der Nestorianer in den südtürkischen Ländern war bisher mit protestantisch-kirchlichen Kreisen eng verbunden. Ebenso hat der Protestantismus in Syrien ziemlich feste Stützpunkte gewonnen, und die gesamte griechische Kirche steht ihm heute innerlich viel näher als die russische Kirche, deren planmäßiges Bestreben dahin geht, die unter dem östumenischen Patriarchat stehende griechische Kirchenorganisation durch eine russisch-slavische zu ersetzen. Man braucht nur den Bildungsgang und die bisherige Wirksamkeit des gegenwärtigen östumenischen Patriarchen Konstantin V. zu kennen, der in Basel, Straßburg und Heidelberg protestantische Theologie studierte und vor drei Jahren das berühmte Antwortschreiben an Papst Leo betreffend die angebliche Wiedervereinigung der Kirchen verfaßt hat, um zu verstehen, wie ernstlich gegenwärtig die griechische Kirche den Kampf gegen die zwei Fronten, die russische und die päpstliche Propaganda, zu führen hat. — Die evangelische Arbeit unter diesen erstarrten altchristlichen Kirchen ist bis jetzt nicht vergeblich gewesen: 200 organisierte evangelische Gemeinden mit 80—90 000 christlichen Anhängern;

Aber Christi Sache wird vorwärts gehen. Über der Mission an den Mohammedanern steht in Flammenschrift dasselbe Wort, das die Kreuzfahrer einst antrieb, das heilige Grab den Anhängern des falschen Propheten zu entreißen: „Gott will es.“ Freilich aber wird dieser letzte Sieg noch Weile haben, denn Gottes Mühlen mahlen langsam. Ja, jetzt scheint es sogar, als habe der Islam wieder neue Lebenskraft erhalten. Seitdem die Türkei über Griechenland gesiegt hat, hat sich das Selbstbewußtsein der Moslime wieder gehoben, und der all-islamitische Gedanke beginnt von neuem die Gemüter zu begeistern. In dem Sultan in Konstantinopel sieht man den zukünftigen Herrn der Welt, und von allen Seiten laufen Adressen bei ihm ein, welche von dem erwachenden Fanatismus der Mohammedaner Zeugnis geben. Die islamischen Völker scheinen sich enger aneinander zu schließen, und es ist nicht uninteressant, was vor einigen Jahren das Hofblatt „Maleumat“ schrieb: Die Interessengemeinschaft aller mohammedanischen Völker und die Verbrüderung aller Anhänger des Propheten sei stets vorhanden gewesen. Dem Mohammedaner sei jeder andere Bekenner des Islam ein Bruder, gleichviel ob er in Hinter-Indien, im tropischen Afrika oder in Europa wohne, denn nationale Unterschiede beständen für die Angehörigen des mohammedanischen Glaubens nicht. Die Gesamtheit der Mohammedaner fühle sich deshalb trotz aller Verschiedenheiten an Sprache, Abstammung und Rasse als ein geschlossenes, nationales und religiöses Ganzes, zwischen dessen einzelnen Gliedern niemals eine grundsätzliche und dauernde Gegnerschaft entstehen könne. Das christliche Europa, dessen einzelne Reiche sich teilweise in Erbfeindschaft gegenüber ständen, kenne freilich ein solches Gefühl der allgemeinen Verbrüderung nicht, und deshalb hätten sich auch so oft die europäischen Staatsmänner und Feldherrn bei der Beurteilung der mohammedanischen Länder und deren Widerstandsfähigkeit geirrt. Denn ein Volk, welches inustande sei, seinen letzten Mann und

1100 Schulen mit 55 000 Schülern und 12 gediegene Bibelübersetzungen! Diese Zahlen bedeuten einen Sauerteig, der in die alte christliche Bevölkerung gemengt ist, und der selbst da eine Gärung bewirkt hat, wo das offizielle Kirchentum jeder reformatorischen Bewegung gegenüberstand. Besonders unter den Armeniern ist der belebende Hauch spürbar, der von der evangelischen Predigt und Schule ausgegangen ist. Das sind glückverheißende Zeichen für die Mission unter den Moslimen! (Warneck, Abriß. 236.)

sein gesamtes Besitztum für die große gemeinsame Sache des Glaubens einzusetzen, könne selbst durch Niederlagen niemals besiegt werden, und andererseits werde an jedem Erfolge und Siege des Einzelnen die Gesamtheit aller Mohammedaner von Marokko bis Java teilnehmen. — Daß ferner die europäischen Mächte bei der Ausrottung der Armenier durch Türken und Kurden so gleichgültig zusahen, daß ferner Rußland und die Türkei sich politisch einander genähert haben, und daß auch Deutschland dem Sultan Freundschaft entgegenbringt, sind keine glückverheißenden Anzeichen für die Zukunft. — Auch entfaltet der Islam im Innern Afrikas eine erfolgreiche, mehr oder weniger fanatisch und gewalthätig betriebene Propaganda und rückt dort immer weiter vor. Aber auch durch friedliche Arbeit, durch Handel und Verkehr mag der Islam auf die Naturkinder Afrikas Einfluß gewinnen, und da der Übertritt aus einer Naturreligion zu der Gesetzesreligion des Islam keine Umänderung der Gesinnung verlangt, sondern schon das Nachsprechen des islamischen Glaubensbekenntnisses und die Befolgung der vorgeschriebenen Ritualien zum vollgültigen Moslim macht, so ist es den Heiden nicht schwer gemacht, Mohammedaner zu werden. Darum stehen wir Christen noch ziemlich erfolglos dem Islam gegenüber. Warneck schreibt: „Die Missionszeit für die mohammedanische Welt scheint noch nicht erfüllt zu sein und die auf den Fall der türkischen Macht gestellte Hoffnung ist durch die jüngsten türkischen Siege über die Griechen wieder in weite Ferne gerückt. Unter diesen Umständen jetzt an den Beginn direkter Mohammedanermisionen zu denken, ist ein Wagnis, welches christliche Besonnenheit widerraten muß, angesichts der Mißerfolge und nutzlosen Opfer z. B. in der freischottischen Mission im südlichen Arabien und der gänzlich fehlgeschlagenen Unternehmung des Pastor Faber in Persien . . . Was neben dem mohammedanischen Fanatismus als besonders erschwerend ins Gewicht fällt, das ist die böse Verquickung mit der Politik. Nicht nur daß die islamitischen Regierungen gegen die evangelischen Missionare voll des schlimmsten Mißtrauens sind, als ob sie zum Aufruhr reizten, auch die politische Eifersucht der christlichen Mächte hält die Mission danieder. Rußlands Antagonismus gegen England, der in allem, was evangelisch heißt, eine Gefahr für seine Eroberungspläne erblickt, geht bis zur Protektion des Mohammedanismus, so daß es selbst der orthodoxen Kirche unter seinen

eigenen mohammedanischen Unterthanen die Mission verbietet. Und die zweideutige englische Orientpolitik ist nur dazu angethan, dem Mißtrauen Rußlands wie der Türkei immer neue Nahrung zu geben. Die ganze europäische Politik mit Einschluß der deutschen behandelt die türkische Herrschaft als ein *noli me tangere*, und dieser Schutz wird zur Ungunst aller missionarischen Bestrebungen.“ (Abriß. S. 231.)

Aber einmal wird doch auch für den Islam die Stunde schlagen, und Gott wird uns die Thore öffnen. Auch der Islam wird weichen, und die Weissagung des Abbasiden Abdallah in Erfüllung gehen, „daß das Kalifat niedergelegt werden wird in die Hände Jesu Christi, des Sohnes der Maria.“

Und dasselbe Christentum, das heute mit seinen 452 Millionen Anhängern die zahlreichste Religion auf dem Erdenrund ist und den Buddhismus und Islam anfängt zu überwinden, trug von Anfang an den Stempel des Sieges an der Stirn. Denn des Christentums innerstes Lebensprincip ist die Mission. Es hat auch allein zur Weltmission das Recht. Warum? Gott hat nicht bloß eine ihm ebenbildliche Menschheit geschaffen, sondern er machte auch diese ihm ebenbildliche Menschheit in ihrer Gesamtheit zum Gegenstand seiner rettenden Liebe. Diese Liebe ist in Christo That geworden. Es sollen alle Menschen an dem Heil teilnehmen, Juden und Heiden, und darum muß allen Menschen das Heil verkündet werden „als eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben.“ Christus ist daher der einzige, der das Recht und die Pflicht gehabt hat, einen Missionsbefehl für alle Völker zu geben. Buddha und Mohammed konnten nicht daran denken, ihre Religion auf alle Menschen auszudehnen und haben auch nicht daran gedacht. Jesus allein hat diese Aufgabe gehabt und hat Matth. 28, 18—20 dieses ausgesprochen. Seine Apostel waren Missionare. Es ist darum vom ersten Tage an die Mission eine Forderung des Glaubenslebens und der christlichen Selbsterhaltung gewesen, mithin eine selbstverständliche Pflicht. „Die Kirche wird sich selbst untren, sie fällt von ihrem Ursprung, sie fällt vom Wesen des Christentums ab, wenn sie sich ihrer Missionspflicht entzieht. Umgekehrt bringt ihr selbst die Ausübung dieser Pflicht den reichsten Segen, nach dem alten Naturgesetz des Himmelreichs: „wer da hat, dem wird gegeben werden.“ (Barneck, Abriß. S. 1 ff.)

Die Jünger haben darum als ihre erste Aufgabe angesehen, für den Heiland unter den Völkern zu zeugen. Kaum war der Heiland gen Himmel gefahren, da erschallte ihre glaubensstarke Missionspredigt, und der Tag der Pfingsten sah in die Hallen der jungen Kirche Jesu gleich gegen Dreitausend einziehen. Mit wunderbarer Schnelligkeit breitete sich die neue Lehre aus, ein Beweis, daß die Zeit damals erfüllt war und die Herzen sich nach der Wahrheit sehnten, aber nicht durch das Schwert, wie der Islam es gethan, sondern nur durch die Predigt und durch den Glauben. Gewaltige Männer waren die ersten Sendboten des Auferstandenen; am gewaltigsten der Pharisäer Saul, der zum Paulus ward. Es ist sein Verdienst, daß er das Evangelium durch Kleinasien trug bis nach Athen, Corinth und Rom, daß er die Heidenchristen vom Durchgang durchs jüdische Gesetz befreite und sie selbständig machte, und daß er in seinen geistesmächtigen Briefen die Grundgedanken der christlichen Lehre niederlegte, vor allem die Rechtfertigung des Sünders vor Gott, nicht durch Werke, sondern durch den Glauben an Jesum Christum. Wunderbar war die schnelle Verbreitung des Christentums, und als das zweite Jahrhundert zur Reife ging, da durchdrang der Schall des Evangeliums das ganze römische Reich. Nicht nur in Nordafrika, sondern auch in Spanien, Gallien, Britannien und diesseits des Rheins, ja sogar über die römischen Grenzen hinaus in Persien, Parthien und Indien entstanden christliche Gemeinden, so daß Tertullian voller Siegesfreude den Heiden zurufen konnte: „Von gestern sind wir, und doch haben wir schon alle eure Städte erfüllt, die Inseln, Festungen, Municipien, Ratsversammlungen, sogar die Heerlager, Zünfte und Dekurien, den Palast, den Senat, das Forum; wir haben euch nur die Tempel gelassen. Giebt es einen Krieg, für welchen wir nicht stark genug gewesen wären, wenn auch ungleich an Truppenzahl? Aber es ist bei unserer Lehre eher erlaubt, sich töten zu lassen, als selbst zu töten.“ (Apolog. Kap. 37.) Das Christentum hat sich schneller verbreitet, als der Buddhismus und selbst als der Islam, obwohl es an die Gesinnung der Menschen ganz andere, schwerere Forderungen stellte, als jene beiden anderen Religionen, bei denen zum Uebertritt nur die Annahme eines äußerlichen Glaubensbekenntnisses nötig war. Auch waren die Feinde, die dem Christentum hemmend in den Weg traten, furchtbarer, zäher, entschlossener, als diejenigen, die

den Buddhismus und Islam bekämpften. Mit fanatischem Haß verfolgten zunächst die Juden die neue Lehre, aber es half ihnen nichts; Jerusalem und der stolze Tempel mußten darüber zu Grunde gehen, und das Gottesgericht trieb das verworfene Volk über die ganze Erde. An die Stelle der Juden trat die Feindschaft der weltbeherrschenden Römer. Furchtbar war der Drang. In sieben blutigen Verfolgungen entlud sich über der christlichen Kirche heidnischer Zorn, Blutdurst und Verachtung; aber wenn auch die Opfer zahllos dahinsanken, die Gemeinde Jesu nahm nicht ab, sondern zu, und das Blut der Märtyrer ward der Same der Kirche. Kaum war aber der furchtbarste Sturm des Diokletian in einem Meer von Christenblut untergegangen, da machte nach kurzem Kampf der Kaiser Konstantin das Christentum zur Staatsreligion 323, wohl mehr aus politischen, als aus religiösen Gründen, und auch nicht zum vollen Segen der Kirche, da nun Namen-Christentum und äußeres Fürwahrhalten die alte Glaubens-tiefe und Innigkeit gar oft verdrängte.

Aber diese äußeren Feinde waren die schlimmsten noch nicht. Viel gefährlicher für den Bestand des Evangeliums selbst waren die inneren Kämpfe, die die junge Kirche bestand. Bei der Innerlichkeit des Christentums, welches auf die endgültige Fixierung der dogmatischen Lehre anfangs nicht den größten Wert legte, sondern darin zunächst Freiheit walten ließ, — während dem Buddhismus in den vier Wahrheiten und Klosterregeln des Buddha, und dem Islam in dem Koran des Mohammed eine solche unveränderliche Dogmatik von Anfang an gegeben war, — mußten notwendig Geisteskämpfe und Spaltungen entstehen, die freilich für den Geist des Christentums von den verhängnisvollsten Folgen sein konnten. Aber während es ein Zeichen der Vergänglichkeit der beiden Religionen ist, daß ihre inneren Kämpfe immer Änderungen des ursprünglichen Geistes und der Lehre ihrer Stifter nach sich zogen und ihren Religionen schließlich ein ganz anderes Aussehen gaben, so hat das Christentum zwar auch viel fremde Elemente in sich aufgenommen, aber es hat doch auch auf der anderen Seite diese fremden Bestandteile immer wieder auszuscheiden die Kraft gehabt, hat sich immer wieder auf den Geist des Stifters besonnen, und dadurch zugleich den Beweis seiner ewigen Wahrheit erbracht. Wenn Buddha heute zu der götterreichen, menschenvergötternden, papistischen nördlichen

Kirche des Dalai-Lama, oder auch zu der reliquienfrohen, stumpfen jüdlischen ginge, oder wenn Mohammed heute die Veränderungen seines Islam, hervorgerufen durch die freiere Geistesrichtung der Sekten, durch das Mönchtum der Derwische, durch die Mystik des Sufismus und durch die Einwirkungen europäischer Kultur schauen könnte, sie beide würden ihre Religionen nicht wieder erkennen und sich fremd fühlen. Wenn aber der Heiland der Christen unter uns wandelte, er würde in der evangelischen und selbst auch in der katholischen Kirche seinen Geist wiederfinden und die Früchte schauen, die an seiner Pflanzung gewachsen.

Zuerst kämpfte die Kirche Jesu gegen den judenchristlichen Geist der Ebioniten; deren Gedanken haben nachher im Islam feste Gestalt gewonnen. Sodann stritt sie gegen die viel größere Gefahr, welche von heidenchristlicher Seite im Gnosticismus drohte. Unterlag hier die Kirche, dann wäre der Schwerpunkt der christlichen Religion aus dem Glauben in die Erkenntnis, aus der Innerlichkeit des Gemütslebens in ein phantastisches Reich von Dogmen und Spekulationen hineinverlegt worden, und das Christentum hätte aufgehört, eine erlösende Volks- und Weltreligion zu sein. Auch die manichäische Lehre mit ihrem dualistischen Parsismus hat die Oberherrschaft nicht erlangen können. Einflußreicher noch, als diese Kämpfe, waren die dogmatischen Streitigkeiten eines Athanasius und Arius, eines Augustin und Pelagius, die auf großen ökumenischen Synoden ausgefochten wurden. Der Niederschlag dieser Geisteskämpfe war die christliche Dogmatik. Dogmen, d. h. klare, wissenschaftliche Ausgestaltung dessen, was man glaubt und denkt, waren damals nötig und sind noch heute nötig. Dogmen sind wie ein Zaun, der die Grenzen absteckt und das Hereinbrechen äußerer, fremder Einflüsse verhindert. Sie sind ein notwendiges Produkt religiösen Denkens, und haben weniger für den einzelnen Gläubigen, als für die Gesamtheit, für deren inneren Zusammenhalt und äußere Abgrenzung, ihren bleibenden Wert. Aber sie sind in der christlichen Kirche immer erst das zweite, und man darf aus ihnen kein Hindernis für die freie religiöse Entwicklung und für die Seligkeit des Einzelnen machen. Es ist immer ein Zeichen von religiösem Tode, von geistlicher Erstarrung, wenn man den Buchstaben stellt über den Geist, die Formel über die Gesinnung, das Fürwahrhalten über den Glauben. Das Christentum sinkt herab auf die Stufe des Buddhismus und

des Islam, wenn es die Entwicklung des religiösen Sinns und der freien Herzensfrömmigkeit durch dogmatischen Zwang und Formel unterbindet.

Dieser Gefahr ist die christliche Kirche damals erlegen. Die Produkte ihrer Geistesarbeit, sanktioniert auf Kirchenversammlungen, erhielten den Wert einer göttlichen Satzung, und so schuf man auch hier, wie im Buddhismus und Islam, aus Menschenfündlein das System der kirchlichen Tradition. Es hatte so kommen müssen; die Nachwirkungen der ersten großen Sekten, der Einfluß der griechischen Philosophie auf das christliche Denken, das Streben nach einheitlicher Gestaltung der Lehre, und auf der andern Seite die Unwissenheit der großen Masse, welche der christliche Geist noch immer nicht durchdringen hatte und durchdringen konnte, waren an dieser für die Kirche so verhängnisvollen Erstarrung schuld. Aus dem inneren Gefühl ging das Christentum in die äußere That und in das Fürwahrhalten. Und als um dieselbe Zeit noch das Papsttum sich bildete, die unbiblische, widerchristliche und auf gefälschter Geschichte beruhende Einsetzung der Statthaltertschaft Jesu, verursacht durch die aufgegriffenen Weltherrschaftsgelüste des heidnischen Rom, durch die Kraft und Energie römischer Bischöfe, durch eine falsche Auslegung der Schrift und Geschichte, als ferner aus patriarchalischen Ordnungen des christlichen Gemeindelebens sich der Stand der Bischöfe und Priester entwickelte, als eine Legion von Mittelern und Heiligen, an der Spitze die Maria, das Ansehen des Erlösers verdunkelte und Reliquiendienst und Aberglauben die Gemüter im Banne hielt, da trieb das Schiff der Kirche in demselben Fahrwasser und derselben Gefahr des Scheiterns entgegen, welcher der Buddhismus und der Islam erlegen sind. Die papistische katholische Kirche verdankt ihre Entstehung demselben Abweichen vom Geist des Stifters und derselben Macht der Tradition, wie der Lamaismus des Buddhismus; sie nahm an Intoleranz und an Verhärtung in Ceremonien und Formeln daselbe Wesen an, wie die Orthodorie des Islam. Lamaismus, papistischer Katholicismus und islamische Orthodorie liegen auf einer Linie, ebenso wie ihre Häupter, der Dalai-Lama, der Kalif und der Papst, ähnliche Erscheinungen sind. Aber wie sich in den beiden anderen Religionen eine Unterströmung bildete, die anfangs unsichtbar, dann in der Kirchenspaltung ans Licht trat, die im Buddhismus die südliche

Kirche auf Ceylon und in Hinterindien schuf, und im Islam die Bewegung der Morgiten, Motaziliten, Schiiten, Wahhabiten ins Leben rief, so auch im Katholicismus. Die Wahrheit des Evangeliums ließ sich nicht auf die Dauer unterdrücken. In der innerlichen Frömmigkeit, in der Mystik eines Meister Eckart, Tauler, Suso, Thomas a Kempis, in den stillen Vereinigungen der Gottesfreunde, in den vorreformatorischen Bewegungen der Albigenjer und Waldenjer, des Johann Wiclef, Hus und Savonarola, machte sich ein Gegensatz gegen das inquisitorische, weltlich entartete Papsttum geltend, und als man auf die heilige Schrift zurückging, als man an die Gewissensfreiheit appellierte, und als man, statt in guten Werken, wieder im Glauben an den Erlöser seine Seligkeit zu suchen anfing, da sprudelte die Unterströmung schon mächtig an das Licht, und Jesu Geist wurde wieder lebendig. Noch ein paar gewaltige Erschütterungen durch den Humanismus, der die Selbständigkeit des freien wissenschaftlichen Denkens entgegen der Bevormundung durch die Priesterchaft schuf, ferner durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung Amerikas, und die Kruste ward zertrümmert, die sich luftraubend auf die Oberfläche des Stromes gelegt hatte. Was kein Buddhismus und kein Islam in dieser gewaltigen Weise erlebt hat, das geschah im Christentum: eine Zurückführung der Kirche auf die reine Lehre des Stifters und dadurch eine Erneuerung des ganzen Volkslebens. Das war die deutsch-evangelische Reformation Martin Luthers; freilich wurde sie erkauft durch die Spaltung in eine katholische und protestantische Kirche. —

Aber so verbildet und verzerrt, wie der Samanismus und die Orthodorie des Islam, ist der Katholicismus nie gewesen. Er hat vielmehr aus seinem Schoße bis zur Reformation herrliche Früchte hervorgehen lassen; er hat die Völker gebildet, er hat die Mission getragen in die Wälder Deutschlands und hat Goten und Vandalen, Franken und Sachsen, Friesen und Baiern, auch Engländer und Slaven bekehrt; er hat das Mönchtum gepflegt und entwickelt, und diese christlichen Mönche haben für ihre Kirche eine weit segensreichere Bedeutung gehabt, als die Mönche Buddhas und die Derwische des Mohammed. Sie haben die Kultur verbreitet, haben Städte und Dome gegründet, sie waren die Träger der Wissenschaft und die Pfleger echter Frömmigkeit, aus ihren

Klöstern gingen die Scholastiker hervor, welche die gesamte christliche Theologie zu behandeln und vor der Vernunft zu begründen unternahmen und den Glauben erheben wollten zum Wissen; in ihren Zellen hat man auch die Mystik gepflegt, die Herzensfrömmigkeit, welche Gott nicht zu begreifen trachtete, sondern zu ergreifen. Von der katholischen Kirche angeregt und geleitet sind die Kreuzfahrer zum heiligen Grabe gezogen, eine Völkerwanderung christlicher Helden, welche aber doch den über Palästina gesprochenen Fluch Gottes nicht aufzuheben vermochten.

Aber im unchristlichen Ringen um die weltliche Gewalt, die das Papsttum in schwere Kämpfe brachte mit den deutschen Kaisern, bei einer fast heidnischen Verehrung der Lehre und Tradition, die das Verhältnis zu Gott abhängig machte vom Verhältnis zur Kirche, die mit Schwert und Feuer jede selbständige Herzens- und Geistesregung unterdrückte und die widersinnigsten, fast buddhistischen und islamischen Blüten trug, verfiel die stolze Papst- und Priester-Kirche. Sie versank in Unwissenheit, Unsittlichkeit und Weltlichkeit. Sie spaltete sich in die griechisch-orthodoxe und in die römische Kirche. Die Päpste verfluchten sich einander, und das arme Volk ging umher wie eine Herde ohne Hirten. Man sehnte sich nach Besserung. Gott sandte den Luther. Die Reformation war nichts anders, als das Wiedererwachen des Geistes und der Wahrheit Jesu und seiner Apostel, der elementare Ausbruch der lange geknebelten Sehnsucht nach Herzensgemeinschaft mit Gott durch den Glauben an Jesum Christum. Die evangelische Kirche ist die Kirche ihres Stifters; sie ist dazu berufen, einmal das ganze Christentum zu durchdringen, und darum geht im Mund des evangelischen Volks der Vers: „Gottes Wort ist Luthers Lehr, darum vergeht sie nimmermehr.“ —

Schon hatte es den Anschein, als sollte die junge evangelische Kirche noch einmal an sich die ganze schiefe Entwicklung durchmachen, welche der katholischen Kirche zum Verhängnis geworden war. Auch sie spaltete sich in eine lutherische und reformierte Partei, und doch waren diese beiden Schwestern nichts anders, wie die sinnige, gemütsstiefe Maria, die zu des Herrn Füßen saß, und wie die thätige, streng sittliche, praktische Martha; aber beide hatte der Herr lieb. Wieder kam eine nüchterne Zeit der Scholastik, da der Buchstabe drohte, den Geist zu töten, wieder wollte man den tiefen Strom echt christlichen Lebens mit Zaun und Hecke ein-

dämmen und eine unevangelische Tradition schaffen, und wieder bransten auch von außen die Stürme über die Protestanten, wie einst die Verfolgungen über die ersten Christen, die verheerenden Stürme des Schmalkaldener und des dreißigjährigen Krieges. Sie haben unsere Kirche in den Grundfesten erschüttert, und wo ein Teil von ihr zusammenbrechen wollte, da standen schon an ihren Thoren des Papstes Totengräber, die Jesuiten, und trugen die Trümmer zu ihrem Kirchhofe hinaus. Der Geist Luthers schien vom Protestantismus gewichen, und schon machte sich eine kalte, rationalistische Strömung breit, der jede Gemütsiefe und jede Autorität geoffenbarter Wahrheit zum Opfer zu fallen schien. Aber schon vorher hatte sich im Pietismus die evangelische Innigkeit des Glaubens mit der Freiheit des Denkens und Forschens verbunden und fand in Schleiermacher die beste Verkörperung. Dem gesunden Pietismus verdankt die evangelische Kirche ihre Errettung. Der Strom ward wieder frei und ergoß sich über die Lande; er verband sich seit 1817 mit dem reformierten, und seitdem ist alles, was Deutschland groß und glücklich gemacht hat, an diesem lebendigen Wasser gewachsen. Die Innigkeit des Glaubens und die Freiheit des Gewissens, der deutsche Geistesfrühling mit seinen Dichtern, Denkern und Künstlern, die moderne, freiheitliche Staatsverfassung, der Schutz der einzelnen Persönlichkeit und die Anerkennung der Menschenwürde, die deutsch-evangelische Schule und das deutsch-evangelische Pfarrhaus, und nicht zum letzten die glorreiche Entwicklung des evangelischen Hohenzollernhauses vom Kurhut bis zur Königskrone und von hier bis zum deutschen Kaiserdiadem — das sind alles, alles Früchte, die am Baum der evangelischen Kirche gereift sind. Keine Volksbewegung ist zu tief und zu groß, daß ihr die Macht des evangelischen Geistes und Glaubens nicht gewachsen wäre und sie überwände. Die gewaltigen Vereinigungen in der Mitte und gegen Ende dieses Jahrhunderts sind dafür beredtes Zeugnis. Die evangelische Kirche ist unüberwindlich, wenn sie zweierlei nicht vergift: einmal die Pflicht eines festen Zusammenschlusses gegen Rom und den ungläubigen Zeitgeist, und sodann die noch größere Pflicht der Brüderlichkeit, die da nie außer acht läßt, daß wir keine Kirche des Buchstabens, sondern des Geistes sind, eine Kirche der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe. Ist das der Fall, dann werden es die Völker der Erde lernen, daß in der

evangelischen Kirche ihnen die schönste Zukunft beschaffen liegt. Schon beginnen vor dem hellen Glanz Jesu Christi die Schatten des Buddhismus und des Islam zu weichen, und schon knien vor dem Auferstandenen Tausende von denen, die nicht mehr an den Atheismus Buddhas glauben und an die Gesetzesreligion des Mohammed.¹⁾ Wann werden aus diesem Zeichen, daß Gott für uns ist, die Ungläubigen und Gleichgültigen aus unserer eigenen Religion sich eine Lehre ziehen? Wann werden erst alle Schatten vor der siegenden Sonne sinken? Die Geschichte unserer evangelischen Kirche war und ist und wird später noch mehr sein die Geschichte eines andauernden Kampfes, der nur langsam vorwärts kommt; die Hoffnung auf schnelle Erfolge hat der Herr selbst zurückgewiesen. (Matth. 13, 31 ff. Luk. 21, 19. Jakob. 4, 7.) Aber wir werden weiter kommen, und endlich siegen. Wenn daher auch immer wieder trübe Zeiten kommen und uns die hoffnungsfrohe Aussicht rauben, wenn es um uns dunkler, statt heller zu werden scheint, wenn das Heidentum immer wieder Versuche macht, dem Christentum Wunden zu schlagen, dann wollen und sollen wir Protestanten uns trösten mit dem letzten Wort aus unserem lutherischen Siegesliede:

„Das Reich muß uns doch bleiben!“

¹⁾ Im ganzen zählt die evangelische Kirche nach hundertjähriger Missionsarbeit 4 Millionen getaufte Heidenchristen, denen aber noch 1000 Millionen ungetaufte gegenüberstehen. Das erscheint wenig. Aber wir müssen bedenken, daß sich die Zahl der Heidenchristen jährlich um mehr als 100 000 vermehrt, d. h. verhältnismäßig um mehr als das Doppelte wie die der Geburten innerhalb der heidnischen Welt. Schließlich wird der Missionserfolg der Zukunft ein progressionsmäßig immer größerer. Es ist schon ein großer Sieg, daß unsere christliche Mission so tief in die nichtchristlichen Völker eingedrungen ist und dort dauernd Fuß gefaßt hat.



Princeton Theological Seminary Libraries



1 1012 01248 4665



